Bavar. 4626 n/1

(44 Bd)

W. Hahnloser
Schriftgiesserei und Druckwarenfabrik
München-Ost
Johannisplatz 12

2. Ex.

Mars
183.

Bajerische Geschichte

für

alle Stände des Vaterlandes

ohne Unterschied

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

von

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Das Gute reift langsam; aber gewiß.

Erster Band.

München, 1832.

Bei E. A. Fleischmann.

Gol 56/1903

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bajerische Geschichte

von

den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832.

Erster Band.

Bajerns Kindheit.

Von Christi Geburt bis 911 nach Christus.

Der

Bajerischen Nazion

und

ihren Enkeln

in

unbegränzter Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit

geweiht

vom Verfasser.

Den großen Seelen eine große Gabe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Entschlaf'ne Jahrtausende!
Hebet eu're niedergesunkenen Häupter noch Einmal empor,
Und schenket der ewig neuen Zukunft
Den Segen, welchen ihr hattet!

Klopstock.

Der Christ nennt das alte und neue Testament, der Muselmann den Koran, der Jude den Talmud seine heilige Bibel. Jede Religion hat also ihr eigenes Monument irgend einer göttlichen Abstammung, und jede verwirft die höhere Heiligung der andern. — Ein Buch aber gibt es, welches alle Völker, von welcher religiösen Ueberzeugung sie auch immer sein mögen, mit gleichem Interesse lesen, und dieses Buch ist die Geschichte der Menschheit.

Mag sie von Milliarden oder Millionen, von ganzen Völkern, oder einer Nazion handeln, die Geschichte ist immer die heilige Bibel göttlicher Majestät, menschlicher Größe und menschlicher Schwachheit. Sie ist für

das ganze Zeitenmeer die eherne Tafel der Gesetze, deren Geist für Alle, und deren Form von Allen gemacht worden ist. Keine Intoleranz spannt ihre blutigen Fittige über die aufgerissenen Grabhügel verstorbener Jahrtausende. Mag die Form der Religion des Lesers, nach welcher er seinen Gott verehrt, heißen, wie sie wolle; in der Geschichte, wenn sie wahr ist, findet er für den vernünftig sinnlichen Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten nur ein Gesetz, nur einen Gott. Wenn aber der Mensch mit angestrengter Aufmerksamkeit die Gesetzestafel der Geschichte durchliest, so wird er finden, daß die Vorsehung diktirt, und der Mensch das Gesetz schreibt.

Die Meisten haben unaufmerksam geschrieben; doch der ewig weise Gesetzgeber hat Gedult mit der Schwäche sterblicher Wesen, und seine Macht verbirgt die Disharmonie jener Sazungen dem menschlichen Auge, und es zeigt jeder Paragraph, der mit Umsicht und heiligem Interesse gelesen und gedacht wird, die nie verfälschte Konsequenz, Einheit und Einfachheit des Gesetzes und seines heiligen Schöpfers.

Seit es Menschen gibt, hat Gott seine Gesetze für ihr Dasein diktirt; aber diese heilige Bibel des Lebens liegt nicht vollständig vor uns. Viele Bände mögen verloren gegangen sein. Doch das wußte Derjenige, welcher die Schicksale von Jahrtausenden voraussieht, wohl, und weil alle seine Gesetze von eig'ner Majestät bis hinab zum Wurme, und von diesem bis zur kreisigen Gestalt des unsehbaren Stäubchens auf einem und demselben Prinzipe ruhen, so hauchte er der Vernunft des Menschen jenes Prinzip, und seinem Verstande die Kraft ein,

dasselbe zu erkennen, und bei jedem Saze, den er als Mitglied der großen Menschengesellschaft in ihr fortlaufendes Gesetzbuch schreibt, anzuwenden. Und hätte die Vorsehung für die gestorbene Menschheit auch nicht einen Geschichtschreiber berufen, so würden wir wohl keine Geschichte in Büchern, aber eine unvertilgbare Geschichte der Ahnen in unsern Geistern haben. Sobald der Mensch zum Manne reift, weiß er, daß er Jüngling, Knabe und Kind gewesen sein muß. Niemand hat's ihm aufgeschrieben. Doch es ist besser, der Schwache stüze sich auf doppelten Stab. Eine geschriebene und ungeschriebene Gesetzgebung aller Jahrtausende, wenn auch nicht immer mit gleich deutlichen Zügen verfaßt, ist das Fundament, worauf der Philosoph mit verstandvoller Klarheit das Prinzip seiner Philosophie, der Mensch überhaupt das Prinzip seiner Pflichten baut. Keine Regirung, keine Religion ohne Geschichte. Abgerissenes Nichts, Alles zusammenhängend in der Welt. Wer in der Schule der Geschichte sich Kenntnisse für's kurze Leben gesammelt hat, wer nach dem in seiner Vernunft liegenden Prinzipe der Gerechtigkeit, Wahrheit und Klugheit unausgesetzt in das große Geschichtenbuch auch die Geschichte seines Lebens fortschreibt, der kann mit der Ruhe eines Seligen die geübte Feder auf seinem Sterbbette in die sicher vergeltende Hand einer dem Glauben, wenn auch nicht dem Wissen zugängigen Ewigkeit legen.

Schwer ist es allerdings, aus der Bahn des Lebens, die oft so dunkel vor uns liegt, jedes Hinderniß feindseliger Verhältnisse zu entfernen; doch der unsterbliche Mensch kann Vieles, und will er das Wahre, Alles.

Der Genius seiner Schöpfung hat dem neugebornen Vernunftwesen die Kraft eingehaucht, frei zu werden. Freiheit ist keine Losgerissenheit. Ein entfesselter Sklave in seinem Zorn kein freier Mann. Es gibt sichtbare und unsichtbare Fesseln; in beider Nähe wohnt die Freiheit nicht. Um die wahre Freiheit zu erlangen, soll der Mensch nicht mit frevelnder Hand das Band zerreißen, das ihn an den Schöpfer oder an seine Geschöpfe bindet. Erhabenheit und Liebe, Klarheit und fortschreitende Erkenntniß charakterisirt den freien Menschen. Immer vollkommener zu werden: das ist die großartige Aufgabe, woran die Menschheit seit Jahrtausenden die Lösung versucht; und das ihr Gesetz.

Der Geschichtschreiber, der unpartheiische Richter aller Zeiten aber hat die Pflicht, zu untersuchen, wie weit die Völker, oder wie weit ein Volk in jener schwierigen Lösung von Zeit zu Zeit fortgeschritten sei, und wo es jetzt darin stehe.

Nicht die Angabe der bloßen Handlung sammt ihren Zahlen und Verhältnissen; nicht die blos kalte Untersuchung: wann, wo und wie etwas Großes oder etwas Kleines geschehen sei, ist die Aufgabe des denkenden Geschichtschreibers. Die Sphäre seiner Pflicht ist in einer höheren Region ausgespannt. —

Wie der Astronom aus dem ewig stummen, und doch ewig lebendigen Universum, aus dem unendlichen Lichtmeere endloser Welt die Majestäten eines der engen Sprache Gränzen zu großartigen Wesens herab, und in seine unsterbliche Seele haucht: so der Geschichtschreiber.

Muthig trit er in den großartigen Lebensdom ver-

schwundener Generazionen, und stößt in die Posaune der Auferstehung und des Gerichtes.

Alle Thüren des Tempels sind geöffnet, und herein drängen sich die erwachten Gestalten der Größe und Kleinheit. Monarchen und Despoten, Republikaner und Aristokraten, Theokraten und Hierarchen: Alle treten herein in den Tempel des unpartheilichen Gerichtes. Und es liest die erstandene Menschheit freudig oder traurig über dem Hochaltare in goldener Schrift ihre letzte Bestimmung:

„Werde vollkommen, wie dein Vater; frei, wie dein Schöpfer!“

Alsdann beginnt die heilige Handlung des Gerichtes. Das erste bekannte Jahrhundert trit an den Fuß des Altars, hin zu dem richtenden Manne der Zeit, und bekennt alle Handlungen; und jedes neue Jahrhundert macht es dem ersten gleich. Der Geschichtschreiber prüft sodann die Thaten jedes Bekenners und spricht am Schluße der Prüfung das richtende Erkenntniß über jedes Jahrhundert, wie nah oder wie fern es seiner letzten Bestimmung entgegen, oder von ihr abgeschritten sei. Ueber diesen Richtungstag bricht die Nacht herein; aber die Nacht verschwindet. Als der ermüdete Richter die heilige Sentenz über das neunzehnte Jahrhundert aussprechen will; fliehen die Toden. Ein dichter Nebel umgürtet zwar noch die Erde; aber die Sonne steigt siegend empor, und es beginnt der zweite Tag. Möchte er heller, als der erste sein.

Heraustretend nun aus dem Richtungstempel verkündigt der Geschichtschreiber den Generazionen seiner und kommender Zeit, was in den verschiedenen Jahr-

hunderten geschehen sei, und was folgen müsse, wenn es wieder geschehe. Wie die Wahrheit nackt geboren; so muß ihre Tochter, die Geschichte, im Kleide einer einfachen, schlichten Sprache von dem erstaunenden Seelenblicke des Weisen am Throne und in der Hütte gelesen werden können. Aus jeder Zeile muß die Majestät der Vorsehung, und die Erhabenheit oder Winzigkeit ihres Bildes, des Menschen, dem Leser die Gesetzmäßigkeit der vernünftigen Welt in's ungetrübte Seelenauge leuchten, wie das Universum mit seiner Gluht in die zerknirschte Seele des Astronomen Anbetung vor dem Allmächtigen haucht. —

Das sind die Grundvesten, auf welche ich die Geschichte meines theuern Vaterlandes baue. Jeder Bajer ohne Unterschied soll in diesen meinen Bau treten, und darin wohnen können. Welche Materialien ich aber zu diesem Baue benüzte, wird am passenden Orte der Gelehrte finden, und der Inhalt des Werkes mag zeigen, wie ich aus jenen Materialien ein, wie ich hoffe, gemeinnüziges Ganzes schuf.

Viele Stunden meines Lebens haben mir in der Seele den heiligen Wunsch gelesen, meinem geliebten Vaterlande auch einmal nüzlich sein zu können. Des Wunsches Stunden sind vorüber; denn die lang ersehnte Wirklichkeit hat mich jezt feierlich gegrüßt.

Jeder Patriot thut, was er kann, und daß ein Patriot Vieles kann, beweiset die ganze Geschichte meines Vaterlandes selbst. Möge die Wahrheit und die großartige Bedeutung dieses Beweises in seiner ganzen Fülle durch alle Seelen meiner Landsleute strömen, und ihnen die Thatkraft aufregen, damit auch der einstige

Geschichtschreiber unserer Zeit in den ehrwürdigen Hallen des neunzehnten Jahrhunderts die Nazionalpanire bajerischer Freiheit, bajerischen, ächt deutschen Sinnes, und bajerischer Liebe für Gott, König und Vaterland prangend finden möge, wie ich sie fand, als ich in die Hallen unserer Väter trat.

Auch uns, denen noch keine liebe Hand Blumen auf die Gräber pflanzt; denen kein thränendes Auge Perlen der Erinnerung schenkt, auch uns wird einst die unerbittliche und gerechte Geschichte richten. Daß ihr Richterspruch für alle Zukunft unserem Vaterlande ehrenvoll, und für unsere Enkel ermuthigend sei, liegt an uns. Ein neues Zeitalter dämmert seit Maximilian Joseph I., dem Gütigen. Aus der erwachenden Völkervernunft scheint wahre Freiheit zu flammen. Bajern! sorget, daß jene Flamme euch erwärme, nicht verbrenne! Jahrhunderte zeugen von dem Patriotismus unserer Ahnen. Laßt die Geschichte auch von unserem Patriotismus Zeugschaft geben! Einer ist es, unter dessen Schuze wir Alle Bajern heißen, und Bajern sind; es ist der Stamm der Wittelsbacher. Wer uns die Freiheit gibt, dem darf man sie nicht rauben; denn solcher Raub ist Verbrechen und Undank. Eine Familie, die den großen Vater liebt und verehrt, wollen wir dastehen, und jedem feindseligen Eingriffe auf unsere Freiheit trozen!

„Das Kleinste kann durch Eintracht Größtes sein;
Das Größte wird durch Zwietracht klein."

Es gibt zwar schon viele, und unter diesen ausgezeichnete Geschichtswerke über mein Vaterland. Von Aventin bis auf Römer und Buchner ist das weite

Feld der bajerischen Geschichte mit emsigen Händen angebaut worden. Die Ernte wird immer reichlicher, und die Frucht besser. Aber nahrhaft für Alle ist sie noch nicht geworden. Zwar hat unser Westenrieder mit derber Unerschrockenheit manches rostige Schloß zu den Grüften der Ahnen erbrochen. Mit unbewölktem Auge ist Mannert in die Gräber der Vorzeit gedrungen. Auch der Republikaner Zschokke trat mit kunstfertiger Lyra in die grandiosen Hallen bajerischer Vergangenheit, und Allen folgte der fromme Buchner mit emsiger Sorgfalt, und der bescheidene Römer. Doch die Sprache dieser Zeitenrichter, ihre Höhe, oder ihre Tiefe, ihre Klarheit, oder ihr Dunkel kann leider nicht dort liegen, wo die Dürftigkeit ihren Sitz aufgeschlagen hat, oder wo intensive Gelehrsamkeit nicht verstanden werden kann: sonst wäre meine Arbeit überflüssig.

Wie der Landmann seinen erwachsenen Sohn lehrt, den Acker zu bebauen, so will ich meine Landsleute auf das Feld der Vergangenheit führen, und ihnen sagen, wer dieses Feld bebaute, wann und wie es bebaut wurde, und wie man überhaupt bauen müsse, um am Ende seiner Arbeit vollwichtige Garben in's kleine Häuschen der Ruhe zu bringen.

Möchte ich meinen Zweck erreichen! Wenigstens will ich's, und wenn der Wille auch nicht für die That gilt, so gilt er doch vor der That.

Innerhalb den Mauern der Hauptstadt lebend, haben mich große Männer *) und große Schäze unterstüzt.

---

*) Mit patriotischer Gefälligkeit hat mir unter Andern der Herr Oberbaurath Ellersdorfer seine reichhaltigen, seit vielen Jahren

Rath und That fehlten nicht. Was zum großen Zwecke möglich war, geschieht, und ist geschehen. Allein, um ein geschichtliches Werk für alle Stände gemeinnüzig zu machen, bedarf es auch einer Sprache, die überall verstanden werden kann. Diesen erhabenen Zweck erreicht aber weder die Gemeinheit, noch der hohe Ton einer philosophischen Geschraubtheit. Die Sprache der Geschichte muß, wie die lautere Wiesenquelle über die Auenfläche fließt, über die eingesunkenen Grabhügel von Jahrhunderten lauter und ruhig sich hinab schlängeln, damit Jeder ihren Glanz sehen, und ihre höhere Einfachheit fassen kann. Wer im eigentlichen Sinne des Wortes erhaben und einfach spricht, wird überall verstanden, und wer nicht verstanden wird, spricht nicht schön.

Da sich alles menschliche Wissen zulezt auf einen einfachen Grundsaz zurückführen läßt, da alle Gesetze in der Welt gewiß nur eine logische Dedukzion aus einem lezten Prinzipe sind; so stellte ich auf ähnliche Weise auch dem folgenden Werke eine Einleitung zur Seite, die ich als Basis aller Menschenbildung annahm. Die Grundlage der Welt ist auch die Grundlage der Geschichte.

Und nun, ihr bemoosten, oder eingesunkenen Gräber der Ahnen meines Vaterlandes! Enthüllet eu're finstere Behausung! Gebt mir die Toden heraus, damit die Lebendigen wissen, daß die Posaune der Geschichte auch einst über ihre Gräber Auferstehung und Gericht blasen wird!

Du aber, mein geliebtes Vaterland, verschmähe nicht die winzige Gabe eines Sohnes aus deinen

---

aus allen Kreisen Bajerns gesammelten Notizen zur Benüzung übergeben. Dank dem Patrioten!

lebendigen Millionen! Dir lege ich, die Seele bescheidener Empfindungen voll, das Buch deiner gemüthlichen Jugend nieder auf den Opferaltar der Verehrung und Dankbarkeit! Höre gütig die treuen Patrioten der Vergangenheit auch aus meiner Seele sprechen, und sehe sie in meiner Sprache handeln!

Ihr wissenschaftlichen Heroen aber einer patriotischen Nazion! sprecht am Ende meiner Erzählungen ein gerechtes, doch gnädiges Urtheil über den, der es wagte, die verblichenen Jahrhunderte Bajerns wieder in's Leben zu rufen.

Und so wandle denn hin, mein Buch! wohne mit gleicher Vaterlandsliebe in der Hütte, wie in dem Pallaste, und säe mit emsiger Sorgfalt deine patriotischen Körner in das große Feld bajerischer Nazionalgefühle, damit nach vielen Jahrhunderten deines Landes Enkel aus herzigem Triebe Segen und Heil für Bajern und seine Könige von dem flehen, der allem Guten Gedeihen gibt!

München am Neujahrstage 1832.

Dr. Joseph Heinrich Wolf.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Grundsäze aller Geschichte.

Wann lernt einmal der Mensch sich selbst ergründen;
Nicht außer sich, nur in sich Alles finden?!—

§. 1.

Bisherige Bearbeitung der Geschichte.

Man hat die Behauptung allgemein geltend gemacht, daß die Geschichte die Lehrerin der Lebenspflichten für alle Menschen sei. Das klingt denn nun freilich recht schön, und ist aber, näher beleuchtet, bisher meistens nur ein frommer Wunsch geblieben. Denn daß das Menschengeschlecht von jener Lehrerin so außerordentlich viel Nüzliches gelernt habe, davon sind wir keineswegs überzeugt. Weder politische, noch religiöse Gewalten haben bisher den Beweis geliefert, daß sie der Geschichte Meister sind. Die neueste Zeit stellt die Wahrheit dieses Sazes auf die auffallendste Art dar. Der Mensch ist noch immer Sklave seiner selbst, darum auch ein Sklave der Verhältnisse. Da gibt es denn aber Geschichtschreiber, die uns ihre Produkte als den aufgefundenen Stein der Weisheit vorlegen, und sich für so tüchtige Menschenkenner und Zeitenrichter anpreisen, daß man glauben möchte, sie seien die Propheten aller Zukunft. Bei jeder

merkwürdigen Handlung in der Geschichte bleiben sie stehen, und gackern, wie die Henne ihre Jungen, sich einen Haufen Neugieriger zusammen, vor denen sie die Aechtheit ihrer wenigen Körner darzuthun sich bemühen, und da ist denn das ein Lärm, als habe man plözlich die Kunst entdeckt, wie die Welt zu regiren sei. Der Eine predigt seinen aufmerksamen Zuhörern ein orthodoxes, der Andere ein paradoxes Thema vor, und ist die Predigt aus, so ist sie auch schon wieder vergessen. Die sogenannten geistreichen Geschichtschreiber vagiren einige Zeit in der Welt herum, um, wie sie sagen, sich Menschenkenntnisse zu sammeln, und diese Erfahrung machen sie dann zu Grundsäzen, womit die Geschichte gesalzen oder pragmatisch gemacht wird. Das sind eigentlich die Erleuchteten, die historischen Illuminaten des neunzehnten Jahrhunderts. Die Andern werfen sich bei jedem wichtigen Ereigniß vor den Fußschemel der Vorsehung, und sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gepriesen!“ Was geschah, hat geschehen müssen; warum es aber geschah? Die Frommen legen den Finger zum Mund, und weisen uns mit zornigem Blicke zum Himmel empor. Die Meisten glauben, der Menschheit ihr goldenes Schärflein geschenkt zu haben, wenn sie uns den Staub aus alten Klassikern oder Urkunden in die Augen blasen, was sie denn auch gewöhnlich mit vollen Baken thun. Das sind die eigentlichen Schreiber der Geschichte. Viele schreiben auch blos eine Geschichte, weil sie noch keine geschrieben haben. So geht es denn mit der Historie, wie mit dem römischen Recht vor Justinian. Damals war so Vieles recht, daß man keinen Plaz mehr für das Unrecht hatte, und daher aus manchem Rechte ein Unrecht gemacht werden mußte, um zum Saze auch einen Gegensaz zu haben; und auf ähnliche Art gibt es in unserer Zeit so viele Geschichten, daß es keine Geschichte gibt. Die Ursache dieser unzweckmäßigen Aufhäufung von historischen Werken ohne besonderen Vortheil für das öffentliche und Privatleben der Völker ligt darin, daß die Geschichtschreiber den einfachen Gang der Geschichte nicht auffaßten, oder mit modernen Ideen ausgeschmückt darstellten, oder end-

lich mehr die Form, als den Geist der Geschichte im Auge hatten. Es hat noch keinen Geschichtschreiber gegeben, der nicht entweder in dem Reiche der Ideale seine Vorwelt gesucht, oder seiner Pflicht nicht Genüge geleistet zu haben glaubte, wenn er nicht eine Masse von Handlungen dem Leser lebendig vorüber geführt hätte. An die letzte, einfache Ursache aller Geschichte, an die Regel, nach welcher Alles, was geschieht, geschehen muß, und sofort geschehen wird, hat noch Keiner gedacht.

§. 2.

Neue Bearbeitung der Geschichte.

Ein kluger Mensch, der in seinem Leben viele Erfahrungen gemacht hat, wird, wenn er weise sein will, diese Erfahrungen insoferne benüzen, als sie ihm zur Richtschnur seiner Handlungen in der Zukunft dienen. Die Erfahrungen eines Volkes sind seine Geschichte. Wie der Einzelne daher die Regel aus seinen Erfahrungen ableitet, so muß das Volk seine Zukunft nach seiner Vergangenheit, nach seiner Geschichte messen; denn das Volk ist nichts anders, als eine Vereinigung von Individuen zu einem Ganzen, eine moralische Person. Das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen ist auch das des Volkes zum Volke. Dort ist der Maasstab klein, hier ist er groß. Aber einfach bleibt er immer. Will daher ein Volk seine Geschichte als Regel für sein gegenwärtiges und künftiges Handeln benüzen, so muß eben diese Geschichte auch zweckmäßig bearbeitet sein, um sie benüzen zu können. Menschenkenntniß ist freilich die erste zuverlässige Hülfswissenschaft der Geschichte.

Was frommt es dem Leser, wenn er zahllose Handlungen list, ohne die Ursachen ihrer Entstehung zu wissen? Nicht die Form, der Geist ist es, welcher den Menschen vernünftig sinnlich machen soll. Nicht die Verschiedenheit der Wirkungen, die ewig einfache Ursache macht die Menschen weise. Was nüzt es mir, wenn ich als Einzelner auf meine verflossenen Lebensjahre zurückschaue, jedes Einzelne, was ich that, zusammenrechne, und zulezt eine Menge Handlungen herausstummire, von denen

ich nichts anderes weiß, als, daß sie geschehen sind, und wann und wo, und endlich wie sie geübt wurden? Mich interessirt die Frage weit mehr: warum war eine bestimmte Handlung so und nicht anders? Gibt es vielleicht ein Gesetz für menschliche Handlungen, und welches ist dasselbe? Liegt dieses Gesetz im Menschen, oder nicht, und wo liegt es? Seit Jahrtausenden haben uns die Philosophen in eine Welt hinübergeträumt, die sie und wir noch nie gesehen haben. Der Gott außer dem Menschen interessirte ihre Schöpfungskraft weit mehr, als derselbe Gott in dem Menschen. Die Wenigsten haben noch gefragt, wer sie sind; die Meisten aber, wer der sein müsse, der der Welt sein Gesetz gab. Diese Systeme einer beständigen Träumerei von Idealem ist denn auch in die Geschichte übergegangen. Daher kam es, daß die sogenannten genialen Geschichtschreiber den Geist ihrer Werke entweder a priori, oder a posteriori herzogen, ohne zu bedenken, daß der Stein der Weisheit im Menschen selbst liegt. Die neuern Geschichtschreiber haschen auch gerne nach Volks- oder Fürstengunst, und verbinden mit ihrer Schriftstellerei den spekulativen Zweck der Schmeichelei. In absoluten Staaten hat man die Geschichte absolut, in konstituzionellen liberal gemacht, und so spricht die stumme Vergangenheit allenthalben, wie eben der politische oder religiöse Geist des Schriftstellers selbst redet. Der Eine erhebt die Geschichte zum Thron der Hierarchie, der Andere schmückt sie mit den Symptomen einer politischen Freiheit im neunzehnten Jahrhundert. Der Eine macht den Menschen in allen Zeiten zum gefesselten Sklaven der Vorsehung, der Andere zum vernünftigen Riesen der Welt. Die Menschheit muß wahrlich noch recht jung sein, weil ihre Schriftsteller noch so viel Phantasie besitzen, und über dem Außerwesentlichen das Wesentliche vergessen. Der Mensch ist es, und nur der Mensch, den uns die Geschichte in tausend verschiedenen Formen und ewig nach einem Gesetze zeigt. Nicht die äußeren Verhältnisse, nicht die politischen Staatsformen der Völker haben die Menschheit erzogen. Des Menschen Geist ist es, der durch alle Gräber der Vergangenheit blitzt. Moralische Freiheit ist seine Aufgabe. Ihr folgt von selbst die politische;

aber diese ist nicht möglich ohne jene. Das neunzehnte Jahrhundert mag Konstituzionen machen, so viel es will, mag den Nazionen die Freiheit predigen, so oft und schön es ihm immer möglich ist; so lange die Völker nicht moralisch sind, so lange die Menschheit nicht zum Manne erwachsen ist, wird sie nicht frei, so wenig, als der Jüngling. Soll die Geschichte nüzen, so muß sie dem Menschen seine moralische Kraft zu erkennen geben; sie muß sagen, wer er sei, damit er wisse, was er kann. Es ist allerdings schön, den Heldenmuth eines Alexander, die polische Größe eines Cäsar, und den Riesengeist eines Napoleon zu kennen; aber für die Menschheit ist es weit nüzlicher, die Frage beantwortet zu sehen, wie moralisch tief die Perser, die Römer, die Franzosen gesunken sein mußten, wenn Einzelne im Stande waren, sie in ihre ehrgeizigen Fesseln zu schließen.

So wenig den moralisch erstarkten Mann das Unglück zu beugen vermag, eben so wenig wird ein Einziger vermögen, eine Nazion zum Sklaven zu machen, wenn sie nicht schon selbst Sklave ist. Das moralische Moment in der Geschichte ist daher immer das erste, nicht das politische. Wenn Staaten entstehen, und reifen, so können sie dieses nur auf moralischem Grunde, und sie sind immer gefallen, wenn sie unmoralisch waren. Moses, Sokrates und Christus sind für die Menschheit weit merkwürdiger, als Cyrus, Alexander und Cäsar. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformazion bilden weit wichtigere Momente für die gesammte Menschheit, als Karl und Friedrich, die Großen. Die moralischen Momente sind gleichsam die großen Wende- oder vielmehr Uebergangspunkte der heranwachsenden Menschheit in eine andere Altersstufe. Der verständige, der herangereifte, durch die Natur seiner moralischen Kraft emanzipirte Mann begeht keinen Vatermord, und eine verständige, moralisch erstarkte Nazion schleppt ihren König nicht auf's Schaffot. Das kann nur der unverständige, leichtsinnige, geisteserschlaffte Jüngling. Der Geist aller Freiheit liegt in der vernünftig sinnlichen Aufklärung, in der Einfachheit des Lebens und Wirkens. Die Vergangenheit ist reich genug, um

ihrer Geschichte die Regel ihrer Bildung an die Spitze zu stellen, und nicht die Form, sondern den Geist der Geschichte im Ganzen und Einzelnen vor den gesunden Verstand des Menschen zu legen. Die Geschichte ist die einfachste Philosophie. Sie zeigt den Menschen, seinen Zweck, sein Gesetz, und mit demselben sein Streben, den Zweck zu erreichen, oder nicht, sein vernünftiges oder unvernünftiges Handeln; und solches darzustellen, war meine Aufgabe. Die Tendenz des Geschichtschreibers muß vorerst eine moralische sein. Die politische ist ihre Tochter.

§. 3.

Grundgesetz aller Existenz in der Welt.

Das Kind hat einen Vater; der Tag einen Schöpfer. Das Heute entstieg dem Schooße des Gestern, und das Morgen wird dem Schooße des Heute entsteigen. Einzelne Dinge entwickeln sich, reifen, und sterben, während das Ganze auch fortan sich entwickelt und reift, und vielleicht auch stirbt, und ein höheres Ganze einer unabsehbaren Zeit angehört. Die ganze Reihe von Jahrtausenden, Jahrhunderten, Jahren, Monden, Tagen und Stunden bildet eine große unzerreißbare Kette, deren Anfang und Ende ein allmächtiges Wesen in seiner Hand trägt.

§. 4.

Grundgesetz menschlicher Bildung.

Dem Menschen hat die Vorsehung die Macht geliehen, sich an den Gliedern, an den Ringen jener unendlichen Kette fest oder locker zu halten. Mit selbst handelnder Kraft kann der Sterbliche die Augenblicke seines Daseins benützen. Er kann seinem Zeitalter Nichts, Etwas oder Alles sein. Aber dem Ewigen die Kette der Zeit aus der Hand zu reißen, vermag der aus Staub geborne Erdensohn nicht. Die Menschheit schreitet um keinen Schritt weiter, als ihr Gesetz ist, und in der Welt ist nichts ohne Gesetz.

§. 5.

Verhältniß zwischen den Gesetzen des Universums und denen der vernünftigen Welt.

Der Mond dreht sich um die Erde, die Erde um die Sonne, die Sonne um sich selbst; ein ganzes Sonnensystem wieder um ein anderes, und alle Systeme des Universums drehen sich um das ewige Gesetz der Einheit, um Gott. Würde der Mond in seiner kreisenden Bewegung nur einen Augenblick ruhen, so wäre jenes ewige Gesetz der Ordnung und Einheit und mit ihm die Existenz des ganzen Universums gefährdet. Und doch ist der Mond nur eine kleine untergeordnete Masse. — Sollte es anders in der Menschenwelt, anders in der Menschengeschichte sein? — Einheit und Einfachheit ist das letzte Prinzip aller Dinge, und von diesem Prinzipe ist der Mensch nicht ausgeschloßen. Das Gesetz, nach welchem der Sterbliche entsteht, lebt und vergeht, ist dasselbe Gesetz, nach welchem das Universum entstanden ist, fortbesteht, und vielleicht auch in ewigem Wechsel vergehen, und wieder entstehen wird. Es gibt eine Stufenleiter für die lebtosen, es gibt auch eine für die lebendigen Dinge. Alles in der Welt athmet Harmonie und Göttlichkeit. Kein Ding ist dem andern gleich, nur Einer ist überall derselbe. Wir wissen nicht, wer er ist, aber daß er ist, davon sind wir überzeugt. Auch in dem Menschen lebt er. Auch des Menschen Vernunft ist darum überall gleich. Und die Menschen sind nur deswegen verschieden, weil sie ungleiche Anlagen haben, weil der Verstand des Einen nicht derselbe Verstand, wie der des Andern ist, und weil daher der Eine nicht auf gleiche Art, wie der Andere seine Vernunft zu erkennen vermag. Diese beständige Unterordnung, diese natürliche Aristokrazie kann aber nur dann aufhören, wenn der Menschen Einflüsse von Aussen sich enden. Im Leben ist dieses Aufhören unmöglich.

§. 6.

Die Dreiheit in der ganzen Schöpfung.

Der schöpferischen Sonne Vater ist — Gott; des Mannes

Schöpfer derselbe. Wie der Planet um die Sonne, so dreht sich das Dasein des Weibes um das ihres Gatten; und wie der Mond sich um die Erde und die Sonne, so dreht sich das Leben des Kindes um das anziehende und erwärmende Leben seiner Eltern. Das zauberische Drei scheint von der Gottheit anfangend durch alle Lebensadern der Welt sein allmächtiges Werde auszuströmen, und dem Sonnensysteme, wie dem Systeme der Würmer- und Menschenschöpfung seine Gesetze, die aus ewiger Einheit sich entwickeln, anzuvertrauen.

§. 7.

Die vernünftig sinnliche Welt nach den Grundsäzen der Bibel.

Die ganze Geschichte der Menschheit ist der große Paradiesgarten, in dessen Mitte der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, die Gottheit als schöpferisches Prinzip steht. Mit üppiger Kraft treibt dieser heilige Baum fort und fort Blühten, und es fallen die Blühten ab, und es reifet die Frucht, und von Anbeginn bis Jetzt und ewig fort, weil der Baum selbst ewig ist, fällt der gereifte Saame ringsum, und neue Bäume entwachsen, und werden Kinder des Vaters, und erzeugen wieder Kinder, und alle erzeugten Sprößlinge sind ähnlich dem großen Vater. Kindlich umschlingen anfangs die nächsten Bäumchen mit ihren noch zarten Wurzeln die kräftigen des heiligen Stammbaumes, und die milden Zweige werden beschattet vom ewig starken Aestebau des Vaters. Da erwachsen die Kinder und gedeihen. Aber, als sie erwachsen sind, entreißen sie ihre üppig grünenden Zweige mit neidischem Stolze der liebenden Umarmung des Schöpfers, und aus Erbarmung läßt der mit Undank belohnte Vater die ihm ewig ähnlichen Kinder allein wachsen. Aber siehe da! Sie wachsen, erzeugen Kinder — und sterben. Doch Eines an ihnen stirbt nicht. Es ist der Saame der Gottheit, und dieser Saame ist unsterblich in der Welt, unsterblich im Menschen und seiner Geschichte vom Anfang bis zum Ende.

§. 8.

Freiheit des Menschen, und deren Modifikazion.

Doch der Mensch ist unabhängig. Ihn fesselt nicht die Macht einer blinden Gesetzlichkeit. Er ist nicht an das diktatorische Wort der Natur gefesselt: so und nicht anders! Für ihn gibt es der Wege unzählige, welche ihn zum höchsten Ziele seines Strebens — zur moralischen Freiheit — führen können. Er mag wählen, welchen er will. Die Wahl hat kein Gesetz; aber die Resultate derselben unterliegen der Nothwendigkeit. Sie ist es, welche das Universum, alle Lichtwelten des Himmels zu ihren Sklaven gemacht hat. Freier erhebt sich das Thier, noch freier der Mensch über dieselbe. Frei, wie kein anderer, Gott. Auf dem Wege zur Gottheit findet der Mensch Stufen der Freiheit; auf dem zur Sinnlichkeit Stufen der Sklaverei. — So spricht die Geschichte der Sterblichen.

§. 9.

Geschichte, und ihre Altersstufen.

Die Geschichte aller Vergangenheit ist daher die summarische Uebersicht aller Kämpfe der Menschen zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Hohem und Niederem, zwischen Finsterniß und Aufklärung. Aber wie der einzelne Mensch nach und nach aus der Jugend in das Mannesalter, und von diesem in das Alter des Greises übertrit, und wie des Menschen Körper, wächst, reift und stirbt; sein Verstand aber immer klarer wird, und nicht vermindert: so die Menschheit in der Geschichte. Jede Generazion ist jung, wird Mann, und endlich Greis. Alle Generazionen, also die ganze Menschheit ebenfalls. Die Geschichten einzelner Völker haben ihre Jugend, Mannheiten und Alter; die Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes ebenfalls. Aber wie ein Zusammenhang im Universum, so ist derselbe auch in der Geschichte eines Volkes im Verhältniß zur Geschichte aller Völker. Während die einzelnen Völker ihren Kreislauf vollenden, schreitet das Ganze in seinem Kreislaufe fort, bis auch sein Ende kommt, und ein Volk wird seinen

Kreislauf auf eine andere Art machen, wenn das Ganze in dem Alter der Kindheit, auf eine andere, wenn es in dem Alter der Knaben- oder Jünglingszeit lebt. Der Verstand der Völker reift immer mehr, die Aufklärung des Ganzen nimmt doch zu, wenn auch die des Einzelnen wechselt. Es gibt Ausnahmen, aber alle Ausnahmen fallen zuletzt doch wieder mit der Regel zusammen. Auch Kometen haben ihre Ordnung.

§. 10.

Die Dreiheit im Menschen, und deren Anwendung von einer Seite.

Das Gesetz der Dreiheit des Universums wiederholt sich im Menschen. Raum und Zeit existiren in der Dreiheit und durch sie. Im menschlichen Körper ist ein untheilbares geistiges Wesen, welches denkt, erfasset, begreift, ahnet, fühlt, schafft und verarbeitet. Wir nennen dasselbe Verstand, Bewußtsein, Seele, Geist, oder wie immer. Dieses Vermögen hat ein Höheres über und ein Niederes unter sich. Dasselbe kann sich erkennen, oder die Vernunft, oder endlich die Sinnenwelt. Von dem Grade der Erkenntniß dieser drei Momente hängt alle Aufklärung ab. Der Verstand des Kindes hängt mit den Einflüssen der Sinnenwelt zusammen; das Kind ist noch unselbstständig, kann leicht beherrscht werden, denn sein geistiges Moment ist noch nicht zum freien Bewußtsein erwachsen. Wenn wir daher das Kindesalter der Menschheit in der Geschichte suchen wollen; so müssen wir in jene Zeit zurückgehen, wo die Menschheit sich in die Arme der Natur geworfen hat, wo Gefühl das erste Moment seiner geistigen Regsamkeit ist. Moses wußte wohl, welchem Zeitalter seine Nazion angehörte. Er herrschte über ihr Gefühl. Nicht die politische Freiheit ist das erste Moment, woraus die verschiedenen Alter der Geschichte aller Völker, oder eines einzigen, gemessen werden können. Die moralische Freiheit ist die höchste Tendenz des Menschen und aller Menschen. Die moralische Freiheit ist aber nur dort möglich, wo der Verstand des Menschen zwischen Vernunft und

Sinnenwelt die richtige Mitte hält, das kann er aber nur dann, wenn er männlich geworden, sich zum vollen Bewußtsein gekommen ist; im Mannesalter. Von diesem aber ist in der Geschichte der Menschen noch keine Spur zu finden; denn ihre Freiheit oder ihre Sklaverei, ihr ganzes politisches und religiöses Drängen und Treiben beruhte bisher immer noch auf Extremen, was nur der Jugend eigen ist. Die Menschheit ist sich noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Ihr Verstand hat somit auch nie die richtige Mitte zwischen Vernunft und Sinnenwelt, Höherem und Niederem halten können, und daher war die Menschheit im eigentlichen Sinne des Wortes nie frei. Entweder beherrschte sie die Natur oder die misverstandene Vernunft. Alle bisherigen Bildungsstufen des Menschengeschlechtes beruhen auf diesem Saze. Man kann eigentlich sagen: Philosophie und Politik ist noch immer ein Produkt jener beiden Despoten. Alles reift in der Natur, auch die Bildung der Menschen. Und es ist doch ganz klar, daß des Greises Verstand gediegener, als der des Jünglings ist, vorausgesezt, daß seine Lebenszeit nicht eine fortlaufende Kindheit gewesen sei. Eben so klar ist es daher auch, daß, wenn die Menschheit nach vielen tausend Jahren vielleicht sammt ihrem Wohnplaze am Grabe des neuen Wechsels steht, ihre Philosophie eine ganz andere sein müsse, als sie bisher gewesen ist, und somit auch ihre Politik. Bisher kann man beinahe ohne Ausnahme sagen, alle Philosophie und Politik war ein Produkt der Zeit, keine Schöpfung der Selbstständigkeit. Die Philosophen begannen ihren Bau entweder a priori oder a posteriori, höchst selten a secundo. Den Einen trieb die Vernunft, den Andern die Natur; die Wenigsten giengen von sich selbst aus. Darum steht auch kein System fest, weil keines eine richtige Basis hat, und das ganze wissenschaftliche Leben der Menschen ist unsicher auf einem unsicheren Fundamente.

Alle Materien und Substanzen lösen sich auf die einfachste Art in dem Prinzipe der Dreiheit auf, und von dem zweiten muß man ausgehen, wenn man zu dem Ersten und Dritten kommen will. Denn im Zweiten liegt die ursprüngliche Einheit,

wie im Zentrum des Kreises die Spitze, und in der Peripherie die Basis eines großen Dreieckes. Wenn einmal die Menschheit zum Manne gereift ist, wird sie nicht vergessen, daß die mathematische Form auch die Form alles geistigen Lebens sei.

§. 11.

Regel aller Staatskunst.

Der Gesetzgeber, der Politiker, jeder Staatsmann irrt und muß irren, so lange er nicht zwei Momente bei seinen Funkzionen sich klar gemacht hat;

1) die Kenntniß der Altersstufe der ganzen Menschheit,

2) die seines Volkes im Verhältniß zu jener.

§. 12.

Jene Regel findet sich in der Geschichte.

Man sieht in der Geschichte im Ganzen und in der eines einzelnen Volkes jederzeit eine bürgerliche und religiöse Verfassung, die mit der jedesmaligen Altersstufe der Menschen harmonirt, oder wenigstens ähnlicht. Man sieht aber auch, daß gut gemeinte Idealgesetze Nichts werth sind: der Mensch ist in diesem Leben nun einmal kein Ideal. Zum Manne ist die Menschheit im Ganzen noch lange nicht erwachsen, mag sie es sein wollen oder nicht. Wir leben immer noch in dem Jünglingsalter; denn alle unsere bürgerlichen Institutionen sind auf die kürzeste Zeit veränderlich. Das Feuer, die Leidenschaft der Jugend reißt uns zur Unbeständigkeit, und wir wissen nicht, was wir wollen, weil wir uns noch nicht klar geworden sind. Aus dem Jüngling reift der Mann, aber der Jüngling ist noch kein Mann. Es ist unmöglich, die Gesetze der Natur umzustoßen. Ein feuriges Volk läßt sich gediegen erziehen, aber nicht vor der Reife zum Manne machen. Ein zu früh emanzipirter Jüngling ist für seine Emancipazion jederzeit undankbar, und mit Recht. Seine Erziehung ist nicht vollendet, und eine äu-

ßere Freiheit ohne innere, eine politische ohne moralische ist ein Haus ohne Grund. Darum sehen wir in der Geschichte die Völker steigen, wenn sie moralisch sind, und fallen im Gegentheil.

§. 13.

Grundlage aller menschlichen Freiheit.

Das moralische Prinzip der Geschichte ist das Christenthum; und Staaten, die auf dieses Prinzip gebaut sind, können allein dem Wechsel der Zeit trozen; denn im Christenthume liegt die moralische und politische Emanzipazion der Menschen. Daß aber diese Emanzipazion als solche bei Gründung dieser Religion von den Menschen nicht aufgegriffen worden ist, war natürlich; denn die Menschheit war erst zum Jüngling erwachsen. Das sogenannte Mittelalter charakterisirt am Besten die leichtsinnige, schwankende, rohe und im Denken unsichere Mündigkeit des Menschengeschlechtes. Sophistereien und Egoismus, Aberglauben und Finsterniß, körperliche Kraft und geistige Schwäche, Extreme aller Art bezeichnen das unsichere Fortschreiten der Menschheit; aber heller wird die Gegenwart, wenn sie auch noch ziemlich jung ist.

§. 14.

Maasstab zur Eintheilung aller Geschichte.

Die Eintheilung der Geschichte nach politischen Ereignissen, wie bisher immer geschah, ist immer unsicher und unphilosophisch. Des Menschengeschlechtes letzte Bestimmung ist der Maasstab für seine ganze Geschichte: moralische Freiheit; und wo sich daher ein erhabenes moralisches Moment in der Geschichte der Menschheit und in der Geschichte eines einzelnen Volkes findet; dort ist Anfang und Ende eines Theils.

§. 15.

Die ganze Menschheit hat zu allen Zeiten ein Haupt.

Die ganze Menschheit, wie sie gegenwärtig lebt, ist eine große Familie, die einen Vorstand; ist ein großes Individuum,

welches ein Haupt hat. Die Bildung einer Familie geht vom Vorstande, die Bildung des Individuums geht vom Haupte aus. Im Vater vereinigt sich die Erziehung des Sohnes, im Haupte die letzte Thätigkeit der Seele für alle übrigen Theile des Körpers, und für die Vernunft. Das Vervielfachte wird im Vater zum Einfachen, wie die Theile im Haupte zum Ganzen.

§. 16.

Der Geschichte Vorstand im neunzehnten Jahrhundert.

An der Spitze aller Völker der Erde stehen gegenwärtig die Europäer mit vielen Beschränkungen, und die Nordamerikaner. Einer gediegenen, auf moralische Basis gebauten Intelligenz sehen die Teutschen, einer mehr sinnlichen die Engländer und Franzosen entgegen. Je weniger Stolz, Selbstsucht, Egoismus, desto mehr moralische Gediegenheit entwickelt eine Nazion. Je inniger ein Volk an der christlichen Religion hängt, desto eher reif wird es zur politischen Freiheit. Jene Völker werden bald männlich, aber sie sind es noch nicht. Der Strom der Intelligenz kann nicht mehr aufgehalten werden. Was der Mensch gelernt hat, das zu vergessen liegt nicht in seiner Macht. Je besser die Erziehung junger Generazionen wird, desto eher erscheint das Alter der Männlichkeit. Rückschritte im Ganzen sind unmöglich, wohl im Einzelnen; aber sie können nur durch Gewalt und Verbrechen erreicht werden. Es wird bald die Zeit kommen, wo der Mann durch ein männliches Gesetz über Männer regirt, und es wird gut sein, wenn der Regent der erste Mann ist. Selbstherrschaft hört von selbst auf, sobald die Menschen über sich zu herrschen mächtig genug sind. Bis sich der Tag von der Nacht, der Mann vom Jüngling trennt, wird es noch manchen Kampf kosten. Ist aber die Menschheit zum Manne erwachsen, hört aller Kampf auf. Die Aufgabe der Zeit ist, die Völker moralisch frei zu erziehen. Ohne die moralische Freiheit geht die politische auf schwachen Füßen. Der Nazionalverstand der Völker muß zu kräftigem Selbstbewußtsein reifen, um die richtige Mitte zwischen Vernunft und Sinu-

lichkeit zu wählen, und zu behalten. In dieser Wahl liegt der Wendepunkt zwischen dem Jünglings- und Mannesalter der Menschheit.

§. 17.

Regel.

In allen Zeiten steht in der Geschichte der Menschheit ein Volk, und in der Geschichte eines Volkes ein Stand an der Spitze. Die Intelligenz Beider bildet den Maasstab für die Bildungs- und Altersstufe der Völker. Die wahre Gleichheit der Völker und Stände liegt nur in der Gleichheit ihrer Intelligenz, in der Gleichheit ihres moralischen Werthes. Diese Gleichheit ist unmöglich, wohl aber die Aehnlichkeit; und diese ist noch lange nicht wirklich.

§. 18.

Harmonie der Bildungs- und Altersstufen.

Es korrespondirt dem Manne die Zeit der Reife seines Geistes, wie dem Jüngling die Blühte, dem Greise die Frucht. Die Bildungsstufe desjenigen Volkes, welches zu einer gewissen Zeit an der Spitze Aller steht, harmonirt mit der Altersstufe der ganzen Menschenwelt, und die Bildungsstufe eines Standes an der Spitze eines einzigen Volkes mit der Altersstufe dieses Volkes.

§. 19.

Altersstufe der gegenwärtigen Menschheit.

Die europäische, folglich die gesammte Menschheit im 19ten Jahrhundert steht in der Reife des Jünglingsalters; im höchsten Flor ihres leichtsinnigen Lenzes. Leichtsinn und Unsicherheit, halbes Dunkel und halbe Klarheit, Ideen und eine mangelhafte Wirklichkeit, herrschendes Gefühl und wenig Verstand, ein Treiben und Drängen nach etwas, was der Menschheit noch nicht klar geworden ist; Extreme auf allen Seiten; Selbststolz und Hinwegwerfung des Ehrwürdigen: das sind die Krankheiten

unserer Zeit. Ihrer Tugenden sind wenige. So ist der Jüngling, wenn der Schlußpunkt seiner Jugend naht. Doch die Zeit der Krisis dauert verhältnißmäßig nicht lange. Grausame Erfahrungen werden die Menschheit bald gesund gemacht haben. Eine schönere Zukunft lacht dem erwachenden Verstande der Völker, und unsere Enkel werden mit klarerem Blicke die Bedürfnisse ihres Lebens und die Mittel zu deren Befriedigung überschauen. Alle Vergangenheit bildet demnach den Zeitraum der Jugend des ganzen Menschengeschlechtes. Diese Jugend aber hat drei Epochen:

1) Kindheit,
2) Knabenalter,
3) Jünglingszeit.

§. 20.

Anwendung des Vorherigen auf die bajerische Geschichte.

Wie alle Menschen im Großen; so ein Mensch im Kleinen; aber nach dem Maasstab des Gesetzes, der Regel. In dem Gesetze liegt die Kombinazion der Folgesäze; in der Regel die Ausnahmen. Ausnahmen sind nur Modifikazionen der Regel. Die Basis der allgemeinen ist die Basis der Specialgeschichte. Auch die bajerische Geschichte hat ihre Kindheit, Knabenalter und Jünglingszeit. Aber das Verhältniß ihrer Jugend fällt ganz in das Jünglingsalter der gesammten Menschheit. Wo dieses beginnt, fängt die Geschichte von Bajern an; darum reift sie auch weit schneller. Die Natur hat dem bajerischen Volke viel Gemüthlichkeit und Kälte des Verstandes gegeben. Seine Existenz wird daher weit länger währen, als die einer andern Nazion, deren natürliche Anlagen mit tausend Leidenschaften durchwebt sind.

§. 21.

Schluß.

Es war hier nicht der Plaz, das ganze System der Dreiheit umfassend zu entwickeln. Ich konnte nur Andeutungen geben.

Die Geschichte wird der Kommentar dazu sein. Eine Geschichte ohne moralische Basis ist ein kumulirter Haufe von Handlungen ohne Werth, ein todtes Aggregat von verstorbenen Ereignißen. Des Menschen heranreifender Verstand will Leben schöpfen. Jeder urtheile, wie er will; aber mit Grund. Ich glaube, es gethan zu haben. Vielleicht geben mir bescheidene Einwendungen später Gelegenheit, ein klares System noch klarer zu machen. Unbescheidene Erinnerungen gehen meinem Auge vorüber. Ich lese oder höre sie nicht.

Zweites Kapitel.

Kindheit und Knabenalter des ganzen Menschen-Geschlechtes.

Das Kind säugt die Natur;
Den niederen Menschen beherrscht der Despot;
Den höheren leitet ein väterlicher Monarch;
Der Höchste sich selbst.

I.

Kindheit.

§. 22.

Von Erschaffung des Menschen bis zum Tode des Sokrates.

(400 vor Christus.)

Da die Geschichte der bajerischen Nazion erst dort beginnt, wo das Knabenalter der gesammten Menschheit endet; ein summarischer Ueberblick aber auf die vorgeschichtliche Zeit von Bajern gewißermaßen die Gesetzmäßigkeit aller Völkerbildung klarer macht, so wollte ich diesem Zwecke Genüge leisten.

§. 23.

Eintheilung der allgemeinen Geschichte.

Die Kindheit des Menschengeschlechtes beginnt mit seiner Geburt; die Knabenzeit mit dem Tode des weisen Sokrates 400 v. Ch.; das Jünglingsalter mit der Gründung der christlichen Religion 33 n. Ch., und hier dämmert die Geschichte der Bajern.

§. 24.

Vorgeschichtliche Zeit.

Die Geschichte verliert sich bis 2000 v. Ch. Ihren abgerissenen Faden bindet das heilige Buch des Moses wieder an, und erzählt, daß der Menschenkörper aus Staub, die Seele aus Gott gekommen sei; daß ein Paradies das erste Paar ernährte; aber mit der Verführung dieses Paares und seiner Vermehrung sei Leidenschaft und Krieg und Wanderung unter die Menschen gekommen. Eine große Flut habe das erste Geschlecht vertilgt, und der gerettete Noe habe die Erde nach und nach wieder bevölkert.

§. 25.

Anfang geschichtlichen Tages.

Erst mit 2000 v. Ch. wird es in der Geschichte geschichtlich; das speziell Religiöse verliert sich, und das Auge des Geistes sieht klarer auf die noch wenig bekannte Erde. Mittel- und Vorderasien, Aegypten und Griechenland, Italien und Inseln im mittelländischen Meere sind der Schauplatz jener Geschichte. Vom größeren Theil der Erde wissen wir Nichts. Wie wollten wir auch von Völkern etwas wissen, die noch von sich wenig deutliche Begriffe gehabt haben. Eine Geschichte kann nur dort geschrieben werden, wo man eben schreiben kann; und schreiben kann und darf man nur dort, wo man denkt.

§. 26.

Geschichtliche Uebersicht menschlicher Kindheit.

(Von 2000 v. Ch. bis 400 v. Ch.)

Wo der Sterbliche geboren ist, hat der Kampf begonnen, und sind die ersten Staaten entstanden. Die Geschichte nennt uns Asien der Menschen Heimatland. In Asien finden wir 2000 v. Ch. Babylonien und Assyrien. Zwischen dem Tigris und Euphrat herrscht Nimrod, in Assyrien Assur. — 2000 v. Ch. — Die vollkommenste Staatseinrichtung auf den

Grundsätzen der obersten Priesterherrschaft zeigt Aegypten an den segenreichen Ufern des Nil. Sein erster König heißt Menes.

Zweihundert Jahre später ward Assyrien mit Babylonien zu einer großen Despozie vereinigt, und Griechenland erhält durch die seefahrenden Phönizier in Argos und Sicyon seine ersten Kolonien. — 1800 v. Ch. — Damals lebte Joseph mit seiner reich beschenkten Familie in Aegypten. — 1750 v. Ch. — Die Wanderungen der Völker dauern fort; denn die Wanderer finden kein solches Heimatland mehr, wie sie es gehabt haben. Pelasger nehmen ihre Sitze in Italien, und enden das nomadische Leben in den fruchtreichen Gefilden des südlichen Landes. — 1680 v. Ch. — Aus Aegypten bringt Kekrops Kunst und Religion nach Attika; — 1550 v. Ch. — Kadmus Beides aus Phönizien nach dem griechischen Nachbarländchen Böozien, und Deukalions Flut zwingt zu neuen Wanderungen auf der kleinen Halbinsel, aber den neu gesundeten Völkchen aus allen Theilen der Erde gibt Hellen seinen Namen, und alle Griechen werden eine Nazion, heißen Hellenen. — 1500 v. Ch. — Erst jetzt führt der große Moses Abrams Enkel vorsichtig, kunstvoll, streng und feierlich, und unter vielen Gefahren an den bekehrenden, und heiligen Schauder erregenden Sinai; sein Nachfolger Josua nach Kanaan. Danaus aber zieht aus Aegypten nach Argos in Griechenland. Alles regt sich auf der kleinen Erde. Pelops führt seine Pelopiden aus Kleinasien nach dem Peloponnesos. — 1400 v. Chr. — Sesostris errichtet in Aegypten seiner Unsterblichkeit Obelisken 1356 v. Ch. —, und Herkules verkündet seinen massiven Ruhm der halben Welt. Jason führt die Argonauten zum goldenen Vließ, und Theseus erkämpft sich Lorbeern mit wilden Thieren in eigenem Lande. — 1260 v. Ch. — Orpheus, Linus und Musäus besingen die Thaten der Helden zur Nacheiferung für ihr Volk, und durch die vereinigten Griechen wird das nachbarliche, nebenbuhlerische Troja zerstört; in Aegypten aber kolossale Pyramiden gebaut. — 1184 v. Ch. — Griechenland ahmt das kaufmännische Phönizien nach, und sendet Kolonien zur Gründung von zwölf

Städten nach Kleinasien. — 1100 v. Ch. — Das Hohepriesteramt der Juden aber verwandelt sich zur Sicherung der Einheit und Kraft gegen nachbarliche Völker in ein Königthum unter Saul. — 1095 v. Ch. — Dem stolzen Herrscher raubt jedoch bald wieder der eifersüchtige Samuel die sich vererbende Krone, und übergibt sie dem lenksamen David. — 1055 v. Ch. — Groß wird das Reich von Juda unter dem weisen Sohn und Erben Salomo. — 1015 v. Ch. — Da erblüht in Phönizien der Handel, und in dem kräftig erwachsenden Griechenlande ertönt die Heldenlyra des götterreichen Homer, denn es hebt sich der kleinen Staaten Flor zum großen Ganzen. — 1000 v. Ch. — Aber im Judenlande stirbt Salomo, der verweichlichte Greis, und sein Tod theilt das Reich in Juda und Israel, — unselige Trennung — 975 v. Chr. —! Eine neue Kolonie schicken die Phönizier nach den nördlichen Küsten des gewürzreichen Afrika, und es entsteht die Handelsaristokrazie, Karthago. — 888 v. Ch. — Zu derselben Zeit gibt Lykurg seinen Spartanern Gesetze der rohen Naturkraft, und das große Assyrisch-Babylonische Reich in Asien geht durch weibischen König, und einen eifersüchtigen Statthalter zu Grunde. Ninive wird zerstört. Auf seinen Trümmern erhebt sich das der Geschichte nicht klar bekannte Neuassyrien. Desto schöner blüht in dem talentreichen Hellenenlande Kunst und Wissenschaft empor, und Olympia vereinigt je vier Jahre alle ausgezeichneten Griechen zum Nazionalfeste in den damals möglichen Zweigen der Industrie, Körperkraft und Geistesstärke; es entsteht die erste Olympiade. — 776 v. Ch. — Da erbaut Romulus an den buschigen Ufern der Tiber Rom für seine wilden Horden — 754 v. Ch. —, um dereinst durch ihre patriotischen Enkel über die Welt zu herrschen, und Griechenland schickt seine zweiten Kolonisten in's westliche Land der italischen Halbinsel und nach Sizilien, der reichen Kornkammer des Mittelmeeres. — 750 v. Ch. — Während aber die Nazionalkraft der Völker in europäischem Lande vorwärts schreitet, endet sie im Reiche der Trennung Israel, denn die Israeliten werden gefangen nach Assyrien geführt — 722 v. Ch. —;

sie haben die politisch religiöse Einheit verlassen, und es ersteht ein neues Reich, Medien. — 710 v. Ch. — In derselben Zeit trit die Philosophie durch die sieben Weisen in Griechenland in's Leben, — 700 v. Ch. — und die grausamste Despozie geiselt in Asien die Völker. — 606 v. Ch. — Die Chaldäer herrschen über das unabhängige Babylon, und der weise Zerdutsch gibt den versinnlichten Völkern eine tiefgedachte Natur-Philosophie als Religion. — 600 v. Ch. — Da baut Solon, der Weise, seinen Athenern auf die Politik der Vernunft ein Gesetz der Civilisazion, — 594 v. Ch. — und die Stämme von Juda werden Sklaven des babylonischen Siegers. — 589 v. Ch. — Wie ein Komet durch Millionen Sterne, blitzt die heilige Philosophie des Samier Pythagoras aus dem untern Italien durch die Völker seiner und folgender Zeit. — 583 v. Ch. — Plözlich fasst der zurückgesetzte Cyrus die Zügel des medisch-persischen Reiches, gründet die Persische Herrschaft; und ganz Asien, selbst Europas Hellespont zittert vor dem großen Eroberer; — 560 v. Ch. — aber die Großheit des Siegers ist auf politische Milde gebaut, und der Jude kehrt frei in seine Heimat. — 536 v. Ch. — Da ermattet auch die Kraft der Athener, und Tyrannen herrschen auf der sonst freiheitlichen Burg Kekropia, aber der Despot Hippias wird vertrieben, und zur selben Zeit der stolze Tarquinius, — 509 v. Ch. — König von Rom, und Romulus Stadt wird Aristokratenrepublik. Aber bald besiegen die Plebejer die Aristokraten, und die römische Republik wird durch die Volksrepräsentazion der Tribunen geboren. — 493 v. Ch. — Zu jener Zeit besiegt Milziades, der große Feldherr der Griechen, durch moralische Kraft die ungeheueren Heeresmassen der Perser, — 490 v. Ch. — und es zeigen die dreihundert Spartaner unter Leonidas, wie man Weichlinge bekämpfen, und fürs Vaterland sterben muß. — 480 v. Ch. — Mit vielen Hunderttausenden kommt Xerxes, und mit Wenigen fliegt er nach der für die Griechen ewig denkwürdigen Seeschlacht bei Salamis nach Persien zurück. Selbst seine Landreservearmee wird bei Platäa und bei Mykale gänzlich aufgerieben.

— 479 v. Ch. — Da wird Griechenland groß und weltberühmt. Apollo, der Sänger höchster Gott sendet den Aeschylos, Sophokles, Euripides und Pindar, und sie besingen die Liebe, das Schicksal und den Heldenmuth. Athen glänzt unter allen als Stern erster Größe, denn auch die Römer kommen, — 452 v. Ch. — holen sich den Geist der Solonischen Gesetze, und theilen ihn dem kräftig erblühenden Volke in den zwölf Tafeln mit. Zu derselben Zeit wird dem ein und fünfzigjährigen Perserkrieg durch Cimon Friede gemacht, — 449 v. Ch. — und wie später Augustus, herrscht jetzt Perikles, der Olympier, über Athen, und gibt dieser Stadt den höchsten Glanz politischer Größe. — 444 v. Ch. — Alles ruhet im Frieden, und im Frieden gedeihet die Kunst. Da schreibt Herodot, der große Geschichtenmeister, seine Geschichte. Ihm folgt der tiefdenkende Thuzydides. Auch die plastische Kunst hat den Gipfel damals möglicher Ausbildung erreicht. — Aber Griechenland trägt den Keim der Zerstörung schon in sich. Es fehlt den kleinen Staaten die schöpferische Einheit, und um das Prinzipat entsteht ein blutiger Bürgerkrieg, — 431 v. Ch. — der die griechischen Völker entzweit und erniedrigt. Dieser peloponnesische Krieg dauert 28 lange Jahre, — 404 v. Ch. — aber der erzürnte Schatten des großen Alzibiades bringt seine Vaterstadt Athen unter die Diktatur von Sparta. — 404 v. Ch. — Während dieses blutigen Krieges predigt Sokrates die Weisheit des Lebens seinen Landsleuten, und sucht sie durch kräftiges Beispiel zu erheben zu moralischem Werth.

Die undankbaren Greise des kindlichen Alters der Welt verdammen den erhabenen Mann zum Tode. Der Seelenstarke und der Ewigkeit Gewisse trinkt das tödtliche Gift, stirbt, und sein Tod schließt das Kindesalter der Menschheit. — 400 v. Ch. —

§. 27.

Rückblick auf das Kindesalter der Menschen.

Fassen wir alle diese großartigen Ereignisse eines ungeheuern

Zeitraums zusammen, so finden wir, daß die gesammte damalige Menschheit im Werden begriffen ist. Zunächst gehört ihr die Natur. Wo sie ein gutes Erdreich zu finden hofft, wandert sie hin. Aber durch all dieses Drängen und Treiben der Völker blitzen die schon erwachenden Anlagen hindurch. Zuerst steht Aegypten, dann Phönizien, endlich Griechenland an der Spitze moralisch politischer Gesittung. Unter den bekannten und unbekannten Millionen der Erde schließt ein Einziger den Rundkreis menschlicher Kindheit, ein Einziger, dessen Verstand die richtige Mitte zwischen Vernunft und Sinnenwelt hielt, Sokrates, und es beginnt das Knabenalter der Menschen, es entwickelt sich die Kraft der menschlichen Natur fort und fort, bis die rohe politische Freiheit zur moralischen wird in dem Erlöser Christus.

II.

Der Menschheit Knabenalter.

(Von 400 v. Ch. bis 33 n. Ch.)

§. 28.

Griechenlands Einheit ist sammt seiner moralischen Kraft zerrissen. Schon liefern die Perser den Beweis, daß sich 10,000 Griechen unter Xenophon, dem vorsichtigen Feldherrn, zurückziehen müßen. Aber Rom siegt mit der freien Naturkraft und Einheit über die erzürnten Galler unter Brennus. — 400 v. Ch. — Auch Bojer kämpfen mit. — 389 v. Ch. — Desto entehrender für die ganze griechische Seemacht schließt der Spartaner Antalzidas mit den Persern Friede. Griechenland sinkt, und auf seinen Trümmern erhebt sich Rom. — 387 v. Ch. — Das tapfere Sparta wird von dem kleinen Theben besiegt, und Epaminondas stirbt, der letzte Feldherr griechischer Freiheit. — 378 v. Ch. — Da feiern die römischen Bürger den schönsten Triumph über ihre politischen Nebenbuhler, die Patrizier, und der erste römische Konsul wird aus den Plebejern gewählt. — 366

v. Ch. — Aber zum letzten Stoß griechischer Freiheit wird Philipp II., Schüler des großen Epaminondas, König von Mazedonien — 360 v. Ch. —, und der zweite Genius griechischer Philosophie, Plato stirbt. — Da übergeben die eifersüchtigen Hellenen Philipp II. den Vorsitz im Amphyktionengericht; in der Schlacht bei Chäronea fällt die liebende Schaar, und der Mazedonenkönig hat die griechische Freiheit zerstört. — 338 v. Ch. — Da steigt nach Cyrus der zweite Komet am politischen Horizonte empor; Alexander der Große besteigt den mazedonischen Thron seines ermordeten Vaters — 336 v. Ch. —, und besiegt und zerstört mit 35,000 Mann den alt ehrwürdigen Thron der persischen Könige. — 330 v. Ch. — Doch die neue Monarchie zerfällt mit seinem Tode. — 323 v. Ch. — Es fehlet ihr die moralische Kraft. Auch der große Lehrer und Philosoph des großen Eroberers, Aristoteles stirbt. — 322 v. Ch. — Griechenlands Gelehrsamkeit wandert unter den Ptolemäern — 300 v. Ch. — nach Alexandrien in Aegypten, und Großgriechenland in Unteritalien wird von den Römern erobert. — 272 v. Ch. — Da beginnt — 264 v. Ch. — der Kampf zwischen der aristokratischen Republik Karthago und Rom, und in einer großen Seeschlacht siegt der Konsul Duillius über die Nebenbuhlerin. Zu derselben Zeit — 256 v. Ch. — reißen sich die Parther unter Arsazes von Syrien los, und bilden ein die Römer noch mächtig anfeindendes Reich. Aber Rom erobert Sardinien — 237 v. Ch. —, und trägt seine Waffen immer weiter, und Oberitalien wird römische Provinz. — 220 v. Ch. — Da beginnt — 218 v. Ch. — der zweite Krieg mit Karthago, und Hannibal steht vor den Thoren der stolzen Roma. Doch der große Scipio siegt in der Schlacht bei Zama auf karthagischem Boden über die Miethstruppen und Elephanten des angefeindeten Hannibal und Karthagos Unabhängigkeit liegt in römischer Hand. — 201 v. Ch. — Die Kornkammer Sizilien wird früher den Siegern zu Theil. — 212 v. Ch. — Schon dringt römisches Heer nach Kleinasien, und dieses Land wird

römische Provinz. — 189 v. Ch. — Selbst in Aegypten regt sich die mächtige Hand der Römer bei erledigtem Thron. — 162 v. Ch. — Immer weiter dringt das wachsende Rom, und Mazedonien wird römische Provinz. — 148 v. Ch. — Endlich zerstört der riesige Römer in einem Jahre Karthago und Korinth, und der Puner und Griechen Länder werden römische Provinzen — 146 v. Ch., — eben so 133 v. Ch. Pergamum. — Da wächst Rom immer mehr, und wird stolz. Die Sitten verlieren ihre Einfachheit, die Regierung ihre Einheit und Kraft. Der Riese herrscht zwar noch mächtig nach Außen; aber die innere Freiheit fängt an zu erkranken. Schon beginnen bürgerliche Reibungen und Unruhen unter den Gracchen. — 133 v. Ch. — Aber als die Kimber, Bojer und Teutonen die Gigantenherrschaft in ihrer Heimat anzugreifen wagen — 113 v. Ch. —, schlägt sie Marius mit altrömischer Taktik, und Sulla siegt im Kriege gegen die Bundesgenossen — 88 v. Ch. —; aber zwischen dem grausamen Diktator und Marius wüthet der fürchterlichste Bürgerkrieg drei Jahre hindurch — 86 v. Ch. —; und doch, wenn es dem Feinde galt, war Einheit, wie später bei der französischen Revoluzion. Spaniens größter Theil wird daher leicht zur römischen Provinz. — 72 v. Ch. — Ebenso das östliche Kleinasien, Syrien und Palästina. — 63 v. Ch. — Aber da entdeckt der donnernde Redner und Vaterlandsvater Zizero die Katilinarische Verschwörung. Katilina flieht und wird geschlagen. Da gründen Pompejus, Krassus und Cäsar das erste Triumvirat. Die Schlacht bei Pharsalus entblättert ziemlich den Baum römischer Freiheit; denn der große Cäsar wird römischer Diktator — 48 v. Ch. —, nachdem er zwei Jahre früher Gallien zur römischen Provinz gemacht hat. Da athmet nochmal römische Freiheitsliebe tief auf, und Brutus und Cassius ermorden den Herrn der Republik mit 23 Dolchstichen — 44 v. Ch. — zu spät; denn die Mörder müssen fliehen, und das zweite Triumvirat wird von Antonius, Lepidus und Oktavian gegründet — 43 v. Ch. —, aber Lepidus ist

schwach, Antonius sinnlich, und Oktavian mässig und klug. Der Sieg bei Akzium — 31 v. Ch. — gibt dem Oktavian die Alleinherrschaft, und die römische Freiheit ist todt, mit ihr die politische Freiheit der halben Welt. — 1. — Da sendet im 30sten Jahre der Regierung des Kaisers Augustus die liebende Vorsehung den gesalbten Gottmenschen Jesus Christus, um der ins Jünglingsalter tretenden Menschheit die moralische Freiheit zu verkünden, und durch seinen Tod und Auferstehung im 15ten Regirungsjahre des Tiberius zu siegeln. Mit den Worten: „Vater verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ trit die Menschheit in das Alter des Jünglings. — 33 n. Ch. —

§. 29.

Charakteristik des Christenthums.

Einen liebenden Gott in drei Personen, Unsterblichkeit der Seele, Belohnung und Strafe nach dem Tode, ewiges Sein nach dem Untergange aller Welt, keine Priesterherrschaft, aber eine liebevolle Gemeindeverfassung, das sind die Grundzüge, worauf der Gottgesalbte seine Lehre baute. Für die heranreifende fortan immer mehr mündig werdende Menschheit gibt es keinen strengen Jehova mehr. Gott wird der liebevolle Vater aller Menschen, und Christus ist sein Sohn; alle Menschen seine Brüder; Freund und Feind gleichberechtigt, Mitglieder der großen Gemeinde zu werden. — Eine liebende Stiftung ewig erneuerten Andenkens hält den heiligen Lehrer der Göttlichkeit bis zum Ende der Welt in christlicher Mitte. Eine Lehre, die einst der Menschheit in ihrem Greisenalter noch Trost und Beruhigung für ihres Lebens Mühen bringen wird.

§. 30.

Anfang der Bajerischen Geschichte.

Mit Augustus großartiger Römer- und Weltherrschaft dämmert die Geschichte der Bajern am politischen Horizonte herauf. Man hat sich zwar Mühe gegeben, unsere Abstammung weit in die vorchristliche Zeit zu setzen; allein, was nüzt es uns, einige

Jahrhunderte in unserem Stammregister mehr zu zählen, wenn diese Jahrhunderte eine bloße Dichtung sind? Zuletzt stammen wir doch vom ersten Menschenpaar, wie alle Völker der Erde ab, und es ist ganz gleichgültig, ob unser Stammregister von Adam aus vollkommen ist, oder nicht. Viele Geschicht=schreiber glauben zwar, unseren hochadelichen Gefühlen zu schmeicheln, wenn sie die Bajern von den Bojern, die Bojer aber von den Kelten herkommen lassen; doch die Zeit des Livius, der seine Römer durch Aeneas von dessen Mutter, der Göttin Venus ableitete, ist gewiß vorüber; und es muß uns daran liegen, auf gerechtem Wege zu wissen, wann die bajerische Geschichte beginnt; aber nicht die Zeit der Fabeln. Aus der Luft holt die Phantasie, aus der Wirklichkeit der Verstand seine Nahrung, und es ist ein unverzeihlicher Fehler der meisten vaterländischen Geschichtschreiber, daß sie das Märchen vom bojischen Ursprunge der Bajern dem patriotischen Aventin nach=geschrieben haben, und noch nachschreiben. Wenn in unserem Vaterlande vor Christus Bojer gewohnt haben, dieselben aber theils freiwillig ausgewandert, theils von einem mächtigeren Volke vertrieben worden sind, und nach ihrer Vertreibung das Land mehrere Jahrhunderte zur Wüste wurde, deren Dasein die erobernden Römer uns verkünden, und das öde Land wieder mit Römern und Teutschen kolonisiren, und wir von jenen Ko=lonisten abstammen, so ist es gewiß eine auffallende Lüge, zu behaupten, wir stammen von den Bojern ab. Die Wahrheit ist: „unser Vaterland bekam von den Bojern seinen Namen, und diesen Namen tragen wir; aber nicht deswegen, weil wir von den Bojern abstammen; sondern weil wir das von ihnen in der vorchristlichen Zeit besessene Land bewohnen.“ Vom Lande, nicht vom Volke aus heißen wir Bajern oder Bojern. Der Name macht nicht das Volk, das Volk muß seinen Na=men ehrwürdig machen. Die Geschichte des bajerischen Vol=kes beginnt somit erst dann, als die Römer das Dasein der Bojerwüste auffinden, und alle frühere Geschichte ist nicht so=wol Geschichte der Nazion, als vielmehr Geschichte des Landes, oder seiner früheren Bewohner.

Bajerische Geschichte.

Kindheit der bajerischen Nazion.

Von ungefähr 10 v. Ch. bis 911 n. Ch.

Wenn der Saame einmal ist gesät,
Und die Muttererde wenig kultivirt;
Er auch rauh durch rauhe Schollen geht:
Rauhe Pflanze rauhe Früchte führt.

Quellen für Bajerns Urgeſchichte.

Caesar de Bell. Gall. I. 16. 28. 53. IV. 2. 3. VI. 24. IX. 29. — Livii Patav. hist. ſummariſch in L. 21. 23. 31. 32. 33. 34. 35. 36. — Polybius L. II. c. 20. 31. L. III. c. 40. 67. 118. — Strabo Geogr. V. VII. p. 445. 449. 456. 481. — Tacitus. de M. G. c. 28. 42. 43. — Tacit. annal. I. 23. II. 63. IV. 5. — Tacit. hist. I. 11. 68. 70. — Plinii nat. hist. III. 20. 24. IV. 25. — Vellejus Paterc. II. 108. Horatius. L. IV. Od. 14. — Rufus. Epitom. c. 7. 8. — Dio Cassius LV. 23. 24. — Seneca de cons. ad Hev. de emigrat. c. 6. — Procop. hist. Goth. I. 15. 16. II. 15. 24. IV. 24. 26. XI. 15. Bell. P. II. 25. — Paulus Diaconus de gest. Longob. I. 8. 19. 20. II. 14. III. 9. 10. 22. 27. 28. 29. 36. IV. 7. — Cassiodor. Var. I. 11. III. 50. IV. 2. VII. 4. — Julii Capitol. vita M. A. c. 22. — Fortunatus de vita S. Martin. L. IV. v. 648. seqq. — Zosimus I. 52. — Agathias bell. Goth. 1. — Vita S. Magni. c. 18. — Greg. Turon. IX. 25. X. 3. — Vopisci vita Aurel. c. 13. 18. 21. 35. 41. — Historia Miscell. L. XV. — Ammian. XXI. c. 8. 9. — Eumenii paneg. Const. dict. c. 2. 3. 11. — Mamertini paneg. Geneth. c. 9. 10. — Jornandes de reb. Gest. c. 46. 51. 53. 54. — Fredegar. c. 34. — Severini vita. c. 3. 7. 15. 19. 22. 24. 25. 27. 29. 30. 31. 41. — Antonini itiner. edit. Wesseling. p. 236. 237. 249. 250. 257. 259. 275. 277.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Bewohner unseres Vaterlandes vor Christi Geburt.

Freien Mannen gehört Alles.

§. 31.

Kelten und Teutsche.

Ganz Teutschland zerfällt in zwei Haupttheile: in Süd-teutschland und Nordteutschland. Die Gränze zwischen beiden großen Theilen war und ist noch der den Alten wohlbekannte unermeßliche herzynische Bergwald. Diesseits dieser großen Gebirgskette vom Bodensee bis tief nach Ungarn, das vormals Pannonien hieß, und noch weiter drangen die Kelten, jenseits die Teutschen vor. Die Einen kamen von West hergezogen, und hießen in römischer Sprache Galler, die Andern von Ost, und wurden von den Lateinern Germannen genannt. Beide bestanden aus mehreren einzelnen Stämmen, deren jeder wieder seine eigene Benennung hatte. Das unkultivirte Land hatte Beide zu rauhen Söhnen der Natur gemacht. Ihre ganze Lebensart war nomadisch und wild. Daher ist ihr Bleiben an keinem Orte beständig, und will auch ein Stamm eine sanfte, bürgerliche Gesittung annehmen, so ist ihm dieses Streben unmöglich, weil es nicht im Verhältniß zum Ganzen steht. Beständige Wanderungen und Kriege charakterisiren daher auch die noch tief stehenden Völker jener Länder. Jedoch hatte ihnen die Natur viel Scharfblick und mehr Gefühl gegeben, als Völkern in heißen Zonen, und daher kommt es auch, daß alle ihre Einrichtungen das Gepräge der Humanität an sich tragen.

Unter jenen zwei Hauptnazionen gibt es nun von früherer Zeit an beständigen Kampf. Das war nicht anders möglich; denn unter rauhen Kriegern und Jägern ist noch kein Eigenthum des Landes. So erzählt uns Cäsar, daß sich die tektosagischen Volksstämme in Böhmen niedergelassen haben, nachdem sie zuvor die Teutschen daraus vertrieben hatten. Wie wir einst in der Kindeszeit der allgemeinen Geschichte die Völker da und dorthin wandern sahen; so sehen wir diese Wanderungen jezt, und immer häufiger; denn ein Volksstamm treibt den andern vor sich her, und nirgends ist Ruhe, nirgends ein Bleiben. Bis Griechenland und Thrazien, bis Kleinasien dringen ihre verwüstenden Schlachthaufen. Freien Männern gehört Alles. So heißt ihr Wahlspruch, als die Römer fragen, warum sie in Italien einfallen. Gewöhnt an Jagd und Krieg, nicht vertraut mit den sanfteren Künsten des Ackerbaus, ziehen sie fort, und wo sie einen ergiebigen Boden finden, wollen sie bleiben.

§. 32.

B o j e r.

Von den Gränzen der Pyrenäen durch ganz Frankreich, die unteren Rhein-, Neckar- und Maingegenden, längs dem rechten Donauufer durch Bajern, Böhmen, Oesterreich, Ungarn und die europäische Türkei, selbst Kleinasien und Griechenland gieng hin und wieder der Zug wandernder Kelten. In den südwestlichen, waldreichen Gegenden von Frankreich wohnte ein Volksstamm dieser Kelten oder Galler, der von der waldigen Beschaffenheit des Landes den Namen Hölzler, Waldler „Bojer" trug, und dieser Name folgte ihnen in alle jene Gegenden hin, wo die Beschaffenheit des Landes ihn rechtfertigte. Bis auf den heutigen Tag trägt ihn Böhmen und Bajern. Im Urlande wuchsen nun die Bojer zu einem so großen Volke, daß es dem Boden unmöglich war, alle Mitglieder desselben zu ernähren. Der Beschluß, ein Theil müsse auswandern, war deshalb natürlich. Die Alten bleiben, und die kräftige Jugend wandert. Die Wanderer theilen sich in zwei Haufen. An des

einen Spize steht Bellowes, an der des andern Sigowes, beide Schwestersöhne des gallischen Königs Ambigat. An die jungen Wanderer schließen sich noch andere Stämme der Galler, so daß ihre Zahl auf 300,000 Köpfe sich beläuft, und das Loos entscheidet die Richtung ihrer Züge. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts vor Christus beginnt der große Marsch, und Bellowes zieht über die Alpen nach Italien; Sigowes gegen den großen herzynischen Wald. Die Stämme des Ersteren lassen sich am Ticino und Po, nach Vertreibung der Etrusker und Ambrer, Ureinwohner, die des Letzteren in Südteutschland, wir wissen durchaus nicht, wo, wahrscheinlich in der Gegend des herzynischen Waldes, in Böhmen und an der Donau hin in Bajern und Oesterreich nieder.

§. 33.

Bojer in Italien.

Wir haben gehört, daß nicht allein Bojer aus der Galler Land gewandert seien, sondern daß viele andere Stämme der Galler sich den zuglustigen Führern angeschlossen haben; und es kann somit nie von den Bojern allein die Rede sein, sondern ihr Name begreift auch noch andere gallische Stämme in sich. Von den nach Italien gewanderten Bojern erzählen uns nun die römischen Geschichtschreiber Mehreres, was jedoch nicht in seiner ganzen Ausdehnung in die bajerische Geschichte paßt. Das Wissenswürdigste erzähle ich.

Da in dem oberen Theile des gesegneten Italiens schon verhältnißmäßig gebildete Völker zu jener Zeit wohnen, so ist es natürlich, daß die länder- und beutesüchtigen Galler dieselben vertreiben, oder besiegen, und dann beherrschen müssen. Das thun sie denn auch, und so kommt es, daß sie sich am Po — 395 v. Ch. — vollkommen ansiedeln, und eine Menge Städte in Besitz nehmen. Der hetruszischen Stadt Felsina geben die Bojer den Namen Bojonia. Später mögen sie auch Städte erbaut haben; aber jetzt noch nicht. So dringen die Sieger denn immer weiter vor, werden Nachbarn der Römer, führen

mit ihnen Krieg, und belagern endlich sogar die römische Göttterburg, das Kapitol, unter Anführung des Brennus. — 390 v. Ch. — Da kommt der verbannte Kamillus als Diktator, schlägt die rechtlosen Wanderer, und befreit Rom von den lästigen Mannen. Aber seit dieser Zeit hassen sich beide Nazionen bis zum Tod, und die blutigsten Kriege zwischen ihnen nehmen ihren Anfang. Mit abwechselndem Glücke werden sie über zweihundert Jahre lang geführt, und als die Galler mit ihrer Macht nicht mehr ausreichen, rufen sie sogar die Gäsaten, einen verwandten gallischen Volksstamm zu Hilfe. Ihr vereinigtes Kriegsheer beträgt 200,000, das der aufs Höchste erbitterten Römer, 800,000 Mann. Die überwiegende Taktik, bessere Waffen und bei weitem größere Anzahl der Letzteren siegt unter Anführung des Consul Aemilius über die halb nackten Galler. Vierzigtausend Tode und mehrere tausend Gefangene unterwerfen die eingewanderten Bojer und Stammverwandte der römischen Herrschaft. — 224 v. Ch. — Somit dringen die Römer erobernd bis zum Po vor, und legen, um sich ihre Eroberungen zu sichern, im italischen Gallerland Kolonien an, diesseits und jenseits des heiligen Gränzflusses. Das erzürnt die Galler, und, Bojer an der Spitze, jagen sie die römischen Besazungen fort; aber die erbitterten Väter senden den Prätor Atilius mit einem römischen und Bundesgenossen-Heer gegen die tollkühnen Bojer. Da erscheint Hannibal, und mit ihm vereinigt der Bojerkönig Chrixus seine Schlachthaufen. Der König fällt, und der große Karthager besiegt die Römer. — 218 v. Ch. — Bojer kämpfen damals gegen Bojer, aber zum Unglücke der Römer; denn sie wichen schon im ersten Treffen. Als geschworne Feinde der Römer siegen sie mit Hannibal am trasimenischen See und in der mörderischen Schlacht bei Kanä, wo von 80,000 Römern kaum 10,000 übrig bleiben, um der unglücklichen Stadt ihre Niederlage zu melden. Der Krieg wird hierauf von Hannibal in Unteritalien geführt, und in Oberitalien, im Litanischen Walde, erschlagen abgesägte Bäume, und Bojer, 28,000 Römer sammt den anführenden Konsul. Seine Hirnschaale muß den Priestern der Barbaren zum Opfer-

becher dienen. Rom zittert vor dem kühnen Bojer. Da wird Hannibal nach Afrika zurückgerufen und die Schlacht bei Zama — 201 v. Ch. — entscheidet Roms Herrschaft über Karthago. Aber die Bojer enden ihre Kriege mit den Erbfeinden nicht. In der Schlacht bei Cremona fallen 35,000 Galler und Karthager, wodurch der Krieg nicht geendigt; wohl aber matter gemacht wird. Die Zeit der größten römischen Macht naht. Es hilft Nichts, daß der Bojerkönig Corolamus über den Consul Marzellus siegt; denn in der Schlacht bei Bojonia wird das Bojische Heer beinahe gänzlich vernichtet. Gegen ein kluges, tapferes und freies Volk vermag keine barbarische Tollkühnheit. Die Römer besitzen bereits ganz Italien, Afrika, Spanien, und sind Herrn aller Inseln im Mittelmeere; und die italischen Galler bestehen aus etwa 3,000,000 Köpfen, eine gegen Römer ganz unverhältnißmäßig kleine Zahl. Daher mindert jedes neue Treffen ihre Kraft, 10,000 Galler fallen bei Mailand. — 194 v. Ch. — Im darauffolgenden Jahre siegt der römische Konsul Sempronius aufs Neue über dieselben, und es fallen 14,000 Mann. Die Erbitterung steigt mit jedem Jahre, und es scheint, als habe man von Seite der Karthager die italischen Galler als Mittel gebraucht, die Römer durch kleinen Krieg in eigenem Lande zu beschäftigen, eine Aufreizung, die den Bojern ihre Unabhängigkeit kosten mußte. Endlich siegt — 191 v. Ch. — der Konsul Publius Kornelius Scipio über das letzte Kriegsheer der Bojer von 50,000 Mann, und die ganze gallische Nazion wird dem Sieger unterthan. — 189 v. Ch. — Die Folge ist, daß römische Besatzungen in die Städte des eroberten Landes gelegt werden, und die Bojer sich unterwerfen oder auswandern. Die Geschichte schweigt seit dieser Zeit von ihnen, und wohl mit Recht, denn Scipio hat ihnen die Nazionalität geraubt. Livius sagt zwar, das Land der Bojer sei unter römische Bürger getheilt worden; allein daraus den Schluß zu folgern, die Bojer seien deßhalb ausgewandert, ist gewiß unrichtig, wenn man weiß, daß die römischen Sieger durch die Vertheilung eroberten Landes an Bürger nichts Anders bezweckten, als sich den Besitz desselben zu sichern. Die besiegten Nazionen in Ober-

italien traten nämlich in's emphyteutische Verhältniß zu den Siegern. Der römische Bürger wird dominus directus, der besiegte Bojer aber dominus utilis, wie Ofelius bei Horaz. Außerdem läßt sich ahnen, daß, wenn, wie der Geschichtschreiber sagt, das zuletzt aufgebotene Kriegsheer der Bojer aus allen männlichen Individuen vom Jüngling bis zum Greise bestand, wenig mehr übrig geblieben sein mögen, um einen sicheren Besitz mit einem unsicheren Eigenthum in wilden Gegenden zu vertauschen.

§. 34.

Bojer in Südteutschland.

Sigowes hat also, wie wir oben gehört haben, seine wandernden gallischen Haufen gegen Südteutschland hin geführt. Einzelne Stämme blieben in solchen Gegenden, die ihnen und ihren noch einfachen Bedürfnissen zusagten; andere zogen weiter gegen Ost. Ihre Sprache unterschied sich vollkommen von der teutschen; daher wir einigermaßen aus der Benennung der damaligen Städte in Südteutschland bei Ptolemäus erfahren können, in welchen Gegenden Teutsche, in welchen Galler oder Kelten wohnten. Von den Quellen des Mains am Fichtelgebirg aus bis zum Zusammenfluß desselben mit der Regnitz, also von Moenosgada bis Bergium wohnten Teutsche; von dort aus aber bis zur Mündung des Mains in den Rhein und dem Laufe dieses Stromes entlang bis gegen Italien breiteten sich gallische Stämme aus. In ihrem Gebiete lagen die Städte Lokoritum, Segodunum und Devona. Der weit fließende Strom von dem St. Georgswald bis zum schwarzen Meere wurde von den an seinen Ufern und Ebenen wohnenden Kelten tiefer Strom oder Donau genannt. Sobald er ins Gebiet der Thrazier strömte, erhielt er von jenen Völkern den Namen Ister, und bis dorthin erstreckten sich die Südteutschland bewohnenden Kelten. Sie theilten sich in mehrere Stämme. Der Bojer Land reichte von den Quellen der Donau durch Schwaben, das heutige Bajern, Böhmen, Oesterreich bis tief nach Ungarn. Dort wurden sie

begränzt von ihren Stammverwandten, den Skordiskern, und im Süden gegen Tirol und in demselben von keltischen Brüdern, den Tauriskern — Taurnbewohnern, Bergvölkern. — Es ist höchst wahrscheinlich, daß, als Sigowes mit seinen Gallern in diese Gegenden kam, sie schon von den stammverwandten Kelten theilweise bewohnt waren, und daß daher schon vor ihm große Wanderungen statt gefunden haben müssen, die auch nur dann aufhörten, als der Ackerbau die sanfteren Künste des Friedens brachte, und das Eigenthumsrecht der Völker. Zwar scheinen die in der Bojer weitem Lande gegründeten Städte die frühzeitige Kultur des Bodens und der Nazion selbst zu beurkunden; aber ihnen gegen Nord und Nordost lagen die teutschen Volksstämme noch in tiefer Nacht des bürgerlichen Lebens, und die halbgesitteten Nachbarn waren beständig ihren rauhen Angriffen ausgesetzt. Ihre Bewaffnung zeigt hinlänglich die Stufe ihrer Kultur. Sie kämpften halb bekleidet mit einem großen kupfernen Säbel gegen die kriegserfahrnen Römer.

Wer so kämpft, kann wohl durch Gewalt, durch rohe Tapferkeit, aber durch keine kriegerische Kultur siegen. Theils durch den Andrang der Teutschen gezwungen, theils aber auch durch die lockenden Früchte des Süd und West aufgefordert, suchten sich schon in alter Zeit abwechselnd Haufen jener Volksstämme in Italien und ihrem Urlande, Gallien, glücklichere Sitze. Ja selbst bis nach Thrazien, Griechenland und Kleinasien zogen lüsterne Bojer, und andere keltische Stämme. — 279 v. Ch. — Die Hauptnazion blieb zu Hause. Da jagt eine wahrscheinlich fürchterliche Revoluzion im Nordost die Kimber, und diese die Teutonen über die Karpathen gegen der Bojer Land. Diese aber treiben die wilden Körper von ihrem Lande weg, und in Ungarn über die Donau gegen die Skordisker. Diese, weniger stark, als ihre stammverwandten Brüder, werden besiegt, und der kimbrische Zug dringt westlich längs den Ufern der Sau gegen die Alpen vor — 114 v. Ch. —, nach Gallien und Hispanien. Viele römische Heere werden geschlagen, bis endlich der Konsul Marius die wilden herumstreifenden Gäste in blutigen Schlachten und zwar die Teutonen bei

Aquä Sextiä — 102 v. Ch. — die Kimber am Padus — 101 30. Juli — gänzlich besiegt. An den Zug der Teutonen hatte sich auch ein bojischer Stamm, die Ambronen unter ihrem Anführer Bojorix angeschlossen, eben so die Tiguriner und Toygener. Die besiegten Kimber mit den sie begleitenden Tigurinern finden sich später in den Niederlanden. Welches Schicksal die Ambronen hatten, sagt die Geschichte nicht. Aus dieser kimbrischen Wanderung scheint nur so viel zu folgen, daß die ausgewanderten westlichen Bojer, die Ambronen nämlich, durch ihre Auswanderung ihre früheren Wohnsitze menschenleer hinterlassen haben. Die Zurückgebliebenen besaßen aber noch die östlichen und nördlichen Striche von Südteutschland, und das sind jene, woraus früher die Kimber vertrieben worden waren. Da begann eine zweite Volksdrängung. Die Geten, auch Daker genannt, ein trazischer Volksstamm, hatten sich durch ihre westliche Verbreitung zu Nachbarn der Bojer im Nord und Ost von Südteutschland gemacht. Entstandene Streitigkeiten führten zu blutigen Kriegen, und diese zur gänzlichen Besiegung und Auswanderung der Bojer. Ihr Land wird menschenleer und heißt von nun an bojische Wüste. Die Auswanderer theilten sich wieder in mehrere Haufen, von denen wir — 55 v. Ch. — 32,000 Mann in Belagerung der kärntischen Stadt Noreja wieder finden. Auf Einladung der Helvezier aber — so erzählt Cäsar — sei jener namhafte Haufe mit diesen nach Gallien gezogen. Cäsar besiegt jedoch die wandernden Volksmassen von 368,000 Köpfen, und 92,000 kampffähigen Individuen nahe bei dem heutigen Autin, jenseits der Saone, und jagt die Meisten in ihr Land zurück. Nur den Bojern gestattet er auf Bitten der Aeduer, ihrer ausgezeichnet erprobten Tapferkeit wegen, die Niederlassung zwischen der Loire und dem Allier, wo noch eine Stadt, Bourbon — Boja — die Abstammung ihrer Enkel kenntlich macht. Die in Teutschland zurückgebliebenen aus ihrer Heimat von den Geten auch verdrängten Haufen der Bojer haben sich höchst wahrscheinlich mit den Tauriskern in den Steierischen und Kärntner Alpen vermengt, oder theilweise mit ihren Siegern verschmolzen. Genug, ihre Nazionalität ist seit einem halben Jahr-

hundert vor Christus gänzlich verloren; ihr großes Land aber unbewohnt, eine Steppe, für die teutschen und slavischen Volksschwärme tauglich, zum Hinterhalt und zur Zuggegend gegen die Römer zu dienen. Und als Marbod seine Markmannen später nach Böhmen führt, waren die Bojer längst daraus vertrieben; aber das Land trug noch ihren Namen, zum Zeichen, daß es einst — olim — der Bojer Heimat, Bojenheim, Böheim, gewesen sei. Von nun an beginnen die Züge der Sueven oder unstäten Teutschen. Ariovist führte die ersten Haufen durch die leere Zuglinie, das ehemalige Land der Bojer; aber Cäsar that seinen großartigen Anforderungen durch eine blutige Schlacht Genüge, und der Zug ist vorläufig eingestellt.

Die zweiten Haufen bringt der königliche Markmannen-Prinz Marbod; aber er, in Rom früher erzogen und bekannt mit römischer Kriegskunst, führt seine unbehilflichen Teutschen kluger Weise nach Böhmen, und von nun an lernt der Römer das Dasein der Bojerwüste, die zwischen den von ihm besiegten Alpenvölkern und den Teutschen liegt.

§. 35.

Bojer in Thrazien, Griechenland und Kleinasien.

Wir haben schon oben gehört, daß in Südteutschland die Züge von West, in Nordteutschland aber die Wanderungen der Völker von Nordost ausgehen. Die Teutschen kommen aus Asien, die Galler aus Frankreich und Spanien. Stämme von den Letzteren bleiben nicht immer an einem Orte; sondern ihr Weg geht durch Pannonien nach Thrazien, Griechenland und Kleinasien. Es waren dies die Tolistobojer, Trokmer und Tektosagen. Ihre Anzahl belief sich auf etwa 20,000 Mann. Ihr Zug begann um 279 v. Ch. Aller Widerstand anderer Völker, durch deren Gebiet sie zogen, wurde gebeugt und die Folge war, daß die Besiegten den Siegern zinsbar wurden. Nach allen Seiten hin breiteten sich einzelne Haufen aus, und Nichts vermag den wilden Mannen Widerstand zu leisten. So dringen sie bis Bizanz, setzen in zwei Abtheilungen über den

Hellespont, und als sie am asiatischen Ufer ihre Zahl berechnen, sind noch 10,000 Mann übrig; eine kleine, aber für die weichlichen Stämme von Kleinasien dennoch furchtbare Anzahl. Bis zum Taurusgebirg folgt ihnen nach allen Seiten hin der Sieg. Die ganze Halbinsel, selbst Syrien wird ihnen zinsbar, und die Sieger sind Herrn des Landes. Seit dieser Zeit heißen die an den Fluß Halys angränzenden Länder Kleinasiens, nämlich Paphlagonien, Kappadozien und Bythynien von ihren Tributherrn, den Gallern, Galazien. Das Land wird von ihnen in vier Theile getheilt. Jeder Theil bildet ein Vierfürstenthum, welches von einem Tetrarchen — Vierfürsten, — einem Richter, einem Feldherrn und einem ständigen Senate aus 300 Mannen regirt wird. Ihre Tapferkeit ist weit berühmt, und es vermochte selbst der König von Pergamus vierzig Jahre nach ihrer Einwanderung nicht, das Land ihnen zu entreißen. Attalus siegt zwar; aber der Sieg gibt ihm nicht die Herrschaft über die Galater. Jedoch, was das weibische Asien nicht vermag, vermögen die weltbezwingenden Römer. Die Veranlassung zum Kriege der Galater mit den Römern war, daß die Ersteren dem Antiochus, König von Syrien, wider die Anderen Hilfe geleistet hatten. Und der Zufall wollte, daß in demselben Jahre, 189 v. Ch., Scipio die Bojer in Italien, Manlius die Bojer in Asien besiegte. Ortiagon, der Vierfürst der Tolistobojer und zugleich Feldherr hatte seine Landsleute mit Weibern und Kindern, dann ihrem gesammten Vermögen auf den Berg Olympus geführt und dort verschanzt, und auf dieselbe Art hatten es die andern beiden Stämme, die Trokmer und Tektosagen auf dem Berge Magappa bei'm Halys gemacht. Doch das Vortheilhafte dieser Verschanzungen besiegen die römischen Pfeile, und 10,000 Tode der Galater, und 40,000 Gefangene beweisen den furchtbaren Sieg der Römer über die Enkel der Kelten. Die übrigen Bewaffneten des Landes fliehen über den Halys, sammeln sich wieder, und beginnen mit dem römischen Sieger Friedensunterhandlungen, die auch wirklich im folgenden Jahre das gewünschte Resultat, den Frieden zwischen den Galatern und Römern herbeiführen, und der wegen der Eifersucht des

römischen Senates auf die unabhängig gebrauchte Macht des Manlius den Besiegten sogar die Unabhängigkeit eigener Regierung gestattete; jedoch mußten sie feierlichst versprechen, innerhalb ihrer Landesgränzen zu bleiben, und ohne römische Erlaubniß dieselben bewaffnet nicht zu überschreiten. Dieser Friede wurde im Jahre 188 v. Ch. geschlossen, und über hundert Jahre hinfort gehalten bis zum Kriege zwischen Pompejus und Cäsar, denn kein Geschichtschreiber Roms bemerkt während dieser langen Zeit mehr etwas von diesem Volke. Im Jahre 87 v. Ch. hatte aber der König von Pontus, Mithridates, aus Argwohn gegen die so lange Zeit mit den Römern freundlich verbundenen Galater sechszig ihrer Fürsten sammt ihren Familien bei einem Gastmale feindlich überfallen, und meuchelmörderisch umbringen lassen. Diese verbrecherische That konnte nicht ungerächt bleiben. Der Tolistobojer König, Dejotarus, bricht erzürnt gegen den Feldherrn des Mörders, Eumachus auf, besiegt die Heere des großen Königs und verjagt sie aus Galazien. — 72 v. Ch. — Mithridates, vor dem lange der Asiat und der Römer gezittert hat, wird auf den Ebenen von Tigranozerta von Pompejus, dem Großen, gänzlich besiegt, und von seinem galatischen Führer, Bituitus, aus Gefälligkeit, auf inständiges Bitten des gänzlich gebeugten Königs, ermordet. — 65 v. Ch. — Aber Dejotarus, der treue Bundesgenosse der Römer, empfängt vom gütigen Pompejus die königliche Herrschaft über ganz Galazien, Kleinarmenien, Pharnazia, Trapezunt, und alles Land hinab bis Kolchis. Seine Residenz schlug der treue König in Plukium auf, und herrschte über seine Länder mit Weisheit, Klugheit und Kraft. Da brach der Krieg zwischen dem großen Pompejus und dem noch größeren Cäsar aus. Auf welche Seite sollte sich da der dankbare Bojer wenden? Auf die des einstigen Wohlthäters. Aber die Schlacht auf den Feldern von Pharsalus entschied für Cäsar, und gegen Dejotarus. — 48 v. Ch. — Der Letztere verliert dadurch Kleinarmenien, seine ganze Reiterei und eine große Menge Geldes. Vor dem römischen Senat wurde er sogar angeklagt, dem Cäsar nach dem Leben gestrebt zu haben; aber sein Freund Zizero, der früher drei Jahre Pro-

konsul in Zilizien gewesen war — 53—51 Ch. —, vertheidigte den biedern und redlichen Bojer vor Senat und Volk, und der König wird von der hämischen Anschuldigung freigesprochen. Kläger war sein Schwiegersohn, Kastor, und ihn ließ der ergrimmte, an seiner Ehre beleidigte König sammt der Tochter hinrichten, und ihren Palast schleifen. Sieben Jahre regirte er noch mit redlichem Willen über seine Völker; da starb — 41 v. Ch. — sein einziger Sohn, und der tiefgebeugte Vater folgt ihm im kommenden Jahre zum lohnenden Grab. — 40 v. Ch. — Einen Mann voll männlicher Tugend und Treue nennt ihn der menschenkennende Cizero. Nach ihm besteigt den galatischen Thron wahrscheinlich ein Verwandter von ihm, Kastor. Da naht das zweite Triumvirat, und der siegende Antonius raubt dem Kastor — 36 v. Ch. — die Regirung, und übergibt sie dem Amyntas, einem ehemaligen Schreiber und Feldherrn des Dejotarus. Undankbar verläßt der schlaue Grieche den Wohlthäter Antonius vor der Schlacht bei Akzium, und wendet sich zur überwiegenden Parthei des Oktavian. Dieser läßt ihm den Thron; aber der untreue König wird — 25 v. Ch. — durch seine eigene Gemalin auf einem Zug gegen die Homonodenser gefangen und ermordet. Seine Länder macht hierauf Augustus zur römischen Provinz, und die Nazionalität der asiatischen Galler ist von dieser Zeit an verloren.

§. 36.

Einrichtungen der alten Bojer.

Die Bojer waren ein Volksstamm der Galler, und was wir daher von diesen in Beziehung auf ihre innere und äußere Kultur aus römischen oder griechischen Geschichtschreibern wissen, paßt mehr oder weniger auch auf die Bojer. Die Bojer waren rauhe Jäger oder Krieger, wenige bauten die Aecker. Religion und Sitten waren deshalb eben so rauh. Priester standen an der Spize ihres geistigen Lebens. Von diesen gab es zwei Klassen, die Druiden und Wahrsager. Die Ersteren lehrten ihr Volk die Götter, die Anderen die Zukunft. Wie Moses

einst den heiligen Schauder erregenden Sinai zum Anbetungsorte des großen Jehova wählte, so wurde der Gottesdienst der Bojer in Grauen erregenden Hainen oder Höhlen gehalten. Dort verkündigen die begeisterten Druiden ihrem empfänglichen Volke das Dasein der Götter, Unsterblichkeit der Seele, Geisterwelt; Belohnung und Strafe nach dem Sterben; aber alles auf rohe Art für rohe Seelen. — Ein grausames Amt verwalten die Wahrsager. Um die Geheimnisse der Zukunft zu enträthseln, werfen sie entweder die bedeutsamen Loose, oder sie weissagen aus den Gestirnen des Himmels, aus dem Fluge der Vögel und ihrem Geschrei, aus dem Wiehern der Pferde und ihrem Gang, oder endlich aus dem Eingeweide geopferter Thiere und — geschlachteter Menschen. Alle Arten von Hausthieren, und alle Arten der Menschen müssen oft am Opferaltar, der aus einem großen Steine bestand, bluten. Um das Geschrei der Unglücklichen für gefühlvolle Herzen unzugänglich zu machen, wird ein betäubender Lärm durch Cymbeln, Pfeifen und Schellen gemacht, und während dieser gräßlichen Musik übt mit sorgender Genauigkeit der Wahrsager seine Pflicht, schneidet dem unglücklichen Thiere, sowie dem schuldlosen Menschen mit gleicher Kälte den Bauch auf, reißt die Eingeweide heraus, und sieht mit unverwandtem Auge und höchster Sorgfalt auf die gräßlichen Zuckungen des mit dem Tode ringenden Opfers, und hieraus weissagt der barbarische Priester dem Volke die Zukunft. Aber diese kaltblütige Grausamkeit übt nicht nur der Mann; auch die Gattin des Druiden weissagt auf gleich blutige Art. Dem gefangenen Feind schneidet sie die Gurgel ab, und verkündet aus dem Strömen des Blutes Heil oder Unheil der Schlacht. Solche Frauen werden geehrt und für weise gehalten. — Die gräßliche That, die sie übten, macht jetzt noch manches verzerrte alte Weib furchtbar. Die Kleidung einer solchen Druidin oder Alrunne ist weiß, Fuß und Beine blos, die langen und unregelmäßigen grauen Haare losgebunden, ein Spiel der Winde, gräßlich die Geberden, furchtbar der grinsende Mund und das hohl blickende Auge; — und so weissagt die unbarmherzige Frau des barbarischen Priesters. Ein wahr-

lich durchaus nicht empfehlender Zug dieser Völker. — Eine von dieser Grausamkeit weit entfernte Stellung hatten die Volksdichter oder Barden. Groß, ehrwürdigen Antlitzes, bis auf die Füße weiß gekleidet, und das Kleid mit blauem Gürtel gebunden, greifen sie an festlichen Tagen kunstfertig in die einfache Lyra, und singen das Lob der Helden und ihre Thaten, und die Majestät der Götter. Ihre Lieder tönen bei Schlachten und flammen den kriegerischen Muth in die Seelen der Kämpfer, und verkünden bei festlichen Mahlen Freude, Liebe und Scherz dem gemüthlichen Hörer. Ihr Gesang ist ihres Volkes Geschichte. Noch in später Zeit verkünden die Meistersänger die Bedeutung der Barden. —

Alle rohen Völker, deren Verstand sich noch nicht zur Höhe der Vernunft zu schwingen vermocht hat, haben auch rohe Begriffe vom höchsten Wesen. So die Kelten oder Galler, und mit ihnen die Bojer. Aus Asien wahrscheinlich in uralter Zeit durch Phönizier als Kolonisten an's westliche Land der großen Halbinsel versetzt, brachten sie auch ihre Götter in's neue Vaterland herüber. Sternendienst ist die Grundlage aller Götzendienste. Sonne, Mond, Thierkreis, Wandelsterne in tausend verschiedenen Modifikazionen, Bedeutungen und Namen waren die Götter. Was das sinnliche Auge des noch thierischen Menschen Höheres, als er schien, erblickte, mußte ein Gott sein. Man nennt den Sternendienst Sabaismus. Am Unreinsten, d. h. am Bedeutungslosesten, ist er bei unkultivirten Nazionen erhalten. Da gibt es keine Allegorien; man nimmt die rohe Masse, wie sie ist. Römer und Griechen dachten in ihrem Fortschreiten weiter und tiefer in der Sache. Je weniger Bedürfnisse jene Kinder der Menschheit hatten, desto einfacher war ihre Religion. Die Galler verehrten Sonne, Mond und Vulkan. Schon frühzeitig stellten sie ihre Helden ihren Göttern zur Seite. Der Mensch vergöttert sich gern in seinem Stolze. Je tiefer er steht, desto höher glaubt er steh'n zu müssen. So kam es, daß die Druiden unter dem Bilde der Sonne die Heldengötter: Tuiskon, Biel, Odin, Baldur, unter dem des Mondes aber die großen Frauen: Sira, Freja, Astarot, Manna, als Götter und Göttinen lehr-

ten. Vom phönizischen und persischen Worte Bal, Bel, heißt die Sonne Belenus, der Mond Zisa. Auf hohen Bergen feiern die Bojer ihrem Belen jährlich am ersten Mai das große Fest, Bealtine genannt; ein Gebrauch, an den heute noch unsere Johannesfeuer erinnern. Viele Monumente beurkunden, daß mit der Herrschaft der Römer auch ihre Götter nach Südteutschland und weiter gewandert seien, und es währte noch Jahrhunderte und hielt sehr schwer, mit dem sanften Licht des Christenthums die Herrschaft der Druiden aus heiligen Hainen zu verbannen. Der kurzsichtige Sterbliche hängt am Alten, wenn ihm noch nicht klar geworden ist, daß aus der Asche immer ein neuer Phönix steigen muß. — Die Verwalter der Religion bildeten den ersten Stand unter den Bojern. Auf sie folgten die gebornen Krieger, Reiter, Ritter genannt, und diesen das Volk. Aus den Rittern wählten sie ihren Heeresführer, den Herzog, den Fürsten, oder König. Die Bekleidung der kriegführenden Bojer war einfach, und wild ihre Gestalt zu schauen. Ein Helm, ein kleiner Schild, ein großer, vorne stumpf gearbeiteter kupferner Säbel war ihre Bewaffnung; ihre Tapferkeit im Kampfe furchtbar, aber schwach ihre Taktik. — Wie ihre häusliche und bürgerliche Kultur nach Verhältniß zum Vorausgehenden gewesen sein müsse, ist leicht zu errathen. Einfache, weit umher zerstreute Laubhütten, gezimmert aus wenigem Holz, und gefestet mit reichlichem Lehm, oder von der Natur gebaute Höhlen waren die Wohnungen des ländlichen Bojers; Laub oder wenig Stroh sein Lager; Kunst und Wissenschaft unbekannt; die Jagd seine Nahrung, und nur in den südlichen Gegenden, wo der belehrende Römer in der Nähe war, keimte einiger Ackerbau. Städte konnte es in einem Lande wenige geben, wo der Besitz desselben stets unsicher gewesen ist, und die Wenigen waren etwas größere oder zusammengebaute Dörfer. Daß die Tolistobojer Städte in Asien besaßen, ist natürlich; denn Asien hatte sie längst vor ihnen gebaut. Und eben so leicht begreiflich ist es, daß, als römische Zivilisazion über die Alpen drang, auch in Teutschland Städte entstehen mußten, die um so fester gebaut worden sind, je wichtigere Anhalts-

punkte sie den Römern gegen die andringenden Teutschen sein sollten. Die Bojer in Italien und Asien trieben Ackerbau und Viehzucht; denn wo sie wohnten, war der Boden schon kultivirt; aber in Teutschland schlummerte für die Bojer alle Kultur noch in rauhem Boden. Einige Städte, wenn man sie so nennen darf, so wie auch die Namen mehrerer Flüße scheinen ihrer keltischen Sprache wegen die Begründung von Gallern erhalten zu haben. So Bojodurum, Serviodurum und Kampodunum ꝛc.; eben so Donau, Jsura, Inn ꝛc. Jedoch lagen jene Städte längst in Trümmern, als die Römer kamen, und die leeren Mauern der Städte, so wie auch die Ufer der genannten Flüße wieder bevölkerten. — Je einfacher und ärmlicher ihre Lebensart, desto größer ihre Stärke, desto furchtbarer ihr Aussehen, aber auch desto ungeschliffener ihr Charakter. Erst die Römer brachten Feinheit in die rohe Form der Alpenländer, und durch beide erwachte die Kultur des fruchtverbergenden Landes, und das Christenthum legte den Keim höherer Sitten in's neue Volk der Teutschen und Römer.

§. 37.

Rückblick auf das dritte Kapitel.

Wir haben hier die Grundzüge eines Volksstammes gelesen, deren Bedeutung von höchst niederer Art ist. Unbekannt und noch unfähig, höhere Interessen der Menschheit zu erdenken, zu behalten und zu erreichen, hatten die Bojer keinen andern Zweck des Lebens, als sich und ihren Kindern auf der weithin noch offenen Erde Nahrung zu suchen. Ihr Verstand schlummert noch tief; ihr Herz ist rauh; ihr Gefühl, wie ihr Land. Die Erde reift mit ihren Bewohnern auf gleiche Art zum Ziele. Die Geschichte der Bojer hat für uns nichts Merkwürdiges, als höchstens, daß wir wissen, Bojer haben existirt. Wir sehen in ihnen ein Volk, das noch nahe an den Kreis der Thiere gränzt, und darum sind auch blos Thiere seine Nahrung. Zerrissen in sich, ohne Einheit, ohne moralisches Interesse ziehen seine Theile auf der Erde herum, um sich einen schöneren Wohnplaz

zu suchen, um für ihre Bedürfnisse bequemlichere Mittel zu finden. Die Einen finden die Erreichung ihres Zweckes in Italien, die Andern in Asien, Wenige in dem rauhen Lande jenseits der Alpen. Daher hören auch ihre Wanderungen nicht eher auf, bis das Ziel ihres sinnlichen Strebens erreicht ist. Sie sind rauhe Kinder einer rauhen Natur, und können nur dort zum Knabenalter reifen, wo ihre Geschichte aufhört, und diese endet, sobald eine gesittetere Macht ihre Riesenarme über ihre vernunftlose Existenz ausstreckt, und ihnen von Weitem zeigt, welche Anlagen der Sterbliche auf dem Wege geordneter Arbeit zu entwickeln vermag. Die Enkel der Bojer leben zerstreut in Italien, Frankreich, Kleinasien, und Wenige an den Alpen in Bajern, Böhmen, Oesterreich und Ungarn; aber uns hat nur das von seinen Ahnen verlassene Land, nicht sie, den Namen „Bajern“ gegeben. Was wir waren, werden, können und dürfen wir nie mehr sein, wenn wir es auch sein wollten. „Vorwärts!“ so sang Ludwig I. König von Bajern. „Vorwärts!“ so befiehlt ein höherer König: — das Gesetz der Natur. — Keine zwanzig Napoleone sind diesem Gesetze Herr.

Viertes Kapitel.

Römer, Galler, Teutsche bevölkern das von den Bojern verlassene Land, die Bojerwüste.

Des Greises Hülle geht verloren,
Wenn erst sein Geist ein neues Kind geboren.

§. 38.

Römer kommen nach Südteutschland.

Augustus hatte im dreißigsten Jahre vor Christi Geburt über den weibischen Antonius gesiegt, und seit dieser Zeit den Szepter der Alleinherrschaft über das moralisch ermattete Rom mit kräftiger und glücklicher Hand gefaßt. Er, dem vierhundert Millionen den Tribut des Gehorsams zollten, Augustus, der erhabene Fürst und Feldherr der sonst so großen Römer mußte sich vor den Alpen fürchten. Das ganze mittelländische Meer, Gallien, Hispanien, Afrika, halb Südasien, Griechenland, Mazedonien, selbst die felsige Brittania gehorchten seinem väterlichen Winke. Nur dort, wo die Natur die bergige Gränzmauer für Italien gebaut hatte, in und jenseits der Alpen sollte es Völker geben, umher hausende Barbaren, wie sie der erbitterte Römer nennt, die es wagen konnten, den römischen Legionen die Spitze zu bieten. Das war dem romulischen Stolz unerträglich. Deshalb beschließt der Kaisersenat den Krieg. Des Kaisers Stiefsöhne, Tiberius und Drusus, erhalten zur Genüge römische Volksmassen, und die Legionen ziehen gegen die wilden, zaumlosen Nachbarn. Auf diesen Alpenzügen lernten die Eroberer und zwar im südlichen Tirol die Rhäzier, im nördlichen und an den Quellen der Donau — eine ziemliche Strecke seinem Laufe entlang — die Vindelizier und wieder

Rhäzier kennen. In der Gegend am Bodensee wurden blutige Treffen geliefert, und die Vindelizier gänzlich besiegt. Ihre Eroberungen dehnen sich aber durch die ganze Reihe der Alpen aus, und überall finden sie Rhäzier, Noriker, Pannonier; nirgends Bojer.

§. 39.

Die Bojerwüste.

Als die Gebirgsvölker unterjocht waren, setzten die Eroberer ihre Züge bis in die Ebenen der Donau, des Lechs, der Isar, des Inns, der Salzach fort, in der Meinung, neue Völker zum Widerstande gerüstet zu treffen; allein diesmal wurde ihre Erwartung durch die sogenannte Bojerwüste getäuscht. Es breitet sich nämlich von den Ufern des Bodensees links von der Donau, rechts von der großen Alpenkette begränzt bis zum Balatonsee nach Ungarn, das damals Pannonien hieß, ein großes, von wenigen Höhen durchschnittenes Blachfeld aus, und in dieser weiten Strecke Landes hatten ehemals Bojer gewohnt, und als sie es verlassen hatten, blieb das Land menschenleer, und trug zum Andenken seiner früheren Bewohner den Namen „Bojerwüste", d. h. menschenleeres Bojerland. Dieses Land haben die Römer bei ihrem Vordringen über die Alpen gefunden, und als das ihrige von dieser Zeit an — um Christi Geburt — angesehen. Ueber die Wüste hinaus am linken Ufer der Donau, und in Ungarn eine ziemliche Strecke am rechten wohnten die Teutschen oder Markmannen, die sich aber vor den vor ihnen wohl und mit Recht gefürchteten Römern an das linke Ufer gerne zurückzogen; und auf diese Art lag zwischen den Teutschen und Römern die Bojerwüste, dienlich für beide Völker, um sich gegenseitig unerwartet zu überfallen, welchen Umstand jedoch die Teutschen weit lieber, als die Römer benützen, daher auch diese bald auf Mittel sinnen, um durch angelegte Donaufestungen und links der Donau durch die Teufelsmauer auf das linke Ufer der Donau sie zu bannen.

§. 40.

Rhäzien, Vindelizien und Norikum.

Lange ward die sogenannte Bojerwüste von den Römern unbebaut und unbewohnt gelassen. Nur in die Gegend von Wien sind sie öfters vorgedrungen; um den immer mächtiger werdenden teutschen Marbod zurück zu drängen. In den Gebirgen und an der Gränze der längst besiegten Galler herrschen sie mit desto unumschränkterer Macht. Als später Varus seine Legionen und sein Leben im nördlichen Teutschland verliert, wird die Bojeröde ziemlich vergessen. Nur hie und da leuchtet ein Stern der Geschichte herüber zu uns. So wissen wir vom Tazitus und Dio Kassius, daß Karnuntum und Vindobona an der Donau von Augustus erbaut, und mit Besazungen belegt worden sind. Ferner errichteten die Römer um Christi Lebenszeit eine stehende Flotte auf der Donau. Drei Legionen hatten ihren beständigen Sitz in Pannonien oder Ungarn. Im westlichen Lande der ausgewanderten Bojer hat damals kein Römer an Befestigungen gedacht. Wozu auch? Er besaß die Alpen als die natürlichste Gränzfestung gegen die eindringenden Teutschen. Und von den Alpen geht die Benennung auch auf die vor ihnen liegenden Flachländer der Bojerwüste aus. Von Pannonien anfangend rechts von der Donau, links von den Alpen und gegen West vom Innstrom begränzt hieß alles Land Norikum. In spätern Zeiten nannte man den Theil des Norikums an der Donau das Ufer-Norikum, und das gegen die Alpen hin liegende das Mittel-Norikum. Wo Norikum aufhörte, fieng Vindelizien an. Dieser Theil der Bojerwüste bildete unser jetziges Altbajern. Er wurde begränzt vom Inn gegen Ost, von den Hochalpen Tirols gegen Süd, und von der Donau gegen Nord und West bis zu ihrem Ursprunge im Schwarzwald. Alles, was jenseits der Donau, und diesseits des Mains gegen den Nekar und den Rhein, bis gegen Gallien und Italien hin lag, hieß Rhäzien. Alle diese Namen stammen von einzelnen Volksstämmen, und zuletzt von Bergen oder griechischen Flußbenennungen ab. Schon in der zweiten Hälfte des ersten

Jahrhunderts verlor sich der Name Vindelizien, und an seine Stelle trat der Name Rhäzien. Was vormals Vindelizien hieß, heißt jetzt zweites Rhäzien zum Unterschiede von dem eigentlichen ersten Rhäzien. Sobald die Römer die Donau überschritten hatten, schufen sie auch ein jenseits donauisches Rhäzien. So weit die Gebirge reichten, waren diese Länder mit vielen Volksstämmen besetzt. In die Fläche hinaus reichten wenige. Was wollen auch Menschen in einer Gegend anzubauen wagen, wo ihr Anbau die unsichere Beute frei fließender Ströme, Sümpfe oder umherschweifender Horden aus Nordteutschland ist? Erst, als die Teutschen anfangen, von Nordost her durch barbarische Horden gedrückt zu werden, da werden die kiesigen Oeden lebendiger, was sie weniger werden konnten durch die eigennützigen und mistrauischen Römer. Es scheint aus den Benennungen der Gebirgsvölker, der Rhäzier, der Vindelizier und Noriker die Muthmaßung sich zu rechtfertigen, daß viele derselben ihren Ursprung von den Griechen, wahrscheinlich durch ganz frühzeitig in Oberitalien angelegte Kolonien, deren Mitglieder nach und nach in die hinter ihnen liegenden Gebirge sich zurückzogen, herleiten. Eben so möglich und höchst wahrscheinlich ist es, daß selbst in späterer Zeit an den Ufern des adriatischen Meeres Griechen in die zetischen und Tiroleralpen sich herabgezogen, und ein Vaterland, ein neues Arkadien in den fruchtreichen Thälern gefunden haben. Das ist gewiß, daß sehr wenige Völker keltischen Stammes zu jener Zeit getroffen werden können, weil die Meisten in Gallien, Oberitalien und Thrazien, wie wir schon gehört haben, wohnten. Von den noch übrigen Bojern, die nicht mit den Helveziern nach Gallien gezogen waren, saßen zerstreut die wenigen Enkel am Fuße der Alpen unter Taurisker, Skordisker, Sevaken, Ambiliker und Ambidraner vermengt. Die Bewohner am Bodensee hießen Briganter, die in der Gegend um Kempten, einer uralten gallischen Stadt, Estionen, die Bewohner am Ufer des Lechs Likater. Ihre Hauptstadt erhoben die Römer zur Kolonialstadt, und gaben ihr den Namen Augusta, zu Ehren des Kaisers Augustus, mit dem Beisaze Vindelikorum,

weil sie im Gebiete der Vindelizier lag. In Rhäzien und Norikum herrschten Provinzprokuratoren, und da es auch im Interesse der Bewohner lag, die Teutschen von ihren Gränzen abzuhalten; so vereinigten sie als treue Bundesgenossen ihre Hülfe mit der der Römer, und so durchstreiften einzelne Kohorten Fußvolks und römische Reuterei hie und da die weite Fläche, um sich mit den herumschwärmenden Teutschen zu messen. Im West, also in der Gegend von Augsburg hielt man es mit den Hermunduren, einem teutschen Volksstamme weit friedlicher, als im Ost. Diese kamen oft nach Augsburg, und holten sich Mittel, ihren Geschmack durch römische Feinheit zu mildern; aber im Ufer-Norikum waren die lüsternen Gäste seltener, weil ihre Lüsternheit nicht selten zu Händeln führte. Das ganze erste Jahrhundert hindurch liegt jedoch tiefes Dunkel über den Bewohnern von Bajern und ihrem Lande, ein Beweis, daß es den Römern nicht viel darum zu thun war, ein Land zu kultiviren, das damals noch zu viele Kieseln auf seiner Oberfläche und Waldwurzeln in seiner Erdrinde barg.

§. 41.

Die Römer setzen sich in der Bojerwüste fest.

Bis zur Regirung des römischen Kaisers Hadrian wissen wir von unserem Vaterlande Wenig oder Nichts. Ein einziger Geschichtschreiber unter Markus Aurelius, Ptolemäus mit Namen, nennt uns mehrere Städte längs dem rechten Ufer der Donau, dann einzelne Flüße und Völkerschaften, aber Vieles der Lage nach höchst unrichtig. So fließt bei ihm der Inn aus den Julischen Alpen gerade gegen Norden. Die von ihm bezeichneten Städte heißen Boiodurum, Alkiumis, Artobriga, Abudiakum, Karandunum, Kampodunum, Drusomagus und Augusta Vindelikorum, welche letztere Stadt jedoch nach jenem Topographen in der mittleren Gegend des Isarkreises gelegen sein soll, weil er natürlich in jener Stadt nicht gewesen ist. Ein Zusammenhang zwischen den ruinosen Städten konnte nicht eher sein, als bis zu der Zeit, wo Straßen gezogen werden,

und auf ihnen der Verkehr im Lande beginnt. Und der Schöpfer der neuen Kultur ist Kaiser Hadrian. Derselbe regirte von 118 — 137 mit energischer Umsicht und Weisheit über das weite Römerreich. Die berühmte Fortifikazionslinie der Römer, die Teufelsmauer genannt, und viele Straßen sind sein Werk, ebenso war er der Erbauer mancher Städte auf bajerischem Boden. Unermüdet hat er eine Fußreise durch alle Provinzen seines Reiches gemacht, um überall mit unpartheilicher Sorgfalt die Bedürfnisse seiner Unterthanen und die Mittel zu ihrer Befriedigung kennen zu lernen. So war er auch in Rhäzien, Vindelizien und Norikum. Sein Wille hat unserem verödeten Vaterlande neues Leben geschenkt. Auf seinen Wink erhob sich die Kultur eines Bodens, der in seiner Rinde so reiche Schöpfungskraft verbirgt.

§. 42.

Topographie von Rhäzien, Vindelizien und Norikum.

Norikum, Vindelizien und Rhäzien, oder später die beiden Rhäzien, kurz alles Land, was zwischen Ungarn und dem Rhein liegt, war jetzt römisch, und das Vertheidigungsland gegen die Teutschen. Aber dort, wo die Donau schwächer fließt, bei Kellheim — Celeusum — diente sie nicht mehr als schüzender Gränzfluß, und daher wurde von jener Stadt aus bis an den Rhein im Laufe der Jahrhunderte eine Gränzmauer gezogen, die aber zuletzt auch nicht mehr im Stande war, die furchtbaren Mannen aus Teutschland von römischem Gebiete abzuhalten. Der Rhein, jene Gränzmauer, und endlich die Donau bilden aber immer eine Fortifikazionslinie gegen Nordteutschland. Diese Gränze will ich nun zuerst für jedes obengenannte Land, dann jedes Landes Städte nach Anleitung der Peutingerischen Tafel und des Antoninischen Wegweisers, oder nach anderen gesichteten, auf übriggebliebenen Denkmalen beruhenden Konjekturen beschreiben.

1) Norikum, oder Norik, Nordreich war eingeschlossen vom Inn, der Donau, den westlichen Gränzen der Pannonier

unterhalb Preßburg am Neusiedlersee und den zetischen Alpen. Bevor die Römer dieses Land eroberten, herrschten in den Gebirgsgegenden Könige über die einzelnen Stämme. Das flache Land gehörte zur großen Bojerwüste. Das vom römischen Feldherrn Silius und seinen Kriegslegaten besiegte Land erhielt römische Prokuratoren als unmittelbar gebietende Herren. Mittelbar gebot über die verschiedenen Völkerstämme der römische Kaiser. Das Land gegen die Donau hießen die Eroberer, wie schon bemerkt wurde, das Ufer-Norikum, gegen die südlichen Alpen das mittlere Norikum. Die Flüße, welche dieses Land durchströmen, sind der Aenus — Inn —, welcher die Gränze zwischen dem zweiten Rhäzien und Norikum von seiner Quelle bis zur Mündung in die Donau bildet. Dann die Donau, die Drau — Dravus —, die Muhr, — Murus —, die Ens — Anisius —, die Salzach — Jovavus —, und endlich die Ips — Ibisa. — Bei'm Einfluß des Inns in die Donau lag Bojodurum, die heutige Innstadt von Passau. Jene Stadt hatte ihren Namen von einem Bache, Bojotro genannt. Von Bojodurum lief längs der Donau eine römische Heerstraße nach Wien und Pannonien, welche von Regensburg herzog. Da Bojodurum am rechten Ufer des Inns keine so starke Vertheidigung, als die Anhöhe am linken Ufer desselben gewähren konnte, so wurde auch dort eine Befestigung angelegt, und dieser der Name Batavis, auch Batava Castra, oder Oppidum Batavinum gegeben. Erst spät haben die Thüringer die Stadt, und somit auch die Herrschaft über dieselbe erobert. Der nächste von der Straße, wie es scheint, abgelegene Seitenort ist Marinanium, und in seiner Nähe an der eigentlichen Straße Blaboriziakum, welches von Ovilabis, das tiefer im Lande lag, 14 R. M. entfernt gelegen war. Auf Blaboriziakum folgt an der Donaustraße weiter Lenzia — Linz —, welche befestigte Stadt wir aber erst aus der Notizia Imp. kennen. Weiter abwärts an der Donau, 7 R. M. von Lenzia, lag Lauriakum, das heutige Lorch. Dieses Lauriakum war die Hauptstadt des Ufer-Norikums. Auf Lauriakum folgt, der Lage und dem Raumabstande in dem Itin. nach, Elegium, welches für das Klo-

ſter Erla gehalten wird. Nach Elegium nennt uns die Notizia Imp. einen Ort, Lakus Felizis, deſſen Lage beſtimmt anzugeben unmöglich iſt. Weiter liegt an der Donau Ad Pontem Iſes, ein Städtchen, welches an der Ips lag, und wahrſcheinlich das heutige Ips iſt. Auf Ad Pontem Iſes folgt nach der Tabula Erlate, nach Ptolemäus Aredate, ein durchaus unbekannter Ort; dann Namare, wahrſcheinlich Kloſter Melk; hierauf Trigiſano, in der Gegend von Wagram; ſodann Pirum Tortum, vielleicht Pixendorf, Zizium, auch Zezium genannt vom zetiſchen Berg, worunter Arnbekh und Mehrere Zeißelmauer verſtehen, und Komagenä, auch Komagenis genannt, in der Gegend von Tula am Kalenberge oder Mons Zezius. Mit dem Zetiſchen Gebirgsanfang ſchließt ſich Norikum, und die letzte Gränzſtadt, in den älteſten Zeiten ſchon ſehr berühmt, iſt Vindobona, das heutige Wien, und es beginnt ſogleich die Gränze und das weite Land, Pannonien. Vindobona hieß auch Fabiana, von der römiſchen Kohorte, die dort in Beſazung lag, und den Namen die Fabiſche oder Fabianiſche trug. Die Lage der Städte im inneren Lande iſt ſehr ſchwer zu beſtimmen, da uns die Sicherheit der Straßen fehlt. Wir folgen daher nur den bekannten größeren Straßen. Eine große Landſtraße führte von Lauriakum nach Rhäzia ſekunda, das ehemalige Vindelizien, und die andere nach Italien. Ihre Richtung ſammt den an ihr liegenden Orten iſt folgende. Von Lauriakum, der Hauptſtadt des Ufer-Norikums, wo die römiſche Donauflotte ſtazionirte, und deren Ruinen noch bei Ens geſehen werden können, zog eine einzige Römerſtraße ſüdweſtlich fort bis Ovilabis, vielleicht in der Gegend von Wels. Von Ovilabis theilte ſich die eine in zwei Straßen. Die Erſte lief durch Mittelnorikum bis nach Italien, die Andere über Salzburg bis nach Pons Deni, und von dort aus nach Rhäzien. Aber von Salzburg aus durch die kärntiſchen Alpen ſteht eine dritte Hauptſtraße mit der nach Italien führenden bei Virunum in Verbindung. Wir gehen von Ovilabis aus, und folgen der noriſchen Hauptſtraße nach Italien. Von Ovilabis geht die Straße ſüdöſtlich nach Vetomana, dann beinahe in gerader Richtung ſüdlich nach Tutazio, Erno-

lana — vielleicht bei'm Dorfe Hall —, Gabromagus, das heutige Grobming; Stiriate an der Mündung der Steier in die Enns; Suronzio; Tartusanis; Ad Pontem an der Muhr; Noreja, in der Gegend von Neumärktel; Sabatinka, Sunebenkirchen; Matukaium und Virunum, wo die Gränze von Italien, und zugleich der Anfang der Salzburger Nebenstraße war. Diese Nebenstraße lief bis nach Beliandrum durchaus westlich an der Drau fort, und ohngefähr 8 Meilen von Virunum weg nahm sie ihre Richtung nach Salzburg nördlich über Imurio, Ani, Vozerium, Kukulli — Kuchel —, Juvavum oder Juvavia — Salzburg. — Die zweite Hauptstraße von Ovilabis nach Rhäzien führte über Tergilapen in der Gegend von Lampach, Laziakum — vielleicht das heutige Gemünde —, Tarnanto am Traunsee — Juvavia; dann westlich nach Artobriga bei Teisendorf — Bedaium, bei Seeon — Pons Deni — das heutige Pfunzen. — Isuniska bei Helfendorf — Bratananium — Urusa, Abodiacum, höchst wahrscheinlich Epfach am Lech — Esko und Kampodunum, Kempten. — Es mag sein, daß dem Ufer des Inns entlang eine Straße nach Bojodurum — Passau geführt haben mag, was sich aus der Lage des Ortes Turum bei Neuöttingen schließen läßt; jedoch mit Gewißheit kann durchaus Nichts angegeben werden, da die topographischen Quellen sich hundertmal widersprechen, und tausendmal irren, weil ihnen die eigene Lokalkenntniß mangelte. Wir gehen daher über auf:

2) Rhäzia sekunda, das ehemalige Vindelizien, — heut zu Tag der größte Theil von Altbajern und Schwaben. — Es war umschloßen von den tiefsten Tyroler Alpen, dem Inn und der Donau. Augsburg und Salzburg waren die beiden Anhaltspunkte des inneren Verkehrs. Von Augsburg führte daher eine Straße nach Kempten und durch's Gebirg — wie heut zu Tage noch — nach Italien; eine zweite von jener Kolonialstadt nach Salzburg; eine dritte von Augsburg nach Regensburg und Passau. Ueber die Donau führten zwei Straßen, eine oberhalb Günzburg, die andere bei Kelheim — Celeusum — an der Teufelsmauer fort, beide an den Rhein nach Gal-

lien und in Verbindung mit Seitenstraßen nach Helvezien und Italien. — Dieses Rhäzia sekunda oder Vindelizien — von Vinda — Wertau — und Lykus — Lech wird von folgenden Flüßen durchströmt. Von dem Isurus, auch Isura, der Isar, welche im Tyrol unweit Innsbruck entspringt, und sich nach der Aufnahme vieler Nebenflüße und Bäche, worunter der Ambus, die Amber ist, bei Deggendorf in die Donau ergießt; dem Flarus, der Iller; der Günz — Gunzia —; dem Inn — Denus auch Aenus —; und von dem Iuvavus, oder Iovavus — der Salzach. Die Städte verfolgen wir nach der Straßenordnung, an denen sie liegen. — Kaiser Severus hat die Straße von Augsburg nach und durch Tyrol, welche früher höchst unvollkommen war, hergestellt. Dieselbe lief am linken Ufer des Lechs in südlich gerader Richtung nach Ad Novas, welcher Flecken wahrscheinlich in der Gegend von Landsberg lag. Von Ad Novas führte die Straße dem Lech entlang nach Abodiakum, höchst wahrscheinlich Epfach; dann nach Koveliaze, dessen Lage ungewiß ist, das aber bei Ammergau zu suchen seyn dürfte — alsdann nach dem wegen seiner militärischen Lage wichtigen Parthanum — Partenkirchen, und nach Skarbia, — Scharnitz — und Veldidena — Wilden bei Innsbruck. Von Veldidena führte die Straße in vielen unbekannten Krümmungen, was wir aus den in den Quellen angegebenen Maßverhältnißen der Ortsabstände wissen, nach Matreium — Matrey —, Vipetenum — Sterzingen —, dann nach Subsavio — Kloster Seben — hierauf nach Pons Drusi, in der Nähe von Botzen, vielleicht dem Dorfe Kardaun, und von hier nach Trident — Trient. — Man hat hier den italischen Boden betreten, wohin jene alte Straße mit der neuen auf ziemlich gleichem Wege führt. Eine Straße führte auch von Ambre über Pontes Tessenii, wahrscheinlich bei Murnau, nach Parthanum und Veldidena. Um eine gerade Verbindung zwischen dem westlichen Rhäzien und südwestlichen Norikum zu haben, um mit einem Worte den Verkehr zwischen Augsburg und Salzburg auf die kürzeste Entfernung zu erhalten, legte Kaiser Severus eine Straße in dieser

Richtung an, welche später Kaiser Karakalla gänzlich herstellte. Dieselbe lief von Augsburg südöstlich aus an die Amper, bei'm Uebergang über die Amper lag eine römische Anlage, Ambra genannt, vielleicht zwischen Sunderburg und Geising, von da kam man über die Isar, oberhalb Grünwald, wo sich heute noch die Spuren einer Brücke und eines römischen Kastells vorfinden; von hier aus lief die Straße in gerader Richtung südwestlich nach Isuniska bei Helfendorf und Pons Oeni — über den Inn in's Norikum nordöstlich zwischen dem Inn und der Alz über Bidaium und über die Alz nach Artobriga — und endlich über die Saala nach Juvavum, oder auch Juvavia — dem heutigen Salzburg —, welche Stadt 476 von den Herulern zerstört wurde. — Schon in frühester Zeit haben die Römer von Vindobona — Wien — aus die Ufer der Donau gegen das Andringen der Teutschen befestigt, und auf gleiche Art dort, wo der Regen in die Donau fließt, ein römisches Bollwerk, Kastra Regina oder Regensburg, errichtet. Um nun die Verbindung dieser Stadt mit Passau und Augsburg aufrecht zu erhalten, lief eine Heerstraße von Augsburg nach Reginum und Bojodurum. Jene Straße ging von Augsburg aus über die Paar, und dem rechten Ufer dieses Flüßchens folgend, nach Submontorium — bei'm Kloster Hohenwart? — alsdann in der Nähe von Geisenfeld nach Vallatum — Wall? —, hierauf in nordöstlicher Richtung nach Abusena — in der Nähe von Abensberg, und nördlich nach Regensburg. Von hier aus lief die Heerstraße längs dem rechten Donauufer nach Serviodurum — in der Nähe von Straubing —, dann nach Quinziana, besser Quintana Kastra — bei Osterhofen, alsdann über die Isar nach Pontes Renſibus und Kastra Batava oder Bojodurum — Passau. — Von Regensburg führte auch wahrscheinlich eine Straße unmittelbar durch Rhäzien nach Veldidena — Innsbruck — und Italien. Dieselbe lief von Regensburg südlich durch die Bojerwüste nach Pons Oeni, alsdann dem Laufe des Inn folgend, nach Albianum, — südlich von Kufstein — und Masziakum in der Nähe von Schwaz, zuletzt nach Veldidena, und mit der Hauptstraße vereinigt nach Italien. Von Augsburg liefen

gleichfalls Seitenstraßen nach Gunzia — Günzburg — nicht an der Donau —; Navoae und Kempten — Kampodunum —, über die Iller, dann zum Bodensee nach Briganzium — Bregenz. — Ebenso liefen mehrere Straßen über die Donau gegen die Teufelsmauer hin nach Gallien, oder südlich über den Rhein nach Helvezien und Italien. Die Hauptbesatzungen der Römer lagen in Quinziana, und zwar hier eine Ala rhäzischer Kavallerie; in Reginum stazionirte die dritte Legion sammt dem Generalstab; in Abusena die zweite Kohorte sammt ihrem Befehlshaber, dem Kriegstribun; in Kempten der Stab einer Kohorte aus der dritten Legion, welche beständig über Rhäzien wachte, sowie die zweite über Norikum. Genau läßt sich nicht angeben, wo die einzelnen Kohorten standen; aber die Lage von Bojodurum, Reginum, Zeleusum, Augsburg und Kampodunum entscheidet auch über ihre militärische Wichtigkeit. Das Innere von Rhäzien blieb jedoch immer noch öde; denn der rhäzische Römer hatte genug zu thun, um nur die Ufer seiner Donau zu vertheidigen. Wir gehen aber über auf

3) Rhäzia prima, früher das eigentliche Rhäzien, heute ein Theil von Bajern, Würtemberg und Baden, bis an den Rhein, begränzt von der Donau gegen Ost bis zu ihrer Quelle, gegen Nord von der römischen Fortifikazionslinie oder Teufelsmauer, gegen West und Süd von ebenderselben, dem Rhein und Bodensee. Donau, Neckar, Altmühl und Rhein sind demnach die Hauptflüße dieses Landes. Was schon oben gesagt wurde, wird hier wiederholt: daß nämlich dieses Rhäzien von den Römern nicht mehr als abgeschiedenes Land betrachtet worden ist, sondern beide Rhäzien galten ihnen für ein einziges. Das ist schon daraus zu sehen, weil Ptolemäus sagt, Rhäzien gränze an Norikum, worunter man lediglich Rhäzia prima verstehen kann. Die sogenante Teufelsmauer, ein Name, der seine Entstehung dem ungeschliffenen Christenthum damaliger Zeit zu danken hat, war ein Meisterstück römischer Festungskunst. Von Kaiser Hadrian bis zu Kaiser Probus wurde das großartige Ganze errichtet. Wo zwischen der Donau und dem Rhein die weite Oeffnung nach Italien ist, war's nöthig, den Mangel

großer Flüße durch eine beide Ströme verbindende Fortifikazionslinie gegen teutschen Einbruch herzustellen. Diese Nothwendigkeit erkannte schon Kaiser Hadrian. Derselbe ließ daher, als die Allmannen aus jener Provinz vertrieben waren, zuerst durch eingesteckte Pfähle die Gränze zwischen teutschem und römischem Gebiete von der Donau oberhalb Kelheim über Altmanstein, Küpfenberg, Pfahldorf — ein Name, der ganz an jene Zeit erinnert, — Aerkershofen, Gundersbach, Gunzenhausen, Klein Löllenfeld westlich; und von da aus südwestlich über Kreithof, Gellsmühl, Mönchsroth, Ellwangen, Gmünd, Göppingen, Kaiserstuhl bis zum Rhein bezeichnen. Neben den Pfählen wurden Wälle aufgeworfen, und als die anwohnenden Teutschen, namentlich die Allmannen und Burgunder über diese Wälle mit leichter Mühe stiegen, und den allmählig sinkenden Römern zeigten, wie wenig ein Erdwall gegen allmannische Kraft vermöge; so erhoben die beunruhigten Römer ihre Pfahllinie zur Fortifikazionslinie gegen die kriegslustigen Nachbarn. Von der Donau hat man begonnen, an die Stelle der Pfähle eine Mauer zu setzen, die nach Verhältniß der Lage oft 4 — 12 Fuß breit wurde, und sich bis auf den heutigen Tag an vielen Orten noch 3 — 5 Fuß über die Erdfläche erhebt. An der Nordseite der Mauer lief ein tiefer Graben her, den die listigen Teutschen später mit Steinen unnüz machten. Sie führt über Berge, Flüße, Thäler und jedes Naturhinderniß, wie die Gränzmauer von China. Ihre Höhe mag vom Grund aus gegen 20 Fuß betragen haben. In angemessener Entfernung, gewöhnlich von einer halben Stunde untereinander, errichteten die furchtsamen Römer Thürme, deren äußere Peripherie oft 100 Fuß beträgt, und die zu Observazionspunkten dienten. In einiger Entfernung von der Mauer lief die römische Heerstraße fort. Diese gieng von Abusena, in der Nähe von Abensberg aus, — von Regensburg her — bei Kelheim über die Donau nach Oetling, Teusing, Kösching; dann nordwestlich über Bemfeld, Hofstetten, Breit, links an Oberhöchstädt vorüber nach Weissenburg, Ellingen; nähert sich dann bei Gundersbach bis auf eine ganz geringe Entfernung der Gränzmauer, läuft durch Dorfsbron,

Gunzenhausen — welches damals Medianis hieß — Denelohe, Heselberg, Grüb u. s. w., von wo aus sich ihre Spuren gänzlich verloren haben, wahrscheinlich an den Rhein. Sie führte durchs heutige Königreich Würtemberg über die römische Stadt Aquilia am Kocher — in der Gegend von Wasseralfingen — und in der Nähe von Geislingen ihrem Ziele entlang. Innerhalb der Mauer, an der zur Seite fortlaufenden Straße lagen nicht unwichtige Städte, deren Ruinen nicht sammt und sonders vernichtet sind. Es mag oft hart zwischen Römern und Teutschen in der Nähe dieses Riesenwerkes hergegangen sein; denn, wo die Ruinen eines stehenden römischen Lagers, eines Fortifikazionthurmes oder eines festen Schloßes sich sehen lassen; da erblickt man in ziemlicher Anzahl die Hügel beerdigter Kämpfer innerhalb und außerhalb der Mauer. Wenn ich auf diese wilde Kriegerzeit einen Blick zurück werfe, wenn ich von so viel hundert Städten, Kastellen und Burgen, Lagern, Mauern und Thürmen nichts mehr, als Trümmer finde; so faßt mich unwillkührlicher Schauer, und ich kann, wenn ich der Wahrheit treu bleiben will, von jenem Geschlechte nichts weiter sagen, als, es ist traurig, daß die Völker einmal dumm sein mußten. Was hilft eine Teufelsmauer gegen den kräftigen Barbaren der Natur, noch dazu von einem moralisch ermatteten Römer oder Römling errichtet? Der ohnmächtige Sklave verschanzt sich hinter Thürme und Mauern; der moralisch erstarkte Mann trit dem Feinde frei in's Gesicht. Würden die Römer 600 Jahre früher die teutschen Wälder erblickt haben; so hätte es keine Teufelsmauer gegeben. — Ueber beide Rhäzien herrschte ein Prokurator, anfangs Mitglied der kaiserlichen Familie. Später trugen sie den Namen Heerführer, Herzoge. Sie waren der Vereinigungspunkt der bürgerlichen und Militärgewalt — Despoten von Despoten. Mehrere dieser römischen Provinzbeamten sind nachher römische Kaiser geworden — durch ihre Soldaten; die Wenigsten davon sind's lange geblieben.

§. 43.

Bewohner obiger Länder.

Nach den Geographen der damaligen Zeit wohnten in Norikum die Alauner, Sevazer, Ambisonzier, Ambidraner, Ambriker und Noriker. In dem heutigen Oberbajern, dem ehemaligen Vindelizien oder zweiten Rhäzien wohnten die Runikater, die Leuner, Konswanter, Benlauner, Breuner und Likater; in dem eigentlichen Rhäzien aber hausten die Brixenter, die Sarunter, Riguszer, Eugantner, Kalukoner, Vennonner, Tridentiner, Feltriner, Breunenser, Brenner, Genauner, Breuzer, Liponzier, Viberier, Kamuner und Salasser. Die meisten trugen ihre Namen von Flüßen, Bergen, Gegenden; Wenige von ihren Stammfürsten oder sonstigen politischen Momenten. Viele Namen mögen auch von den Römern römisch geformt worden sein. Sonderbar ist es, daß von den Bojern beinahe gar keine Meldung geschieht, oder vielmehr, es ist nicht sonderbar; denn wie konnte von den wenigen unter die einzelnen Gebirgsbewohner zerstreuten Enkeln vertriebener Bojer mehr die Rede sein, da man sie unter der großen Masse mit vieler Mühe hätte hervorsuchen müssen. Patriotische Geschichtschreiber haben es zwar sehr böse aufgenommen, von Andern die Behauptung zu lesen, es sei ein gewagter Sprung, der Bajern Wiege unter den Bojern zu suchen. Aber, aufrichtig gesagt, was wollen wir von den Bojern? Sollen sie unsere Ahnen sein. Das hängt lediglich von uns ab. Sie und die Römer reden nicht mehr, und aufgeschrieben haben sie es uns auch nicht. Also, wenn es unserer Eitelkeit schmeichelt, frisch weg behauptet: „Die Bojer sind unsere Stammväter!“ Doch einige Grabsteine — wie ein Geschichtschreiber sagt — liefern uns für diesen Saz hinlänglich Beweis. Aber um's Himmelswillen, wenn denn diese Grabsteine so viel beweisen; warum nennen uns denn gleichzeitige Schriftsteller nicht die Bojer mit größerem Umfange, als andere Völkerschaften oben genannter Länder? Es ist ja möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß die Bojer nicht mit Stumpf und Stiel ausgewandert sind; aber es gehört wahrhaftig viel

dazu, aus den bescheidenen Notizen des Strabo, Plinius, Tazitus, Ptolemäus über die Bojer — eine reservirte Nazion herzuleiten. Ich getraue mir's nicht, und ich glaube mit Zuversicht auch von meinen patriotischen Landsleuten, daß sie es mir nicht zumuthen werden, ihnen etwas Angenehmes vorzureden, was nichts weiter, als eine gezwungene Dichtung in der Geschichte ist. Nach meiner Ueberzeugung hat die Vergangenheit nur einen Werth, wenn die Zukunft einen solchen hat. Der Baum hat kräftig und schön geblüht; aber Früchte muß er erst tragen. Der Jüngling hat für sein Vaterland feurig empfunden; aber was der Mann thun werde, läßt wohl der Jüngling ahnen; doch nicht wissen. Alle diese Völkerstämme begriff der Römer unter den Namen, Noriker und Rhäzier.

§. 44.

Der Rhäzier und Noriker Schicksal unter römischer Herrschaft.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältniße der damaligen Zeit, so ergeben sich folgende Resultate. Rom, die einst so kräftige und stolze Herrscherin der Welt, verlor im täglich mehr anschwellenden Strome öffentlicher Sittenverderbniß seine Kraft. Viele Kaiser saßen auf dem riesig zwergigen Throne, die überall, nur nicht dahin gehört hatten. Durch afrikanische und asiatische Eroberungen hatte man die Ueppigkeit und Sinnenlust dieser Länder mit nach Hause gebracht. Entnervt wurden Romulus Enkel von Tag zu Tag mehr. Die Soldaten waren die Gebieter der Welt. Sie wählten die Kaiser, und mordeten dieselben. Das aus fremden Ländern nach der Welthauptstadt geschleppte Gold rief alle Bedürfniße moralisch erkrankter Nazionen hervor, und die ehrwürdige Einfachheit, der häusliche Sinn, die tröstende Verehrung der Götter waren erloschen. Auf ihren Gräbern heulten Verbrechen und Geiz. Wenige Herrscher erkannten die Bedeutung ihrer Zeit; Wenige waren dem Sitten verderbenden Strome gewachsen, und wenn sie es sein wollten und konnten: das eiserne Schicksal der Nazionen, ihr Gesetz

hemmte alle ihre gutgemeinte Kraft. Der erwachende Verstand verlachte die alten Götter, kreuzigte die muthigen Christen, und hielt sich für einen Gott. Rom hatte den Gipfel seiner Ausbildung erreicht, und die organischen Fehler seiner Staatsverfassung rissen es dem unvermeidlichen Untergange entgegen. Und dieses von Tag zu Tag mehr hinwelkende Rom herrschte über die Alpenländer bis zur Donau, der Teufelsmauer und zum Rhein, — und hier war die Gränze, war die Pforte, das lockende Thor für die immer kräftiger erwachsenden Teutschen. Teuts Söhne waren kräftig, frei, stolz und unwissend; die Römer aus Angewöhnung sinnlich verdorben, und verderbend sklavisch; — aber Soldaten. Hermanns Enkel kämpft um ein neues, glücklicheres Vaterland, als seine Wälder ihm geben können; der stolze Italer ist für's alte Vaterland bewaffnet. Den Ersten fesselt das Interesse eines größeren Glückes, eines ergiebigeren Bodens an die Schlacht; der andere kämpft für seinen Despoten, ist ein Sklave seiner selbst. — Aus diesen Zügen läßt sich leicht auf die Zukunft schließen. — Die ermatteten Römer sinken, und auf ihren Gräbern erbaut der Teutsche sich eine schönere Hütte. Ueber die moralische Ermattung siegt jederzeit die rohe Naturkraft; denn jene gehört der empfindlichsten Sklaverei, diese der Unabhängigkeit an. Aber anders sind die Folgen des Sieges, den der unwissende Sohn freier Wälder über den kraftlosen Sklaven des stolzen Egoismus erringt; anders die, wenn eine moralisch erstarkte, ächt freie Nazion die sklavischen Mauern eines Despoten einstürzt. Auf jenen Sieg folgt die Nacht, auf diesen der Tag. — Wir haben die Nacht über tausend Jahre lang in dichtem Nebel um die Erdrinde, den Wohnplatz der Völker lagern sehen. Wir haben gefunden, daß das materielle Interesse bisher immer noch das moralische überwogen hat. Ob wir den Sieg des Moralischen sehen werden, ist eine Frage, deren Beantwortung eine Zukunft gewiß und zum höheren Glücke des Menschengeschlechtes löst.

Es war zu erwarten, daß die Donau mit allen ihren Festungen und die Teufelsmauer dem wüthigen und unausgesetzten Andrange der Teutschen in die Länge nicht widerstehen werde.

Anfangs waren die Römer gefürchtet, so lange sie noch einen Funken altrömischer Tapferkeit und Taktik an sich blicken ließen; aber sobald der Teutsche die Abnahme romulischer Kräfte merkt, fällt er haufenweise über die ermatteten Sklaven her, und erobert nach mancher hitzigen Schlacht ihr Land und ihre Herrschaft. Dies war ihm um so leichter, als die Befestigungen an der Donau zu weit auseinander lagen, und die Meisten zu schwach besetzt waren. Zwischen zwei Festungen konnte der Markmann ohne Schwierigkeit über die Donau, und den römischen Garnisonen in den Rücken dringen. Wenige Kaiser schickten eine mehr vermögende Macht, und zudem war das halbkultivirte Land nicht im Stande, große Kriegsmassen zu ernähren. Der Teufelsmauer gegenüber bis an den Rhein, also auch im heutigen Rheinkreis, hausten die Allmannen, ein tapferes, treues und biederes Volk von gleich teutschem Stamme, wie die Markmannen. Sie hatten die Teufelsmauer gegen Süd, und die gallischen Legionen gegen West. Dort war der Kampf schon schwieriger, und die Schlachten und Siege blutiger. Traurig mußte es für die Bewohner des inneren Landes gewesen sein, wenn ihrer Hände Arbeit beständig der plündernden Wuth nachbarlicher Mark- oder Allmannen Preis gegeben war. Zudem entschieden solch kleine Streifereien durchaus nicht den großen Krieg. Und so kam es, daß, so lange der Römer Herr von Norikum und den beiden Rhäzien war, kein Friede diesen Ländern blühte, keine Ruhe ihre Saaten reifen ließ. Blos an den Alpen und in denselben wüthet kein teutsches Schwert. Dort war Ackerbau und Viehzucht, und die überflüßigen Produkte derselben mußten die beständig geneckten Gränzwächter verproviantiren. Das Flachland, die sogenannte Bojerwüste, blieb immer wenig bevölkert; nur an den dieselbe durchziehenden Heerstraßen gab's manches feste Schloß, was aber die kräftigen und der Schwierigkeit heimischen Markmannen wenig kümmerte.

Doch wir wollen dem Laufe der Begebenheiten von der ersten Eroberung der Römer bis zum letzten Verluste des Landes folgen. Markmannen und Allmannen waren die teutschen Feinde der Römer, und blieben es, bis zum Sturze derselben. Den

ersten Krieg gegen die Römer, wie wir oben schon gehört haben, begann der Markmannen-König, Marbod. — 6 n. Ch. — Marbod hatte die von den Bojern einst verlassenen Sitze in Böhmen eingenommen, und von seiner Hauptstadt Bohemum aus versammelte er seine kriegslustigen Schaaren, und drang mit ihnen über die Donau durch Pannonien in's Norikum vor. Das war jedoch ein gewagter Schritt gegen ein Reich, welches damals erst die halbe Welt besiegt hatte. Marbod mochte, nachdem er einmal ausgezogen war, dasselbe recht gut wissen. Er war zu Rom gebildet und kannte Rom. Von Karnuntum, der Hauptstadt des römischen Panonniens, führt der Römer seine sieggewohnten Legionen in's Herz des Feindes, von Süd aus nach Böhmen, und ein anderes römisches Heer dringt durch Allmanien herauf dem Feind in den Rücken. Marbod wäre verloren gewesen; aber sein Geld und seine Versprechungen hatten in Illyrien einen Aufstand erregt; ein Umstand, der hinreichte, die Aufmerksamkeit der Römer dorthin zu wenden. So war's. Tiberius schickt seine Legionen nach dem empörten Lande — 8 —, nachdem er mit dem Markmannen-König zuerst Friede geschlossen hatte. Der Aufstand wurde natürlich vollkommen gedämpft. Da erscholl in dem bestürzten Rom die Nachricht, daß die Teutschen den Varus — 9 — sammt drei Legionen im Teutoburger Walde erschlagen hätten. Herrmann habe dieses Blutbad angestellt. Augustus, wüthig über die entsetzliche That, sendet neue Legionen durch Rhäzien dem großen Herrmann entgegen, und Varus wird durch eine blutige Niederlage der Teutschen gerächt — 16 —, der verrathene Feldherr besiegter Allmannen getödtet. Unter Barbaren ist's schwer, zu befehlen. Auch Marbod wird von seinen wilden und für das Gute noch unempfänglichen Markmannen vertrieben; aber der großmüthige Römer nimmt den von seinen rohen Landsleuten verkannten Exkönig gütig auf, und in Ravenna beschließt Marbod sein Leben. Da stirbt Tiberius, der römische Kaiser, und sein Tod gibt den Legionen nach und nach immer deutlicher die Loosung, die Herrscher des Römerreichs aus ihrer Mitte zu wählen. Allein die Legionen am Rhein wählten oft

einen andern Kaiser, als die an der Donau, oder in Spanien, oder anderswo. Daher entstanden Bürgerkriege. So kam es, daß — 69 — die Soldaten in Rhäzien den Vitellius, die Noriker den Otho als Kaiser erkannten. Darüber entstand kleiner Krieg, der erst mit dem Tode beider und der von Allen gebilligten Wahl des Vespasian endigte. Nach Vespasian bestieg sein Sohn Titus, der Vernichter des großen Jehovatempels in Jerusalem, den römischen Thron — 70 —, welcher sowie sein Nachfolger Domizian — 81 — mehrere kleine Kriege an der Donau mit den benachbarten unruhigen Markmannen führte, worüber wir jedoch nichts Näheres wissen. Trajan — 98 — trug die siegreichen römischen Waffen bis zu den Karpathen, und unterwarf sich die Daker gänzlich. Kein Barbar wagt es, unter ihm, die römische Reichsgränze zu überschreiten. Nach ihm besteigt der große Hadrian — 117 — den Thron, der der Schöpfer der Teufelsmauer, Salzburgs und mehrerer Heerstraßen wurde. Von jener Zeit an verlor sich der Name Vindelizien, und dafür hieß man unser Land Rhäzien. Beide Rhäzien erhielten einen eigenen Feldherrn, aber jedes hatte für Zivilsachen einen besonderen Prokurator, oder Provinzverwalter. Der Befehlshaber hieß dux militis — Rhaetici. — Unter Kaiser Antoninus, dem Frommen — 138 bis 161 — wurden mehrere Befestigungswerke an dem Gränzwalle angelegt, die sein Nachfolger Markus Aurelius — 161 — wohl brauchen konnte; denn unter seiner Regirung beginnt der zweite Markmannische Krieg. Dreizehn volle Jahre — 168 bis 181 — dauert der blutige Kampf. Als nämlich die Römer in Asien wider die Parther Krieg führen, benützen die Quaden und Markmannen diesen Umstand, und fallen in Pannonien und Norikum ein. Schnell rückt eine römische Armee den kühnen Freibeutern entgegen, schlägt einen Haufen, der sich bis Aquileja nach Italien vorgewagt hat, und macht mit den Uebrigen Friede, der jedoch nicht lange währt. Zwei Jahre später brechen namentlich die Hermunduren und Narisker über die Teufelsmauer; die Markmannen und Quaden aber über die Donau. Alle werden jedoch nach vielen blutigen Kämpfen gänzlich besiegt, die Meisten in ihr Land zurückge-

trieben, den Wenigsten aber gestattet, sich innerhalb der römisch-südteutschen Provinzen niederlassen zu dürfen. Die Folge dieser Kriege war, daß Böhmen und Mähren, oder Markmannen und Quadenland beinahe schon als römische Provinzen angesehen wurden. Jedoch eine in Syrien gegen die römische Oberherrschaft entstandene Revoluzion rief die römische Armee dorthin, und die besiegten Teutschen wieder nach Norikum. Der Kaiser schlägt sie wieder auf's Haupt und stirbt in Wien. — 178 — Markus Aurelius war der größte Mann seiner Zeit. Nach ihm — 181 bis 192 — folgt sein unwürdiger Thronwüstling, Kommodus, in der Regirung. Dieser endigt den langen Krieg durch einen unrühmlichen Frieden. Seit dieser Zeit hat die zweite Legion in Lorch für Norikum, die dritte in Augsburg für beide Rhäzien ihr Hauptquartier. Alle Festungen an der Donau und der Teufelsmauer von Wien bis zum Rhein erhalten jetzt ständige Besazungen. Unter ihnen soll damals das Christenthum schon einige Bekenner gehabt haben. Das war leicht möglich; denn viele Soldaten jener Legionen hatten schon in Asien — Syrien und Palästina —, der Wiege jener göttlichen Lehre, gekämpft, und gehört, was vor 150 Jahren Christus den entnervten Juden und Römern gepredigt hatte. Dem tief gesunkenen Krieger gab die heilige Lehre Salbung und Trost, Zuversicht und Muth im Kampfe, und es ist eben so leicht begreiflich, daß von jener Zeit an das Christenthum in den vorderen Donauländern, wenn auch noch in ganz rohen Umrissen, Wurzel faßte. Auf Kommodus folgten fünf Kaiser, und eben so viele Bürgerkriege; aber aus allen siegte Severus. Derselbe war von der zweiten und dritten Legion erhoben, und dann bald von den übrigen anerkannt worden. Passau wurde von diesem strengen und nicht selten grausamen Herrscher zur Kolonialstadt — 200 — erhoben. Die herrlichsten und festesten Straßen in Rhäzien und Norikum sind sein Werk. Er stirbt 211. Sein Name zeigt seinen Charakter. Er hieß Severus, und war auch wirklich strenger Herr. Nach seinem Tode besteigt den Thron Karakalla, sein Sohn, ein lüsterner und zugleich wüster Patron. Derselbe herrscht nur sechs Jahre. Aber

unter seiner Regirung brechen die Allmannen — Alle Männer — über die Teufelsmauer. Am Main, Nekar und Rhein gibt's blutige Kämpfe um den Besitz des schönen Landes. Viele Allmannen werden von dem matten Kaiser in jenen Gegenden aufgenommen, die Meisten bleiben zurück, eine nie versiegende Quelle neuen Kampfes. Einen schlechten Frieden erkauft der Kaiser Alexander Severus — 222 — mit den zügellosen Teutschen. Aber derselbe dauert nicht lange. Sein Nachfolger Maximinus dringt — 235 — mit furchtbaren Römermassen durch's Allmannenland, wirft Alles nieder, was ihm widersteht, ja seine Absicht geht dahin, das römische Reich bis zur Ostsee auszudehnen. Aber sein riesiges Vorhaben vereitelten die in Afrika und Oberitalien entstandenen Unruhen, in denen der muthige Kaiser seinen Tod fand. Sein Nachfolger ist Gordianus. Unter ihm — 238 bis 244 — kommen neue Völker, die Franken — frank, frei, freie Männer — als nördliche Gränznachbarn der Allmannen nach Gallien über den unteren Rhein. Aurelianus jedoch treibt sie nach einer blutigen Schlacht nach ihrem Lande zurück. Sie verloren 300 Gefangene und 700 Tode. Aber da begann — 244 — der berühmte und fortwährende Krieg der Gothen und Karpen gegen die Römer. Die Gothen wohnten am schwarzen Meere, am linken Donauufer, und breiteten sich durch die Moldau und Wallachei hin aus. In ihrer Nachbarschaft gegen West hausten die Karpen — von Karpathen. — Früher schon waren sie den Römern in Thrazien als ein kräftiges, freies, aber biederes und einfaches Volk bekannt. Die römischen Kaiser hatten so ziemlich in Frieden mit ihnen gelebt; denn sie gaben den dürftigen Bergbewohnern Geschenke. Aber da starb Maximinus, und die Geschenke blieben aus. Die dadurch beleidigten Gothen fallen demnach über die Donau in Thrazien ein, nehmen die Stadt Philippopolis mit Sturm, und ermorden in ihrer barbarischen Wuth alle Einwohner — gegen 100,000. — Der Kaiser Dezius fiel sammt seinem Sohne in einer blutigen Schlacht gegen sie. Die Verwirrung im römischen Reiche nahm täglich mehr überhand. Kaiser folgten auf Kaiser und kämpften gegen einander. Viele von dieser oder

jener Legion erwählt, riefen die Barbaren selbst über die Gränze. Die Meisten waren nicht im Stande, mit den Gothen fertig zu werden. Als nämlich denselben das Kriegsglück in Thrazien so freundlich zulacht, dringen sie plözlich — 268 — gegen Byzanz hinunter mit 320,000 Mann nach Mazedonien ein. Schwer sind sie wieder vertrieben worden. Während jener blutigen Katastrophe benüzen aber auch die älteren Römerfeinde, die Markmannen und Allmannen die günstige Gelegenheit. Als nämlich die dritte Legion Rhäzien verlassen mußte, um den römischen Thraziern und Mazedonern zu Hilfe zu eilen, dringen die Allmannen in das von Soldaten entblößte Land bis nach Italien. Aber am Gardasee werden sie von den oberitalischen Legionen so auf's Haupt geschlagen, daß nicht die Hälfte Rhäzien wieder erreicht hat. In Rhäzien bleiben sie; denn der Römer kann sie der Gothen wegen nicht über's Gebirg verfolgen. Aurelianus besiegt die Gothen — 270 —, und als er wieder — zum Kaiser gewählt — nach Italien zurückkehrt, muß er hören, daß die Markmannen, Alanen, Juthungen und Allmannen Pannonien, Norikum und beide Rhäzien weggenommen, besetzt und sogar bis Italien nach Umbrien eingedrungen seien. Das war doch entsetzlich. Ein furchtbares Kriegsheer wird von dem Kaiser hergestellt, und mit diesem zieht er den Barbaren entgegen. In der ersten Schlacht wird ein Theil der römischen Armee überwunden. Die Markmannen sind Sieger. Allein in drei folgenden schlägt der Kaiser dieselben wieder, treibt sie aus Italien durch Pannonien über die Donau zurück, besetzt die eingenommenen Kastelle, dringt durch Norikum und Rhäzien, besiegt die Alanen und Juthungen, liefert den Allmannen bei Augsburg eine blutige Schlacht, und jagt die waffenfähigen Barbaren in die ihnen gebührenden Gränzen zurück. Doch seit dieser Zeit kann der Römer den großen Strom der nördlichen Völkerwanderung wohl noch hemmen, aber nicht aufhalten. Die kühnen Stämme aus Nordteutschland wissen recht wohl, wer ihre Feinde sind, und wie viel sie von ihnen zu fürchten haben. Nach Aurelianus Tod kamen binnen einem Jahre Tazitus und Florianus zur Regirung. Beide werden ermordet.

Ihnen folgt der erhabene Probus auf den Thron der Cäsaren — 276. — Derselbe trieb die noch waffenfähigen, in den römischen Donauprovinzen herumstreifenden Barbaren gänzlich in ihr Vaterland, besiegte sie auf eigenem Grund und Boden, und wagte es zuerst, in Feindesland Festungen und Städte anzulegen. Das war den Allmannen unerträglich. Der Kampf hört von nun an nie wieder auf. Die Flamme des Hasses wurde auch dadurch immer mehr genährt, daß jener Kaiser das dem Feinde abgenommene Land als Eigenthum zur Belohnung für geleistete Dienste unter seine Soldaten vertheilte, und dabei ihnen die Pflicht auflegte, nöthigenfalls ihre Söhne mit dem achtzehnten Jahre in römischen Kriegsdienst treten zu lassen, was für die Römer allerdings von höchstem Vortheil sein mußte; denn solche Militärkolonien waren beständig gegen die Feinde gerüstet. Und wirklich ward auf längere Zeit Friede. Während desselben stellten die römischen Soldaten die von den Barbaren verwüsteten Bollwerke wieder her, und erhoben durch Fleiß und Kunst die alte Gränze zur vorigen Wichtigkeit. Den sich empörenden Statthalter — Prokurator — der rhäzischen Provinz Bonosus besiegte man sogleich und leicht. Probus war ein Muster für alle Regenten. Gütig und liebreich, klug und ernst, weise und tugendhaft saß er auf dem schon so oft vor ihm mit Blut befleckten Thron römischer Soldatenkaiser. Er vereinigte die Tugenden aller seiner Vorgänger in einer Person. Aber ein unüberlegtes Wort kostete auch ihm das Leben. — 282 — Er fiel als Opfer der beleidigten Soldatenrohheit, und kein Probus kam wieder. Das morsche Gebäude des römischen Reiches und der willkührlichen, despotischen Soldatenregirung war nicht mehr von seinem Einsturze zurück zu halten. Das Christenthum hatte die römischen Götter entbehrlich, die Sittenverderbniß und die allenthalben erwachende Philosophie dieselben lächerlich gemacht. Das wußte der Kaiser Diokleziánus. Er errieth den traurigen Zustand des Römerreichs. Er ahnete wohl, daß nur die moralische Kraft einen Staat vom Untergang retten kann. Aber er griff zu einem Mittel, das gerade den Untergang förderte. Er wollte nun einmal dem doch schon verständiger wer-

denden und über höhere Interessen umsichtiger denkenden Geschlechte die Hoheit der wüsten Götter Roms wieder begreiflich machen. Schon hatte das Christenthum sehr viele Anhänger in allen Provinzen des Reichs gefunden. Aus Gewohnheit verachtete der sinnliche Heide den armseligen Bekenner der Christuslehre. Aber Dioklezian wurde über ihre bis zum Tod offenen Bekenntniße ergrimmt. Es ergieng daher an die Prokuratoren der Provinzen der strengste Befehl, das Christenthum überall auszurotten. Tausende fielen als Opfer der blinden Wuth eines kurzsichtigen Despoten; aber der mit Christenblut gefeuchtete Boden brachte hundertfältige Früchte. Statt die Flamme zu vertilgen, brannte sie reiner und heller, bis sie endlich alle Götzen der sterbenden Heidenreligion verzehrt hat. Auch in unserem Vaterlande fielen viele Tausende als Opfer der fanatischen Wuth. Die Meisten aus der Mitte römischer Legionen. Augsburg und Lorch sahen viele Häupter unter dem richtenden Beile in den Staub rollen. —

Während dieser Diokleziansichen Christenverfolgung hatten die Allmannen wieder einen Einfall in's Rhäzien gemacht; aber die beiden römischen Kaiser Dioklezian und Maximinian trieben die neckenden Barbaren innerhalb ihrer alten Gränzen zurück, wodurch geschah, daß die sonst so erbitterten Allmannen mit den Römern in freundschaftliches Bündniß traten, und ein allmannisches Hilfsheer die Römer auf ihrem Zug nach Brittanien begleitete. Um diese Zeit — 305 — begann die große Theilung des römischen Reichs zuerst in vier, dann einige Jahre später, in zwei Theile. Man sah wohl, daß ein Einziger nicht mehr im Stande war, über große Theile von Europa, Asien und Afrika zu herrschen. Bei der ersten Theilung erhielt Galerius die Provinzen Norikum und Rhäzien. Norikum wurde zu dieser Zeit in das Ufer- und Mittelnorikum getheilt, und das erstere war dem Dioklezian, das zweite dem Galerius zugefallen. Damals, wahrscheinlich und mit Recht die neuen Theilungen benüzend, hatten die Markmannen, Quaden und Karpen wieder Einfälle in's Ufernorikum gemacht, aber beide Herrscher besiegten dieselben schnell wieder, und trieben sie zurück.

— 308 — Da begann der große, blutige und für das Christenthum entscheidende Bürgerkrieg, der siebzehn Jahre dauerte, Hunderttausenden das Leben und Rom seinen früheren Glanz gekostet hat. Konstantin, der Große, vertraut mit den Bedürfnißen des Reichs, wohl wissend die geheime Millionenzahl der Christen, ahnend den unvermeidlichen Sturz der römischen Götter, selbst der heiligen Lehre, wenn auch nur aus Politik gehörend, trat aus jenem Kampfe siegreich und als Alleinherrscher des großen römischen Reiches — 323 — hervor, und mit seiner Thronbesteigung in Byzanz, welche Stadt von ihm den Namen Konstantinopel erhielt, wurde der verheerende Adler von den römischen Kriegsfahnen gebrochen und an seine Stelle das erhabene Zeichen christlicher Heere, das Kreuz, gepflanzt. Alle Verfolgungen gegen die Christen werden eingestellt, und im ganzen Römerreich Religionsfreiheit verkündet. Die Verlegung der Residenz und Einführung des Christenthums hatte wichtige Veränderungen im Zivil- und Militärwesen auch in Rhäzien und Norikum zur Folge.

Die Alpenländer gehörten von nun an zu Italien, eben so die beiden Rhäzien, Norikum wurde zu Illyrien gerechnet. Jede Provinz erhielt einen Prokonsul für die bürgerliche Verwaltung; sein Land hieß Diözese. Die Militäreinrichtung verwaltete ein Heerführer, der Dux, oder auch Komes hieß. Das Christenthum strahlte noch matt über die Bewohner und Eingebornen des Landes. Kirchliche Einrichtungen gab's noch wenige. Nur römische Soldaten und Provinzstatthalter bekannten sich zur heiligen Lehre. Bischöfliche Sitze gab es noch keine. Die Bischöfe waren zu jener Zeit in ihrem Wirkungskreise noch den Aposteln ähnlich. Sie wanderten von Ort zu Ort, und predigten das Evangelium. Aber noch sehr lange tauben Ohren. Die Wahrheit leuchtet dem Gemüthe des Menschen, der seit Jahrtausenden seine Hoffnung nach Jenseits auf Vorurtheile und den blindesten Aberglauben gebaut hat, nicht sogleich ein. Da bedarf es Jahrhunderte. Ja man hat sogar noch zur Zeit Karls des Großen wie früher eine Christenverfolgung, jetzt eine Verfolgung der Heiden angestellt, als wenn Christus je befoh-

len hätte, seine Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Der Mensch in seinem Wahn ist das Ungeheuer der Natur. — Doch, wenn wir auch im vierten Jahrhundert in unseren Gegenden wenige, und diese noch zarten Pflanzen der christlichen Lehre mit erstaunlicher Mühe von ehrwürdigen Bischöfen gepflanzt sehen; so muß es uns jetzt um so mehr freuen, zu wissen, daß rohe Völker weniger vertraut mit heiligen Wahrheiten werden können, und daß wir jener göttlichen Lehre mit weit empfänglicherem und reinerem Sinn zu gehören im Stande sind. Konstantinus, der Kluge, der politische Kaiser starb — 337 —, und hinterließ drei Söhne, die das Reich unter einander theilten. Der Aelteste, Konstantinus, erhielt Gallien, Spanien und Brittanien; der andere Konstanzius den Orient; der dritte Konstans Italien, Afrika, Illyrien, Norikum und die beiden Rhätzien. Der letzte hatte seine Residenz in Trier. Zwei Jahre herrschten die drei Brüder friedlich nebeneinander; aber im dritten brach schon der Krieg aus. Konstantinus, der Herr von der gallischen Halbinsel, wird von seinem Bruder Konstans besiegt und getödtet; wodurch letzterer Kaiser und Gebieter aller westlichen Länder geworden ist. Zehn Jahre dauerte seine Regirung friedlich, aber schwach. Magnenzius, sein treuloser Feldherr benüzte diese Schwäche, mordete seinen Herrn — 350 — und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Zur Rache war Konstanzius, Herrscher des Orients übrig. Derselbe zog gegen den Usurpator zu Feld, und besiegte denselben in Pannonien, bei der Stadt Mursa an der Donau. Der Besiegte zog sich nach Gallien zurück; aber der Kaiser schlägt ihn hier mit Hilfe der Franken und Allmannen zum Zweitenmal, worauf sich Magnenzius selbst den Tod gibt. Konstanzius ist demnach jetzt Alleinherrscher des Reiches. Die Allmannen, welche mit ihm gegen seinen Nebenbuhler Magnenzius gekämpft und gesiegt hatten, fanden es im Lande des Sieges weit behaglicher, als zu Hause in ihren denn doch noch nicht genug licht gewordenen Wäldern. Sie blieben daher. Aber die Galler beschwerten sich über diese ungeladenen Gäste, und die Römer halfen ihnen, sie zu vertreiben. In der Nähe von Basel wurden sie geschlagen und über

den Rhein in ihre unsaubere Heimat durch die gleich darauf gefaßten Friedenschlüße zurückgedrängt. Auf ihrer lästigen Heimreise begegnet ihnen aber ein neues Ereigniß, welches ihnen Halt gebot. Die Lenzenser, auch ein allmannischer Volksstamm, der aber schon früher sich im transdanubianischen Gebiete der Römer ganz freundschaftlich fest zu setzen gewußt hatte, waren in das westliche Rhäzien eingefallen, und hatten mit grausamer Lust die Gegenden am Bodensee verheert und geplündert. Da kam schnell der Kaiser Konstanzius von Mailand mit einer Armee herauf, schickte seinen Feldherrn Arbezio mit einer Abtheilung voraus, welche in den helvezischen Alpen von allmannischen Hinterhalten gänzlich aufgerieben wurde. Durch diesen Sieg kühn gemacht, wendeten sich die Allmannen gegen die große römische Armee, welche ein festes Lager auf den Kaninischen Feldern, in der Gegend am Tizinus bezogen hatte, griffen sie an, wurden aber insgesammt auf's Haupt geschlagen, und eilten in wilder Flucht in ihr Vaterland zurück. — 354 — Der Kaiser hielt darauf seinen feierlichen Siegestriumpf in Mailand, wohin er eine Versammlung berufen hatte, und ihnen eigenmächtig den Arianismus als herrschende christliche Sekte vorschrieb. Während der Kaiser sich hier in demselben durchaus nicht kompetente Sachen mischte, machten — 356 — die muthwilligen Allmannen einen weiteren Einfall in Gallien. Unter ihren Schlachtreihen fanden sich auch Franken. Diese drangen in das reizende Land am untern Rhein in den Niederlanden, jene am obern in der Gegend von Basel bis Mainz. Ein anderer Allmannenstamm, die Sueven — Wanderer, Unstäte — waren in Rhäzien eingedrungen. Die Quaden und Jaziger hatten ihre Schlachthaufen über die Donau nach Pannonien geführt. So war der Sturm von allen Seiten losgebrochen. Wo die wilden Kameraden, unsere lustigen Ahnen, hinkamen, wurde Alles verheert, geplündert und mitgenommen, was zum mitnehmen war. Verwüstung lag und drohte auf allen Seiten. Der Neffe des Kaisers wird schnell bei so dringenden Verhältnißen zum Cäsar — Kaiser — Thronerben — gemacht, und Julianus zieht im Purpurrechte gegen die Allmannen und Fran-

ken, deren Streifzüge schon über Lyon hinaus gereicht hatten, zu Feld, von Gallien aus; Konstanzius aber, der alte Kaiser, zieht gegen Norikum und Pannonien hinauf wider die Quaden und die andern eingedrungenen teutschen Stämme. Bald hatte der Kaiser in Pannonien gesiegt und mit den grausamen Barbaren in ihrem eigenen Lande Friede gemacht.

Nicht so schnell erreichte Cäsar Julianus seinen Zweck. Eine blutige Schlacht in Elsaß bei Brunt entschied zwar den Rückzug der Franken, aber dieselben und die Allmannen hatten sich der Festungen diesseits des Rheins bemächtigt. Sie mußten erobert werden. Gegen das Ende des Jahres 356 nahm Julianus auch wirklich Köln ein; aber damit war der Krieg für das folgende Jahr noch nicht geschloßen.

Barbazio, des Cäsar Julianus Feldherr, wurde von den Allmannen total geschlagen; und die letzte Hoffnung des Julianus, die Barbaren zu besiegen, lag in einem römischen Heere von 13,000 Mann, welches sich bei Straßburg konzentrirt hatte. Gegen 80,000 Franken und Allmannen standen den wenigen Römern gegenüber. Die Schlacht wüthete fürchterlich in den Reihen der Franken und ihrer Brüder der Allmannen. Zwei Tage währt das gräßliche Morden. Aber römische Taktik siegt über die rohe Tapferkeit der Barbaren. Der wüthige Römer jagt sie mit erbitteter Wuth über ihre Treulosigkeit ins rauhe Vaterland zurück. Diese blutige Lehre vertrieb ihnen auf längere Zeit die Lust, sich mit den kriegserfahrnen rhäzischen Römern zu messen. Julianus, wohl wissend, wie wenig auf die Treue dieser Völker zu bauen war, dringt tief in ihre Länder, und gewährt nur auf inständiges Bitten ihrer Fürsten dem ganzen Volke den Frieden. — 359 — Ein großer Kampf nahte jedoch noch dem — heidnischen — Julianus. Bisher war nämlich immer noch Konstanzius Kaiser; da riefen aber — 360 — die Legionen von Gallien den Julianus zu ihrem Kaiser aus. Konstanzius kannte seinen Neffen nicht als Kaiser an. Der Krieg ist unvermeidlich. Während aber die Divisionen des jungen Kaisers in der kürzesten Zeit durch beide Rhäzien und Norikum der Armee des alten Kaisers entgegen zogen, stirbt Konstanzius, und Julianus

ist Alleinherr. Seine Regirung dauert nur zwei Jahre. Er wurde von seinen eigenen Leuten ermordet. — 363 — Das war vorauszusehen; denn Julianus war sinnlos genug, an die Wiedereinführung des Heidenthums zu denken, und zwar unter Legionen, deren Individuen meistens Christen waren. Er fiel nach einem Treffen gegen die Perser durch einen Stich in die Leber. Nach seinem Tod begann der Kampf gegen die Teutschen an der Donau, der Teufelsmauer und dem Rheine wieder. Norikum und Rhäzien blieben beständig der Schauplaz jener verwüstenden Horden; besonders zur Zeit des Kaisers Valentinianus. — 364 — Sein Bruder Valens war Mitregent. Schon so tief war die römische Macht gesunken, daß sie den Allmannen und Franken Tribut zahlte. Als nun unter Valentinianus jene Tributpflichtigkeit etwas nachlässig erfüllt worden war, schickten die kühnen Teutschen Gesandte an den Kaiser, um sich über jene Nachlässigkeit zu beschweren. Stolz war die Antwort des römischen Ministerpräsidenten Ursazius. Die Gesandten erzählen zu Hause ihre empörende Aufnahme und Abfertigung. Der Krieg wird daher von allen teutschen Stämmen, welche Nachbarn der Römer sind, beschloßen. Mit vereinter Macht fallen sie in Rhäzien und Gallien ein. Allein Jovinus, der Feldherr der römisch-gallischen Legionen besiegt in einer höchst blutigen Schlacht bei Scarpon, und in einer zweiten bei Sulz am Nekar die furchtbaren Feinde; jagt sie in ihr Vaterland zurück. — 370 aber machten die an die Teufelsmauer gränzenden Allmannen wieder einen Einfall. Der Kaiser, erbittert über solche nie aufhörende Rauberei, machte sich die Nachbarn der Allmannen, die Burgunder zu Bundesgenossen, und nun wurden die allmannischen Heeresmassen von zwei Seiten angegriffen und gänzlich geschlagen.

Der Krieg, der schon Jahrhunderte gewährt hat, währt auch unter Valentinianus Regirung fort. Die Römer befestigen ihre Gränze mit immer neuen Burgen und sonstigen Fortifikazionsanlagen; die Teutschen aber zerstören oder hindern den Bau. Einmal kamen sie nach Norikum, und erschlugen zwei Legionen, aus Rache über ihren gegen alles Völkerrecht von den

Römern ermordeten König Gabinius. Da führte Valentinianus selbst seine Armee aus Gallien gegen die Quaden, und schlug sie dergestalt, daß sie um Frieden bitten mußten. Aber als die Gesandten vor ihm erschienen, starb er am Blutschlag — 375 — in Gegenwart derselben. Valens blieb Regent im Morgenlande. Grazianus aber und Valentinianus II., des verblichenen Kaisers Söhne, theilten die Regirung des Abendlandes so unter sich, daß Grazianus über Gallien, Spanien und Brittanien; Valentinianus aber über Italien, Illyrien und Afrika herrschte.

Doch jetzt nahte das fürchterliche Ungewitter der Völkerwanderung. Der Kampf zwischen Römern und Teutschen, Ostgothen und Hunnen wurde fürchterlicher, als jeder frühere. Die Barbarei trägt aus den Steppen von Hochasien ihren grausamen Scepter über alle von den Römern und ihren verwandten Nazionen kultivirten Gegenden. Es ist gräßlich, die Fortschritte der Barbarei zu erzählen; aber zu jener Zeit gelebt zu haben, muß eine furchtbar lastende Mühe gewesen sein. Solche Zeiten können nicht wieder kommen, so lange die moralische Kraft der Völker ihnen den reinsten Glanz des Sieges sichert.

Wenn die Nazionen noch jung sind, so wollen sie älter werden. Jung waren aber die Völker, welche gegen Nord bis tief nach Asien hausten, die Hunnen, Alanen und Gothen. Dort, wo sie wohnten, gab's keine Früchte des Süd; keine Trauben wuchsen an ihren Hügeln; rauh und wild war ihr Land, und wie ihr Land, so waren sie. Söhne der Barbarei. Unwissende Zöglinge der Steppen vom nördlichen Europa und Asien. Was aus Siberien kömmt, ist kalt und rauh, wie Siberien selbst. Die ganze Natur und Beschaffenheit des Landes prägen ihren Charakter auch als Charakterstempel in die Brust des Bewohners. Die Erde ist zwar der Kultur fähig; aber wer sie nicht kultivirt, bleibt roh, wie sein Land ist. So die Hunnen. Aus dem nördlichen und mittleren Steppenlande Asiens brachen die wilden Räuber hervor, stürzten auf Alles, was vor ihnen lag, drängten Alles vorwärts — und unter ihren Fäusten blutete der Teutsche, der Römer. Seiner wüsten Leidenschaft mußte die

freie Jungfrau der Teutschen und die stolze Tochter Roms opfern. Greise, Kinder, Frauen und Säuglinge schont jener Barbar nicht, dessen Empfindungen eisig sind, wie sein Vaterland, Siberien. Seine unheilige Hand zertrümmert alles Ehrwürdige und Heilige. Er sucht sich ja Nichts, als gefallene Feinde und ein üppiges Leben. Der Hunne ist ein menschliches Thier und ein thierisches Ungeheuer.

Im Jahre 375 erscholl die gräßliche Nachricht zu Konstantinopel, Rom und Trier, den Residenzen der römischen Kaiser, daß furchtbare Massen von Barbaren, welche sich Hiogun oder Hunnen nennen, aus ihren wüsten Ländern gegen West, also gegen Teutschland im Anzuge seien. Mit riesiger Gewalt hätten sich die kleinen, dicken, spitzaugigen, großköpfigen und kleinstirnigen Körper auf die Alanen, Nachbarn der Markmannen und Gothen geworfen. Niemand widerstehe den teuflischen Ungeheuern. Ihre Pferde zerträten alles Land; denn wie die Bäume im Wald, so groß sei ihre Anzahl. Ihnen widerstehe keine Mauer und kein Fluß, geschweige denn ein Mensch. — Der Römer hörte die Nachricht anfangs stolz, aber bald bescheiden an; denn die Bothschaft dringt nach Konstantinopel, daß die riesigen Alanen den hunnischen Massen gewichen, und jene über die Ostgothen hergestürzt, sie aus ihrem Lande vertrieben und sich selbst darin festgesetzt hätten. Der Römer wußte wohl, wen er jetzt zu fürchten habe. Er war der schwächere Theil. Alanen und Hunnen drängten die Ostgothen jenseits auf die Westgothen diesseits des Dniepr.

Beide gothischen Stämme drängten immer weiter gegen die Moldau und Walachei auf's römische Gebiet hin. Nothgedrungen vertrieben von ihrer Heimat, und ohne Hoffnung, je wieder dahin zu kehren, baten sie die Römer um Aufnahme in ihr Land. Kaiser Valens gewährte die Bitte. Da überschreitet ein wohlgewaffnetes Kriegsheer von zweimalhunderttausend Mann mit Weib und Kind die Donau. — 376 — Ihr Anführer und König Fritiger dringt immer tiefer in Thrazien vor. Der Römer macht Einsprüche gegen solch anmassendes Verfahren; aber der seiner Heimat beraubte Gothe kümmert sich wenig um die

mitleidigen Einreden der römischen Prokuratoren und Legaten. Ihre Legionen werden geworfen, und die furchtbare Masse der Gothen dringt siegreich bis in die Gegend von Konstantinopel. Diese Gefahr des Orients hatten die hundertjährigen Feinde der Römer, die Allmannen benüzt. Ein Stamm von ihnen hatte sich wieder feindlich gegen dieselben erhoben. Aber der gallische Adler trug den Sieg mit leichter Mühe diesmal davon, und die Lentizenser erhielten Friede. Und das siegreiche Heer brach mit Grazianus sogleich in Eilmärschen gegen Konstantinopel auf. Aber schon im östlichen Pannonien erhielt der Kaiser die Nachricht vom gänzlichen Untergang des römischen Heeres und seines Kaisers Gabens in Thrazien. — 578 — Gabens war vermuthlich verbrannt; denn sein Körper war nicht mehr zu finden. Das war freilich eine fürchterliche Nachricht für Grazianus. Durch so grausame Verhältniße gezwungen, ruft er in der Eile des Feldherrn Theodosius Sohn, der auch Theodosius hieß, und dessen Vater vom Kaiser aus Verdacht ermordet worden war, aus Spanien herbei, und setzt ihn zum Mitregenten und Kaiser des Morgenlandes ein. Anders trit dieser Heldensohn gegen die Feinde des Reiches auf, als sein Vorgänger Valens. Theodosius erhielt den Beinahmen „der Große", und im Verhältniß zu seinen Vorgängern, mit Recht. Lange dauerte der Kampf gegen die eingedrungenen Barbaren; aber er hat sie besiegt. — Grazianus regirte fortan noch in Gallien, aber höchst unbequem; denn die Kriege gegen die Teutschen hörten nicht auf. Merkwürdig ist die Beschreibung des Hieronymus von dem Zustande der römischen Länder damaliger Zeit, vom Ursprunge der Donau bis zu ihrer Mündung in den Pontus Euxinus. Er sagt: „mit Entsetzen denke ich an die von mir durchlebte Zeit. Römisches Blut fließt seit zwanzig Jahren über die Länder von Konstantinopel bis zu den Julischen Alpen in Strömen. Scythien, Thrazien, Mazedonien, Dazien, Thessalien, Achäa, Epirus, Dalmazien, Pannonien — Norikum und Rhäzien — sind von Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markmannen — Allmannen und Franken — angefüllt; Alles ist verheert und geplündert. Die stille

Jungfrau der Familie und des Klosters wird der barbarischen Wuth geopfert. Die Bischöfe sind hinweggeführt, die Priester getödet, die Kirchen niedergebrochen, selbst die Gebeine der Märtyrer nicht verschont worden. Heilige Orte hat man durch die schändlichsten Handlungen entweiht. — Rom stürze dem Abgrunde entgegen, und doch bekehre sich der Römer nicht.“ — Diese kurze Elegie reicht hin, uns die damalige Zeit in ihrem schreckenden Bilde sehen zu lassen. Da war keiner, der das große Reich von seinem Verderben retten konnte. Unaufhaltsam brach es seinem gänzlichen Ruin entgegen.

Kaum hatte Grazianus einige Ruhe in sein Reich gebracht, so raubte ihm — 383 — der verbrecherische Aufstand des Maximus sein Leben. Maximus war von Geburt ein Spanier und durch die Gnade des Grazianus Statthalter in Britannien. Die Unzufriedenheit der Soldaten in Gallien und in seiner eigenen Provinz benüzte der schlaue Präfekt, und ließ sich zum Kaiser ausrufen, erbittert darüber, daß sein Herr den Theodosius zum Kaiser des Orients, und nicht ihn dazu gemacht hatte. Die Empörung brach aus, und den alten Kaiser verließen seine Soldaten. Er floh, und auf der Flucht wurde er von einem Anhänger des neuen Kaisers Maximus, Anthragadius, bei Lyon getödet. Die beständigen Einfälle der Barbaren nöthigten den Theodosius und Valentinianus, ihren eingedrungenen Nebenbuhler anzuerkennen. Nicht zufrieden mit den ihm zugefallenen Provinzen Gallien, Spanien und Britannien, erhob er sich auch gegen den italischen Kaiser Valentinianus. Er besiegte denselben, und wurde dadurch auch Herr von Rhäzien, Illyrien und Norikum. — 387 — Valentinianus floh nach Konstantinopel zu Theodosius, der ihn aus Dankbarkeit gütig aufnahm und sogleich an Maximus den Krieg erklärte. Maximus ward in Pannonien, Norikum und Illyrien gänzlich geschlagen, gefangen und gerichtet. Ebenso sein Sohn Viktor, den er früher schon zum Mitregenten angenommen hatte. Hierauf gab Theodosius die geraubte Krone über den Occident dem Valentinianus in ihrer ganzen Ausdehnung wieder zurück. Unter seiner Regirung hatten die Inthungen einen Einfall in unser Vaterland

gemacht, sind aber durch den römischen General Bauto mit großem Verlust wieder zurückgeschlagen worden. Eine Zeit lang wurden die Hunnen auch des Mordens müde, und verbündeten sich mit den Römern. Eben so die Gothen und Alanen, und wir finden sie in römischen Heeren theilweise mit ausgezeichneter Tapferkeit gegen die Feinde ihrer Herren kämpfen. Valentinianus wurde — 392 — in Gallien ermordet. Der Bürgerkrieg brach auf's Neue aus; aber Theodosius, der Große, besiegte den Mörder Eugenius und wurde Herr des ganzen römischen Reichs. — 394 — Theodosius, der in seinem Leben so viele und große Thaten geübt, so viele Völker besiegt und Empörer gefangen, der den Arianismus verbannt, das Christenthum verbreitet, seine Tempel wieder erbaut und bevölkert hatte, starb — 395 — in seiner Residenzstadt Konstantinopel, nachdem er seinen älteren Sohn Arkadius zum Kaiser des Orients, und den jüngeren, Honorius, zum Kaiser des Occidents eingesetzt hatte. Beiden hatte er auch kluge Männer zur Seite gestellt, um durch sie die jungen Gemüther von der Ausschweifung zurückzuhalten; daher es kam, daß Rufinus und Nilicho eigentlich die Regenten des Morgen- und Abendlandes waren. Zu jener Zeit wurde, um die Gothen zu besänftigen, da die übrigen Völker von Nordteutschland in tiefer Ruhe lebten, der große Gothenfürst — Alarich — zum römischen Präfekten von Illyrien ernannt; ein Umstand, der die Hauptveranlassung zum Einsturz des abendländischen Römerreiches war und blieb. Alarich war klug und undankbar gegen die schwachen Römer; sein Plan war, Rom zu stürzen. Die großen Völkerwanderungen überschwemmen allmählig auch unser Vaterland, und es wird wieder wüst, wie es war.

Die alten Völker wählten schon ihre Könige aus vorzüglichem Geschlechte in eigener Mitte. So die Gothen. Unter ihnen gab es zwei Fürstenfamilien, die Amalen und Balthen. Aus der Letzteren stammte Alarich. Derselbe mochte wahrscheinlich vom Rufinus, dem Reichshofmeister des jungen Kaisers Arkadius im Orient, gegen den abendländischen Kaiser in Rom aufgereizt worden sein. In dieser Beziehung hätte wenigstens

Rufinus sehr politisch gehandelt; denn dadurch, daß sich die Gothen gegen West wenden, ist mit Einemmale die Gefahr von ihrer Seite für den Ost vorüber. Alarich gehorsamte daher auch gerne den lockenden Aufforderungen des klugen Rufin, und benuzte zum treulosen Zweck die Präfektur Illyriens. Kriegsbedürfnisse aller Art wanderten unter seine Landsleute, und plözlich steht ein wohlgerüstetes Gothenheer mitten im Winter des Jahres 400 in Pannonien, um in Italien einzubrechen. In kürzester Zeit besetzen sie Norikum und einen Theil von Rhäzien. Da eilt Stiliko, der abendländische Reichsminister, über die Gebirge in's Lager des Gothenkönigs, macht mit demselben Friede, vertheilt seiner Truppen große Zahl unter römische Legionen in Norikum, Pannonien, Rhäzien, Illyrien und Italien, mit welchem tapferen Heere er allen wiederholten Angriffen der in Teutschland noch übrigen Westgothen und anderer teutschen Völker auf's Rühmlichste Widerstand leistete. Alarich hatte nämlich schon wieder im Jahre 404 einen Einfall in Italien gemacht, und kaum durch Stiliko's Politik eingeschüchtert, dieses Land, den Artikeln des geschlossenen Friedens gemäß, mit seinen Heeren wieder geräumt, und sich in seine Präfektur Illyrien zurückgezogen, als 500,000 nordische Mannen unter Anführung ihres Königs Rhadagais über die Donau drangen, die von römischen Truppen verlassenen Gränzfestungen besetzten, Rhäzien und Norikum verheerten und plünderten, und über die Alpen in Italien einbrachen. Ein Theil dieser ungastlichen Horde, aus Alanen, Vandalen und Sueven bestehend, drang, vom großen Haufen losgerissen, nach Gallien und ungehindert nach Spanien. In beiden Ländern sind sie bis auf den heutigen Tag sitzen geblieben. Den größeren Theil der nordischen Masse besiegte Stiliko — 405 — in den Bergen bei Fesole; jedoch so, daß die Besiegten das schon besetzte Land nicht mehr räumten, sondern römische Unterthanen wurden. Wo sie hergekommen waren, drangen Andere nach, und so kam es, daß die Volksdrängung von Nord nicht mehr aufhörte. Da wird Stiliko ermordet. Ob auf Befehl des Kaisers Honorius, der in ihm einen geheimen Nebenbuhler fand, oder auf Veranlas-

fung des orientalischen Hofes, oder endlich auf Betrieb des Alarich? — Er war jedenfalls der Mann, dessen Klugheit, politische Umsicht und Thätigkeit den sich heranwälzenden Sturm auf einige Zeit beschwören konnte. Sein Tod war kaum dem Alarich gemeldet, als derselbe über die Apenninen gegen Rom losbricht. Honorius, der schwache Sohn des großen Theodosius, erkauft sich seinen Purpur vom kräftigen Gothen durch ein Königreich und eine Tochter. Alarich vermählt sich mit der kaiserlichen Prinzessin Plazidia, und wird König von Spanien, wohin er seine Westgothen führt. Honorius starb 423, nachdem ihm seine beiden Feldherrn, Generidus und Konstanzius, in den Donau- und Rheinländern, eben so in Gallien Friede hergestellt hatten, insoweit dieselben den Römern noch gehörten. Die ganze Fortifikazionslinie an der Donau war schon verloren gegangen. Die Teutschen hatten sich bereits größtentheils schon des flachen Landes an den Flüßen, wo sie einige Kultur aus den Zeiten der Verwüstung gefunden haben, bemächtigt. Dem Römer gehörten wenige Festungen mehr im Lande, nur die Alpen waren seiner Oberherrschaft unterworfen. Unter Valentinianus, der dem Honorius folgte, kamen die Juthungen nach Norikum und Rhäzien, die jedoch Aezius, des Kaisers Feldoberster, bald zur Ruhe verwies. Allein der völlige Einsturz des morschen Gebäudes war nicht mehr aufzuhalten. Eine Provinz nach der andern hatte sich vom römischen Hofe schon unabhängig gemacht, bis endlich 450 der große Hunnenkönig Attila die römische Herrschaft in den Donauländern gänzlich stürzte, und auf ihren Trümmern die Teutschen neue Reiche gründeten.

§. 45.

Rückblick auf das vierte Kapitel.

(1 bis 450.)

Keine Zeit ist in der Weltgeschichte wichtiger und belehrender, als die Epoche des schnellen Verfalls auf römischer, und des langsamen Steigens auf teutscher Seite. Diese Epoche

aber haben wir im voranstehenden Kapitel gesehen. — Wir sahen Rom unter Augustus moralisch und politisch erkranken. Eigennuz und Stolz der Großen, Verweichlichung und Armuth der Kleinen, geraubtes Gut aus fremden Landen, Partheien und gegenseitiger Haß, Ermüdung der Alten durch Bürgerkriege, Erschöpfung der Jüngeren durch Ausschweifung zerrissen die heiligen Bande zwischen Freiheit und Rom. Der Römer wurde verständiger, aber sein Verstand warf die edleren Gefühle, die wärmeren Empfindungen für höheres Interesse in den Staub. Blutige Bürgerkriege entstanden durch das Streben Einzelner, sich gesetzwidrig an die Spize der Republik zu stellen; erzeugten eine gewisse Abgestumpftheit, eine moralische Barbarei in den durch üppige Schäze eroberter Länder weibisch gemachten Seelen. Kato, der trozige Apostel der Freiheit, war todt. Er verzweifelte an etwas Besserem, darum nahm er sich das Leben. Brutus und Kassius hatten den großen Cäsar umsonst ermordet. Die Nation war zu weich, um mit kalter Ueberlegung eine That beurtheilen zu können, die nicht das Resultat der Rache, sondern des überspanntesten Patriotismus gewesen ist. Mit einem Volke, wo es im Grunde nur zwei Klassen, Reiche und Arme gibt; wo es nur darauf ankommt, ihrer Sinnenlust, und zwar dem habsüchtigen Interesse der Einen, und dem hungrigen und sinnlichen der Andern, zu genügen; mit einem solchen Volke ist der Kampf um die Freiheit nicht schwer. Augustus hat den Beweis auf das Glänzendste geliefert. Die reichen Patrizier hat er in ihrem Besitze gelassen, und durch einträgliche Provinzämter noch mehr bereichert; den armen Plebejern aber gab er Brod und Schauspiele. Die wenigen Altrepublikaner ließ er träumen, bis sie hungrig wurden. Er gab ihnen zu essen, und auch sie haben nach und nach geschwiegen. Die Tugenden der Alten las man in Büchern, wurde gerührt, entflammt, bis das Schauspiel oder das Thiergefecht begann; und so ist der Römer ein zerrissenes Chaos zwischen Freiheit und Sklaverei geworden. Die Benennungen des Freistaates blieben, die Sache verschwand. Man trug die Freiheit auf den Lippen, die Sklaverei in der Seele. Die Grausamkeiten eines Sulla und Marius,

die Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar ließen manchen alten Republikaner einen Seufzer ausstoßen, wenn sich in ihm der Wunsch geregt hatte, der alte Zustand, die ehrwürdige Tugendzeit der Ahnen möge wieder kommen. Der junge Römer hörte von seinem Großvater die gräulichen Szenen der Revolu= zion; er sah die willkührlich befohlenen Metzeleien des Sulla über Hunderttausende, — und er fürchtete sich vor Bürgerkriegen. Der dermalige Zustand, wo es in Rom recht lustig und fried= lich herging, gefiel ihm weit besser. So erzeugte die Furcht vor der letzten Vergangenheit in den meisten Gemüthern der er= schöpften Römer endlich ihre Zufriedenheit mit der Gegenwart; und der Wunsch, Rom möge wieder frei werden, wie es war, schwand nach und nach gänzlich aus der freigebornen Römer= brust. Der Kaiser war klug genug, die nach und nach von selbst absterbende Freiheit nicht mit Prügeln zu erschlagen. An= fangs war er demüthig, und seinem Beispiele folgen die Römer. Aus purer Dankbarkeit bieten sie ihm das Konsulat alljährlich an, bis sie es ihm nicht mehr abschlagen können. Zuletzt ist er gebietender Herr, und der bescheidene, in die Falle gegangene Römer ist sein gutmüthiger Funkzionär. Ein durch moralische Gebrechen entnervtes, durch Reichthum und Ueppigkeit verweich= lichtes und träges, durch Armuth und Bedürfnisse zu jedem Dienst bereitwilliges Volk ist so leicht am Gängelbande der Sklaverei zu führen, daß viele Jahrhunderte der Freiheit mit ihrem glänzenden Andenken nicht im Stande sind, die ein= fache Politik eines Einzigen kraftlos zu machen. Ein unmora= lisches, ein sinnliches Volk ist schwach; und wer seine Schwä= chen benüzt, der beherrscht es.

So standen die Verhältniße in Rom, als die kriegserfahr= nen Römer die Alpen übersteigen. Das Volk, welches sie dort getroffen haben, lag in tiefer Nacht. Weder Kunst, noch Wis= senschaft hatte die edlen Anlagen einer zu moralischem Bewußt= sein noch lange nicht erwachten Völkerfamilie geweckt. Das Gefühl aber, mit aller Stärke der Empfindung, wohnte in den fruchtreichen Thälern der Alpen. Der verfeinerte Verstand wollte und konnte sie auch leicht beherrschen. Die Legionen

siegten, und es ward lichter im Haupte des Rhäziers, Norikers und Pannoniers. Aber ein solches Licht konnte nur verbrennen, nicht erwärmen. Wenn ein Sklave einen freien Mann bildet, so wird das Resultat dieser Bildung bei dem Lehrer eine größere Sklaverei in feineren Umrissen, bei dem Schüler eine solche in gröberen sein. Ungleichartiges hat sich in den Römern und Alpenvölkern nicht vermählt. Beide standen moralisch tief. Beide mußten immer tiefer sinken, je näher die berüchtigte Katastrophe des römischen Reichs Unterganges rückte. Der Gedanke ist schmerzlich, eine früher erhabene Nazion binnen einer Zeit von 400 Jahren so gänzlich matt absterben, und von den rohen Völkern des unwissenden und barbarischen Nords begraben zu sehen. — Doch das ist den Völkern Gesetz, wie dem Einzelnen. Wer seinen moralischen Werth verliert, wird aus einem freien Mann zum Sklaven, und einen Sklaven besiegt ein wildes, menschliches Thier mit leichter Mühe. — Eine andere Frage ist die: war es den Römern, oder ist es überhaupt einem moralisch gesunkenen Volke nicht möglich, wieder zu steigen, statt immer tiefer zu fallen? Eine verneinende Antwort wäre schrecklich. Da gäbe es keine Hoffnung mehr, weder für den Einzelnen, noch für die Nazion, frühere Fehler wieder gut zu machen. Wir wären die Sklaven jenes Gesetzes, welches allem Lebendigen den Kreislauf des Daseins vorschreibt. Nein, hätten die römischen Kaiser, wie es deren mehrere gegeben hat, alle mit ihren Römern es redlich gemeint, hätten sie mit Energie und schlauer Umsicht die täglich sich vermehrenden Gebrechen des Volkes durch freiheitliches Entgegenkommen und klare Gesetze verbannt; ein Volk hätte sich leicht wieder erholt, indem dasselbe so viele und umfassende Anlagen beseelten. Die Ursache des politischen Verfalls von Rom lag lediglich in seiner steigenden Unmoralität, Aufhäufung von Gesetzen, Sinnlichkeit der Kaiser und Großen. Die Teutschen würden Rom nie gestürzt haben, wenn es nicht durch sich selbst schon der Auflösung entgegen geschritten gewesen wäre. Man hatte den Unsinn der Götterreligion gekannt, aber man warf auch zugleich mit dem Unsinn den Sinn, mit der Form den Geist derselben

hinweg. Aus Mangel an idealen Göttern hat man reale gemacht. Der Enkel des freien Republikaners hat sich so tief erniedrigt, seine sklavischen Herrscher Götter zu heißen. Ein Tiberius, der durch ein doppeltes Verbrechen seiner herrschsüchtigen Mutter, vielleicht durch den Mord des Augustus, und gewiß durch den des Agrippa Posthumus den Thron seines Stiefvaters bestieg, ein Muttermörder — ein Gott. Was konnten die unbefangenen Bewohner unseres Vaterlandes von solchen Legionen lernen, die zuerst aus Interesse, später aus Angewöhnung ihre selbst gemachten Kaiser vergötterten?! Armseliges Zeitalter! — Als Klio mit dem eisernen Griffel der Wahrheit jene Tage in's Geschichtenbuch der Menschen schrieb — wie viele Thränen müssen ihr über die ewig junge Wange geflossen sein! — Doch vielleicht freut sich die Göttin auf die Geschichte unserer Tage! — Vergleichen wir jene Zeit mit der unsrigen! Es gibt Erscheinungen in unseren Tagen, die jenen Vergleich nicht allein möglich, sondern auch wirklich, ja nothwendig machen. Wie unter Augustus mit der Form auch der Geist der Religion schwand, so schwindet heut zu Tage der Geist des Christenthums mit Hinwegwerfung seiner Form. Wie damals das materielle Interesse der Großen die Freiheit leicht vergessen ließ, und der Hunger der Kleinen, wenn er durch die gnädigen Bissen der Reichen gestillt wurde, bei'm Gedanken an Bürgerkriege zurückschauderte, und über seinen Bedürfnissen die Republik vergaß, so ist es jetzt. Mammons Schäze sind in den Händen Weniger aufgehäuft, und der Mangel an befriedigten Bedürfnissen wühlt in den Eingeweiden der Meisten. Wie der Organismus der Staatsverwaltung dort kränkelte, so kränkelt er jetzt. So lange das Menschengeschlecht nicht lernt, zu entbehren, so lange wird ein Einziger im Stande sein, über seine Theile zu herrschen, wenn er klug genug ist, die Form der öffentlichen Wünsche nur nach und nach zu zerschlagen. — Für eine moralisch sinkende Nazion helfen keine Mauern, keine Thürme und Festungen. Endlich mußten die römischen Legionen fallen, als von allen Seiten die Barbarei auf sie losstürzte, als die Treulosigkeit ihrer Prokuratoren dem römischen Reiche

die Einheit raubte. Wo verschiedene Meinungen, mannigfaltige Interessen sind, dort keimt kein Friede und erholt sich kein kranker Staat. Bis wir die ehrwürdigen Gebrechen von beinahe zweitausend Jahren heilen, bedürfen wir vieler Kraft, und langer Zeit. Wir haben die Römer mit uns so ziemlich auf gleicher Stufe gesehen. Auch sie waren aufgeklärt; auch sie kannten die heilige Freiheit; auch sie hatten eine durchaus nicht zu verachtende Philosophie; auch in ihren Reihen hatten Bürgerkriege gewüthet; auch bei ihnen gab es Männer, die mit feurigem Muthe die Rechte des Menschen in Anspruch nahmen; und doch half dieß Alles nichts. Rom stürzte mit schnellem Schritte seinem Untergang entgegen. Zudem hatte jenes große Rom nicht, wie wir, beinahe sechzehn Jahrhunderte nöthig, bis die Aufklärung innerhalb seiner Mauern reifte. Binnen einer Zeit von vier Jahrhunderten blühte seine Verstandeskraft im höchsten Flor. — Ein einziger, jedoch wichtiger Unterschied waltet zwischen Rom und uns. Die Römer waren frei und wurden Sklaven. Wir waren Sklaven und wollen frei werden. Möge die moralische Freiheit zuerst die innere Sklaverei vernichten, mögen einfachere Bedürfniße unsere Sorgen lenken, das Christenthum in reiner, aber religiöser Gestalt unseren Muth erwärmen; möge Einheit und Liebe zu König und Vaterland unsere Entschlüße vernünftigen; — dann mögen Hunnen, von welcher Art sie auch immer sind, kommen! Den moralisch erkrankten Römer haben sie besiegt; aber den moralisch gesundeten Teutschen sollen und werden sie nicht besiegen. —

Fünftes Kapitel.

Völkerwanderung und Untergang der römischen Herrschaft in unserem Vaterlande.

Wenn die Menschen Jahrtausende zur Kultur ihrer Form nöthig hatten, wie viele werden sie zur Kultur ihres Geistes nöthig haben?

§. 46.

Attila und seine Hunnen.

Im Orient suchte man durch alle möglichen Mittel die aus Asien herbei drängenden Völker der Hunnen und der von ihnen vorwärts gedrückten teutschen Stämme nach West hin zu lenken. Zwei Mittel mußten dies bewirken. Bestechung und Geschenke. In Rom und den umherliegenden, zum westlichen Reiche gehörenden Provinzen hat man die Einheit und das Zusammenhalten, den Verband der Regirung gelöst, und dadurch den auswandernden Massen die Gelegenheit gegeben, das durch Zwietracht zerrissene Reich eher und leichter zu erobern; die Hunnen aber hat man mit Geschenken auf gute Art von den östlichen Gränzen entfernt. Die Politik des orientalischen Hofes war schlau und wirksam. In zwei großen Abtheilungen diesseits und jenseits der Donau begann der verheerende Zug. Als man diesseits der Donau in Rhäzien, Norikum und Pannonien anlangte, traf man nur die Gränze, in Pannonien und Norikum wohl auch zum Theile das innere Land einigermassen bevölkert. Die vorausgedrungenen Massen blieben daher dort, wo es irgend möglich war, zu bleiben. Die eigentlichen Hunnen mit ihren gezwungenen Kampfgenossen, den Ostgothen, Gepiden, Schiren, Rugiern, Thüringern, Burgundern und anderen

nördlichen Völkern drangen als ein Heer von 500,000 Mann auf der Nordseite der Donau vorwärts über den Rhein gegen Gallien. Es war im Jahre 451, als der Hunnenkönig Attila, eine Geißel Gottes, wie ihn die matten Völker jener Zeit nannten, die Schlacht bei Chalons sur Marne gegen die Römer, Franken und Westgothen schlug, und verlor. — Groß muß der Verlust jedoch nicht gewesen sein; denn Attila setzte seinen Zug südöstlich gegen Italien fort, wo sich ein zweiter Haufe von Freibeutern, welcher von Pannonien und Norikum herkam, mit ihm vereinigte. Rhäzien blieb von diesen Zügen verschont; denn, wie es scheint, konnte sich schon damals wegen der Verheerung des Landes durch die früheren Einfälle der Teutschen kein Heer mehr halten. Alle Städte, durch die der gewaltige Zug gieng, wurden geplündert und verheert. Der Barbar ließ sogleich jene Festungen, die ihm Widerstand geleistet hatten, mit Sturm nehmen, die Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, ermorden, und die Städte selbst dem Boden gleich machen. So fielen damals Aquileja in Venezien, bei welcher Gelegenheit sich die Einwohner auf eine Insel flüchteten, und Venedig gründeten, Verona, Mantua, Kremona, Brescia, Bergamo, Trevigio in Staub. Wo ein Hunne hinkam, wurde alles Lebendige vertilgt. Der Barbar schonte die Geburt nicht im Mutterleibe, und er würde selbst das ehrwürdige Rom niedergeworfen haben, hätte es nicht Pabst Leo gewagt, ihm persönliche Vorstellungen in feierlicher Prozession zu machen. Das rührte den Volksmörder, und er zog sich in seine hölzerne Residenz am Theisfluße zurück, herrschte mit anmassender Gewalt über alle Fürsten, die er kannte, und die ihm in Geschenken ihre Unterthänigkeit bewiesen. — Da starb Attila, die Geißel Gottes, wahrscheinlich an beigebrachtem Gifte, im Jahre 453. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich. Attila war ein Mann, der seine Zeit kannte, und mit umfassender Gewalt über dieselbe und ihre Genossen herrschte. Sein Geist war riesig. Aber nach seinem Tode verliert sich der Hunnen Macht in tiefes Dunkel. Seine Söhne wollten alle herrschen, und eben deswegen herrschte keiner, wie der Vater. Die Partheiungen in

der Familie des großen Königs benüzen die Nachbarn, und die Hunnen werden bald wieder in den rauhen Nord zurück getrieben. An der Nord- und Ostseite des schwarzen Meeres machten sie Halt. Bis sie dort ihre Wohnungen aufschlagen konnten, gab es blutige Kämpfe. Doch dieselben haben wenig Einfluß auf die ferneren Schicksale der dem Namen nach noch römischen Südländer von Teutschland gehabt.

§. 47.

Völkerwanderung der Teutschen, Rugier und Gothen.

Wir haben seit drei Jahrhunderten gesehen, daß die Einfälle der Teutschen in unser Vaterland, nur in kurzen Unterbrechungen, nie aufhörten. Endlich mußte denn doch ein Stoß von Norden herkommen, der die römische Herrschaft über den Haufen warf. Plözlich brachen auch wirklich, man darf sagen, beinahe alle Nordbewohner von der Nordsee bis nach Pannonien in's römische Gebiet ein. Es war ein schrecklicher Schwarm, dem der Römer seine letzte Kraft entgegen setzte. Die Longobarden, Vandalen, Karpen, Juthungen, Rugier, Turzilinger, Warner, Schiren — eine ungeheure Masse, brach von allen Seiten aus den teutschen Wäldern hervor in's römische Gebiet. Was wollte der Römer den hungernden Haufen entgegen setzen? Seine Regirung war beinahe schon zur Nullität herabgesunken. Partheiungen und Privatinteresse zerrissen auf allen Seiten das Reich. Anfangs wies man den ungeladenen Gästen Wohnsitze in den besetzten Ländern an. Diejenigen, denen keine angewiesen worden waren, machten auf gleiches Recht Anspruch, und so wüthete der kleine Krieg auf allen Seiten. Jenes Volk, das früher gekommen war, hielt sich zu den Römern, und kämpfte daher sehr oft gegen seine eigenen Landsleute. Immer ward von den Sklaven in tiefem Nord und Ost auf die vor ihnen wohnenden Völker gedrückt, und so kam es, daß alle Länder diesseits der Donau von den teutschen Massen endlich überschwemmt wurden. Die Ostgothen hatten ihre Sitze in Pannonien genommen, wo früher die Markmannen und Quaden

nach und nach eingewandert, und endlich wieder sich in westliche Gegenden hinabgezogen hatten. In's Norikum waren die Hauptmassen der Rugier gewandert, neben ihnen, jenseits der Donau wohnten die Heruler, Turzilinger und Schiren. Aber bald überschritten sie auch dieses Hinderniß, und siedelten sich diesseits der Donau an. Zudem war die Einwanderung in die Donauländer nur an den Fortifikazionslinien des Flußes schwierig. Die früheren Bewohner des flachen Landes hatten sich im Laufe der unzähligen Kriege wieder näher an die Alpen hingezogen und das Flachland leer gelassen. Besonders war dieses in dem Lande diesseits und jenseits des Inns der Fall, wo namentlich im Letzteren die Streifzüge der Hunnen und Allmannen früher Alles verwüstet hatten. Die Letzteren waren es, die von der Ens bis zum Rhein seit Jahrhunderten schon an der römischen Herrschaft in diesen Ländern rüttelten. Da half kein befestigter Ort. Was der Römer heute erbaute, davon konnte er die Existenz auf morgen nicht voraussagen. So kam es, daß die kleineren Festungen an der Donau nach und nach gänzlich verschwanden, die römische Kriegsmacht an jener Linie aber ihre frühere Bedeutung verlor, und in die Hände der Teutschen übergieng. Die Allmannen, wie wir oft sahen, haben sich wenig um den Besitz eines Landes interessirt, wo es für sie Nichts mehr zu rauben und zu plündern gab. Sobald sie daher Nichts mehr für ihren nächsten Zweck finden, ziehen sie sich nach einem Lande, wo für ihre Bedürfniße Nahrung wächst, — nach Gallien. Hinter ihnen drückten die Thüringer hervor, welche im innern Teutschland ihre Wohnsitze hatten, und als ihre vorderen Gränznachbarn ihnen gewichen waren; so probirten sie dasselbe, was das Beispiel der Allmannen ihnen früher gezeigt hatte. Sie raubten und plünderten. Was sich nun von einem Lande denken läßt, wo jedes Saamenkorn nur unter dem zerstörenden Einfluße benachbarter Räuber gedeihen kann, ist wohl leicht zu beantworten. Der Römer hat unsere Länder mit emsiger Hand zu bebauen und zu kultiviren gesucht; aber im Laufe der Jahrhunderte durch beständige Einfälle der Teutschen ist das halb kultivirte Land seiner Segnungen wieder beraubt,

und die fruchtentblößten Thäler die Beute herumschwärmender Horden geworden, eine Wüste, eine Leere, die es schon nach der Auswanderung der Bojer gewesen ist. Anders war es in Norikum und Pannonien. Dort drückten die slavischen Stämme nicht so stark heraus, wie im Norden von Teutschland und seiner Mitte gegen die Donau, den Main und Rhein hin. In jenen Ländern wurde der Ackerbau mit emsigem Eifer getrieben, und sogar in die noch stehenden festen Pläze an der Donau mit Getreide gehandelt. Die Rugier, Turzilinger und Schiren mögen wohl anfangs Verwüstung in jene Gegenden gebracht haben; aber später finden wir sie als ruhige Bewohner eines Landes, die das eroberte Eigenthum mit Umsicht zu behalten sich bemühen. Da nahte der endliche Sturz der römischen Herrschaft, und ein Rugier ward König von Italien.

Im Herzen des römischen Reiches, in Rom, waren binnen einer Zeit von zwanzig Jahren neun Regenten sich auf dem von den Teutschen untergrabenen Thron der Cäsaren gefolgt. Herrschsucht der Provinzenverwalter und Anmaßung der Prätorianer oder Leiblegionen hatten alle Einheit zerrissen. Man wußte zulezt nicht mehr, wer herrschte und wem man gehorchen sollte. Bürgerkriege folgten sich ununterbrochen. Zulezt war die Krone die größte Last. Eugippius im Leben des heiligen Severinus, die aus den damaligen Zeiten für unser Vaterland einzig merkwürdige Urkunde, schildert den traurigen Zustand des Römerreiches auf eine rührende Art, vorzüglich und zunächst die unglückliche Lage der Donauprovinzen. Um diese konnte das matte, nun absterbende Rom sich wenig bekümmern. Jeder Ort mußte gegen die einbrechenden Barbaren von selbst sich vertheidigen. Wer's konnte, für den war's gut. Bei einer solchen Zerrüttung blieb einmal der römische Thron ein ganzes Jahr hindurch unbesezt. Endlich im Jahre 475 stieß der Feldherr Orestes den Julius Nepos von der Regirung, und sezte dessen Sohn, Romulus Momyllus auf den Cäsarischen Stuhl. Dieser war der lezte Monarch im Occident, ein Jahr lang; denn im nächsten Jahre — 476 — hörte die Herrschaft der Römer auf, und es begann die Regirung der Teutschen.

Früher schon waren die Vandalen unter ihrem König und Anführer Genserich in Italien eingefallen, hatten es durchgeraubt und sich sodann wieder zurückgezogen; jetzt aber kam der Rugierfürst Odoacher, von dem Eugippius erzählt, daß er als ein hoher Jüngling mit schlechtem Kleide bei'm heil. Severinus in Vindobona, welche Stadt auch Fabiana hieß, eingekehrt sei, um als Christ sich den bischöflichen Segen zu holen, und daß der ehrwürdige Mann ihm eröffnet habe: „gehe nach Italien, du wirst, wenn du auch jetzt schlecht gekleidet bist, dort mit prächtigen Kleidern geschmückt werden"; dieser Odoacher, als Fürst eines Theils der Rugier in Pannonien, zog mit seinen Schaaren gegen den Orestes, besiegte ihn, stürzte den jungen Romulus, dem man den Spottnamen „Augustulus" gegeben hatte, und ließ sich selbst zum König von Italien ausrufen. Als die südlichöstlichen Provinzen von Teutschland ihn nicht anerkennen wollten; zog er gegen ihre Bewohner zu Feld, besiegte den norischen Rugierkönig Java, und führte die meisten Rugier mit sich nach Italien. Aber da erschienen die Ostgothen unter ihrem König Theodorich 489. Ravenna, der Zufluchtsort des Odoacher, wurde zwei Jahre belagert, genommen und der gefangene König wider gegebenes Wort umgebracht 493. Mit schlauer Umsicht ließ Theodorich Alles bei'm Alten. Jene Provinzen, die sich nicht freiwillig unterwerfen wollten, unterwarf er sich mit Gewalt der Waffen. So erhielt er alle Provinzen zuletzt unter seinen Scepter. Die Römer behandelte er, wie sie Augustus behandelt hatte. Er gab ihnen Brod und Spiele, den Staatsbeamten reichte er Geld, die Rechte ließ er, eben so die Religion und die Gerichte. Unter seine Veteranen vertheilte er die Länder auf gleiche Art, wie die früheren Kaiser es gethan hatten, und die dienstfähigen Gothen bildeten zunächst die Kommandanten seiner aus verschiedenen Völkerschaften gemischten Armee. Die beiden Rhäzien und Norikum, wie wir oben schon hörten, hatten in ihrem Flachlande, ja selbst zum Theil bis in die steierischen und Kärntneralpen, sich unabhängig gemacht. Blos die Alpen zwischen Inn und Rhein wurden von den Ostgothen als die alten römischen Provinzen der beiden

Rhäzien angesehen und behandelt. Ihre Vorsteher hießen Duzes, Herzoge. Ihnen gab Theodorich mit wahrhaft christlichem Sinne Befehle an ihre Untergebenen. Zosimus gibt ihm das Zeugniß eines überall geliebten und von seinen Feinden gefürchteten Alleinherrschers. Allein man muß bedenken, daß damals nur Italien und die Alpenländer in seiner Bothmäßigkeit standen, ja sogar Unteritalien noch dem oströmischen Kaiser gehörte. — Die in Norikum und Rhäzien eingewanderten teutschen Völker waren und blieben von nun an von den Römern unabhängig. — Es entsteht in der Geschichte aus dem alten Lande der Bojer ein neues, Bajobarien, Bajarien, Bajarn, Bajern.

§. 48.

Italien unter Gothen, Griechen und Longobarden.

Die Ostgothen waren demnach als Sieger unter ihrem König Theodorich Herren von Italien geworden, und hatten ihre Herrschaft auf eine kluge und höchst bescheidene Art geübt. Während aber dieselben sich einen Vorrang unter den nach Süd gebrochenen Völkerschaften errungen haben; entstand derselbe Kampf unter den Völkern am Niederrhein und in Gallien. Franken und Allmannen waren früher innige Freunde, wenn es eine Schlacht gegen die Römer galt. Jetzt, als Rom teutschem Scepter gehorchte, begann auch der Kampf der beiden Rivalen unter sich. Die Franken erhalten den Sieg und damit die Oberherrschaft. Ihr erster geschichtlicher König heißt Klodwig — Ludwig. — Sie saßen im nördlichen Gallien und in den Niederlanden; ihre Herrschaft dehnte sich aber auch über die Allmannen gegen den oberen Rhein, Neckar, Main und obere Donau bis zu ihrer Quelle hin aus. Ihnen zur Linken saßen die Thüringer, weiter gegen Nordost wohnten die Heruler, und in dem von den Rugiern früher verlassenen Norikum die Longobarden. Unser Vaterland war noch kein fester Wohnplaz geworden. Mit besonderem Uebergewichte herrschten die Ostgothen über ihr Italien und die Alpenländer. Die Franken, welche in einer

Schlacht 507 den Westgothen König Alarich II. erschlagen hatten, wurden vom Theodorich unter seinem General Iba wieder geschlagen, und so der unabhängige Szepter der Ostgothen in Italien gerettet. Der große König starb 509. Während jener Zeit hatte sich die Nazionalität der Allmannen verloren, und unter dem gemeinschaftlichen Namen der Franken waren zwischen ihnen und den Thüringern blutige Kriege ausgebrochen. Aber auch in Italien begann der Kampf auf's Neue. Nach dem Tode des großen Theodorich hatte sich nämlich seine Tochter Amalaswinda der Regirung bemächtigt. — Dieselbe hatte einen unmündigen Sohn, den Athalarich, der jedoch ausschweifend lebte, und bald an den Folgen der Leidenschaft starb. Diesen Umstand hatten die treulosen Nachbarn der Ostgothen, die Franken benüzt, nachdem sie sich vorher schon des Thüringer Reiches bemächtiget hatten, und öftere Einfälle in Italien gemacht. Da nahm die ihres Sohnes beraubte Mutter Amalaswinda ihren Neffen Theodat an die Stelle des Sohnes zur Regirung. Undankbar ließ derselbe seine Wohlthäterin, wahrscheinlich aus Eifersucht über ihre Mitherrschaft, indem er sich mit ihren listigen Feinden, den Franken verband, ermorden. Damals hatte seit 527 dem 1. April Justinianus den oströmischen Thron nach seinem Oheim von mütterlicher Seite, Justinus, bestiegen. Früher standen beide Monarchen, der west- und oströmische, so lange der erste ein friedlicher Ostgothe war, beständig auf freundschaftlichem Fuße. Jetzt war's aber für den eroberungssüchtigen Kaiser der Griechen, Justinianus, eine erwünschte Gelegenheit, nach dem Morde seiner verbündeten Amalaswinda, unter dem Titel, sie zu rächen, sich vielmehr des abendländischen Reiches wieder zu bemächtigen. Seine beiden Feldherrn, Mundus und Belisar, mußten deshalb gegen den Usurpator und Mörder Theodat mit zwei großen Armeen nach Italien übersetzen. Die Politik hatte dem schlauen Belisar auch den Gedanken eingegeben, die Franken mit orientalischem Gelde zu bestechen, damit von ihrer Seite Nichts zu fürchten übrig blieb. Es geschah, und die Franken erklärten sich wider die Ostgothen. Aber es blieb bei der Erklärung; denn Theodat's Bestechungs-

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

Summen waren grösser, als die der Orientalen gewesen. Der Einfall der Franken unterblieb. Schon hatten die Griechen unter Belisar die zum weström. Reiche gehörenden Inseln im mittelländischen Meere weggenommen, und waren in Italien ziemlich weit vorgerückt, als die Ostgothen den verbrecherischen Theodat vom Throne stießen, und ihren tapfersten General Vitiges darauf setzten. Dieser schloß mit den Franken ein engeres Bündniß, und da er von ihrer Seite gesichert war, rückte er dem Belisar, der schon Rom eingenommen hatte, mit vereinter Macht von 150,000 Mann entgegen. Allein Belisar vertheidigte die Stadt auf's Eifrigste. Ueber ein ganzes Jahr lang wurde sie von den Ostgothen belagert, und als Narses aus dem Orient neue Truppen brachte, war die Armee des Vitiges schon beinahe durch Krankheiten aller Art und Hunger aufgerieben, und daher ihr Führer gezwungen, die Defensive zu ergreifen, und sich bis Ravenna zurück zu ziehen. Eine Pest hatte in seinem Lager geherrscht. Diese Gelegenheit wollte der Frankenkönig, Theodebert, benüzen, und daher brach er mit einer Armee von etwa 100,000 Mann über die Alpen in Italien ein. Allein eine auch in seinem Heere ausgebrochene Krankheit nöthigte ihn, sich mit dem wenigen Reste, ohne eine Schlacht geliefert oder nur im Geringsten den Zweck der Eroberung erreicht zu haben, in seine Länder wieder zurück zu ziehen. Während diesem rückte Belisar in Italien immer weiter vor, und unterwarf sich alle Länder jenseits des Po. In Ravenna hatte er den Ostgothen-König gefangen, und nach Konstantinopel geschickt. Nach Vitiges erwählten aber die zurückgedrängten Gothen sich einen neuen König, den Totila 541, einen den damaligen höchst traurigen Verhältnissen gewachsenen Mann. Die Griechen hatten nämlich mit der Eroberung von Italien jenseits des Po ihren Krieg geschlossen, und nur schwache Besazungen in dem wieder eroberten Lande zurückgelassen. Diesen Umstand benüzten die Gothen, und machten mit 5000 Mann einen Einfall in ihr früher beherrschtes Land. Die meisten wichtigen Städte überrumpelten sie, und binnen Jahresfrist gehorchte ihnen Italien wieder 542. Selbst an der griechischen Küste sind sie gelandet, und haben

dem großartigen Szepter des Justinian Schrecken gemacht. Der Kaiser mußte daher ihren König Totila anerkennen 547, und zwar aus einem weiteren Grunde, weil die Longobarden, Bundesgenossen der Ostgothen, ihm mit einem Einfalle in Thrazien gedroht hatten. Dieselben ließen sich in Norikum und Pannonien bis tief in's Oberitalien nach und nach nieder. Allein die Franken, stets in der Absicht, Herren von Italien zu werden, und wenigstens vorerst die oberen Provinzen an der Donau, Rhäzien und Norikum zu erobern, um von dort her ihrer Beute jenseits der Alpen gewiß zu sein, hatten auch wieder auf zwei Seiten jener Berge vorzudringen gesucht. Auf unserer Seite müssen sie blutig heimgeschickt worden sein; denn die Longobarden sind von nun an ihre Hauptfeinde. In Italien aber siegte vorerst Narses über die Ostgothen, und nach ihrer gänzlichen Niederlage auch auf gleich blutige Art über die Franken. Was das Schwert nicht tödete, mordete Hunger und Pest. Seitdem ist bis 568 Friede in diesen Ländern, wenigstens unter den größeren Nazionen. Der orientalische Kaiser besaß Italien, die Franken das nördliche Gallien und Teutschland, die Bajobarn, von denen der folgende Paragraph handelt, die ehemaligen Rhäzien und Alpenländer, die Longobarden das Ufernorikum, insofern es an Pannonien gränzte, und ganz Pannonien. Erst 568 zogen die Longobarden ihre Kriegsmacht gänzlich gegen Italien hin, und eroberten es; waren daher auch die beständigen Feinde der Franken. Zwischen beiden damals das Uebergewicht leitenden Nazionen lag das wiederbebaute Land unserer Urväter, und diente beiden Nachbarn zum Anhaltspunkt ihrer Kriege oder Freundschaft. Den Longobarden erleichterte später selbst Narses, der vom orientalischen Hof beleidigte Feldherr der Griechen, den Einzug und die Eroberung des schönen südlichen Landes. Er hatte die meisten Truppen unter dem Vorwande, sie seien nicht mehr nöthig, da alles in tiefem Frieden liege, aus Italien nach dem Morgenlande zurück gesendet, und als der Longobardenkönig Alwein mit seinem aus vielen teutschen Volksstämmen bestehenden Heere über das Königsgebirg nach Italien zog, wurden die Städte des oberen Landes leicht

erobert. Pavia ward zur Residenz des italischen Longobardenkönigs erhoben. Der orientalische Kaiser erhielt sich nur noch Unteritalien mit der Hauptstadt Rom. Alwein wurde durch seine Gemalin Rosamunda ermordet. Dieselbe übte so strenge Rache an ihrem königlichen Gemal deswegen, weil er auch früher ihren Vater, den König der Gepiden, nachdem er dieses Volk gänzlich überwunden, erschlagen hatte. Klepho, ein Großer aus longobardischem Adel, bestieg nach Alwein den neuen Thron. Aber auch dieser fiel als Opfer der Eifersucht seiner Großen, und nach seinem Tode zerfiel Italien in dreißig Herzogthümer, die jedoch wegen der jetzt ausbrechenden Kriege mit den Franken bald bei beschränkter Souveränetät den Autharis 584 zu ihren alleinigen König wählten, sich mit den Bajobarn verbanden, und dadurch unversöhnliche Feinde der Franken wurden.

§. 49.

Bajobarn.

Seit Jahrhunderten hat man diesen Namen in der Geschichte nicht mehr gehört; plözlich schreibt Jornandes, ein Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, „das Land der Sueven gränzt gegen Ost an die Bajobarn, gegen West an die Franken, gegen Süd an die Burgunder, gegen Nord an die Thüringer.“ Dieses hat er bei Gelegenheit eines Einfalls der Sueven (Schwaben) über die Donau in's Land der Franken gesagt. Einen andern gleichzeitigen Geschichtschreiber, der Mehr und Näheres uns von den Bajobarn erzählen könnte, haben wir nicht. Und doch haben es seit Aventin, also seit dreihundert Jahren die meisten Geschichtschreiber gewagt, auf den Grund jener wenigen Zeilen hin die Behauptung geltend zu machen: die jornandischen Bajobarn seien nichts weiter, als die Enkel der alten Bojer. Kein Geschichtschreiber, kein Geograph, kurz keine Zeile in der Welt können sie finden, die während der von 14 v. Ch. bis 476 nach Christus von den Bojern, als den Bewohnern von Rhäzien und Norikum, ihnen Meldung thut, und doch sagen sie, die bajobarische Nazion des sechsten Jahrhunderts ist

die Nachkommenschaft der Bojer. Aventin und Beke nach ihm haben die Bajern von der Arche Noe durch alle Jahrtausende bis auf ihre Zeit verfolgt. Auf gleiche Art ließe sich freilich auch leicht der Weg der Geschichte von den Bajobarn bis zu den Bojern finden, allein wenn die Geschichte nur etwas wenig mehr, als ein Roman sein soll; so muß sie jede Fabel vermeiden. Ausländer haben uns längst den Vorwurf gemacht, wir ließen uns durch unsere eigenen Geschichtschreiber etwas vorlügen, und der Vorwurf ist in der That nicht ungegründet. Man muß jedoch gestehen, die Absicht jener Geschichtschreiber, welche uns einen so weit hinauf reichenden Stammbaum vorhalten, ist und war eine patriotische. Allein, wenn unser Patriotismus sein Feuer erst aus den bojischen Wäldern holen muß, so hat er nicht viel inneres. Die Vaterlandsliebe der Bajern ist nicht auf den Grabhügeln der Bojer gewachsen; sie ist eine stets lebendige Flamme, die ihre Nahrung aus der Ehrfurcht des Volkes gegen seine Regenten, und dem Streben nach vernünftiger Freiheit, fortwährend größerer moralischer und politischer Vollkommenheit schöpft. Abgesehen jedoch von allen für jene Geschichtschreiber günstigen oder ungünstigen Gedanken, wollen wir auf eine höchst einleuchtende Art die von Jornandes oben genannten Bajobarn genauer untersuchen, und zwar Namen, Abstammung und Wohnplaz sammt allen dahin einschlägigen Verhältnißen.

Die ältesten Bewohner unseres Vaterlandes, und zwar nur der großen Fläche bis gegen Böhmen, Oestreich und Ungarn, hatten, wie wir schon gehört haben, einen Volksstamm unter sich, der dem Lande den Namen gab, und welcher Name bis auf den heutigen Tag demselben geblieben ist. Jener Volksstamm war der bojische, und seine Individuen wurden von allen römischen Schriftstellern Boji, Bojer genannt. Nach ihrer Vertreibung aus Böhmen — pulsis olim Bojis — wie Tazitus sagt, nennt der Geograph Strabo die große Fläche vom heutigen Bajern und Vorderösterreich die Bojerwüste, ein uneigentlicher Ausdruck für „das von den Bojern verlassene Land“ — deserta Bojorum. — Bojern ist also der Urname des Landes, welches wir bewohnen, und in diesem Namen sind

zwei Silben enthalten, die in der Aussprache durch den Konsonanten j übergangsweise verbunden werden. Bajern mit einem j zu schreiben, ist daher weit richtiger, als mit y oder i; denn weder Bayern oder Baiern harmonirt mit dem Urworte Bojer. Uebrigens widerspricht schon die gewöhnliche Aussprache der Schreibart Bayern oder Baiern. Beide letzteren Worte bestehen aus zwei Silben Bay-ern oder Bai-ern, die wir doch immer so aussprechen, als wäre i oder y ein Jot. Geschichtlich aber ist jene Schreibart durchaus nicht zu rechtfertigen; denn weder ein i, noch ein durchaus nicht einmal teutscher Buchstabe y (ν) findet sich selbst in von vielen Abschreibern verdorbenen Urkunden. Die gewöhnlichsten Variazionen des Namens sind: Bajobati, Babarii, Bojarii, Bacoarii, Bagoarii, Bajojarii, Bajorarii, Bajorenses, Bajorii, Bajovvarii, Bavari, Bavarii, Bauvvarii, Bavi, Baugoarii, Bauvarii, Bejuvverii, Bevvarii, Boarii, Wajoarii etc. Alle diese Schreibarten weisen uns selten auf eine verstümmelte Grundsilbe, die immer ein j hat, hin. Jornandes hat die neue Nazion Bajobari genannt, und wenn wir heut zu Tage Bayern, Baiern oder Bajern schreiben, so wird jeder unbefangene Geschichtsforscher mir beistimmen, wenn ich Bajern schreibe, denn durch diese Schreibart habe ich sowohl der Aussprache, als auch der Etymologie von Bojer gänzlich genügt, da der Name zuletzt doch nicht von den barbarischen Schreibarten des Mittelalters, sondern aus dem Urnamen des Landes „Bojern“ entstanden ist. Was aber die Bedeutung des Wortes Bajobari betrifft, so möchte ich allerdings denjenigen beistimmen, die die Behauptung geltend zu machen suchen, als begreife das letztere Wort den Namen des Landes und seiner Bebauer in sich. Jeden Falls liegen zwei Begriffe in demselben; denn der Ausgang „bari“ ist keine Nichts bedeutende Endsilbe. Die Lateiner haben dergleichen Endsilben gar nicht, und würde er eine Endsilbe blos bezeichnen, so hätten die Jornandischen Manuscripte, deren Verfasser wenigstens ziemlich gut lateinisch schrieb, gewiß eine lateinische Endformazion. Wenn aber jene Silbe keine Endsilbe, also das i nur ein Beugungsbuchstabe ist, so heißt das einfache Wort in unserer Sprache Bajobar

oder Bojobar. Bojo ist ein gallisches, oder, wie die Griechen sagten, keltisches, und bar ein teutsches Wort. Bar aber heißt so viel, als Bavr, Baur, Bauer, Bebauer; demnach bezeichnet das ganze Wort Bojobar einen Mann, der ein Bebauer, ein Kultivirer, ein Besitzer von Bojen, oder des von den Bojern früher verlassenen Landes ist. Diese Erklärung harmonirt auch vollkommen mit der Geschichte; denn auch sie spricht sich im Namen deutlich aus. Das Land ist bojisch, keltisch, gallisch; seine Bewohner aber sind teutsch. Schon daraus ließe sich schließen, wer die Bojobaru gewesen sein mußten; Leute, die meistens aus teutschen, diesseits der Donau angesiedelten Volksstämmen bestehend, das alte Rhäzien und einen Theil des römischen Norikums bebauten, die die Bojerwüste, welche selbst den Römern nicht viel Appetit einflößte, kultivirten. Uebrigens haben wir diesen Schluß durchaus nicht nöthig. So viel wir zu unserem schon früher ausgesprochenen Saz Beweise haben müssen, reicht uns die arme Geschichte, die aber auch nicht reicher ist, als alle jene gewagten Erklärungen, die man uns über unseren bojischen Ursprung vorverselt; jedoch eine arme Geschichte ist immer mehr werth, als eine reiche Fabel, wenn es sich um die Wahrheit handelt.

Die Geschichtschreiber der Römer, Livius, Cäsar, Strabo und Tazitus kennen allerdings Bojer. Livius erzählt uns ihre Wanderungen aus Gallien, ihre Kriege mit den Römern in Italien, und wie wir oben gehört haben, ihre gänzliche Besiegung, und daraus erfolgte Unterwerfung. Strabo sagt uns, daß die Bojer von den Kimbern und Geten aus Teutschland gejagt worden sind. Cäsar sagt, ein Theil der Bojer, 38,000 Maun, habe sich wieder in Gallien niedergelassen. Die Kriege der Tolistobojer in Asien sind ebenfalls bekannt. Strabo und Plinius sagen uns von der Bojerwüste, welche die Römer im weiten Flachlande diesseits der Alpen, begränzt von der Donau, bei ihrem Vordringen aus Italien gefunden haben. — Kein einziger Schriftsteller sagt uns, sie haben Bojer gefunden. Noch mehr! Die Römer herrschen gegen vierhundert Jahre in unserem Vaterlande, zählen alle Völker uns namentlich auf,

von denen sie wissen, daß sie die beiden Rhäzien, Norikum und überhaupt alle Alpen- und transalpinischen Länder bewohnen, (§. 43.) und von Bojern sagen sie gar Nichts. Severinus, der nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila, also in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, und das Christenthum in Wien, Passau, Lorch, Salzburg und in vielen anderen Städten des uns benachbarten Oesterreich, früher Norikums, lehrte, hatte einen Schüler, Eugippius, der das Leben und die Thaten seines heiligen Meisters beschrieb, und zwar zu einer Zeit und in einem Lande, wo er bei der Aufzählung vieler anderen wichtigen Umstände doch auch hätte Gelegenheit haben können, von den benachbarten Bojern zu sprechen; allein er sagt uns auch nicht eine Silbe von ihnen. Plözlich nennt uns Jornandes die Bajobarn im sechsten Jahrhundert als Nachbarn der Sueven. Und jetzt lärmt die patriotische Geschichte hinaus in die Welt, die Bajobarn seien die alten Bojer, ohne Quellen aber, und ohne auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit. Ich setze den Fall, sie wären es wirklich; so muß ich nur einer natürlichen Kombinazion gemäß schon fragen: wo wohnten denn diese bojischen Enkel, als die Römer ein unbewohntes Land, die Bojerwüste fanden; und wenn sie überhaupt im römischen Gebiete gewohnt haben: warum nennen uns denn die Römer dieselben nicht, da sie doch kein auch noch so kleines Völkchen aufzuführen vergessen, wenn sie der Nachwelt ihre Eroberungen vormahlen? Die Römer haben also von den bojischen Enkeln absichtlich Nichts gesagt, oder sie haben Nichts sagen können, weil sie Nichts wußten. Das Erstere ist eine Hypothese, deren Unhaltbarkeit schon der gewöhnlichste Menschenverstand begreift; das Andere ist höchst wahrscheinlich, wenn wir nur einigermassen den stolzen Geist römischer Geschichtschreiber kennen. Ja, es muß wahr sein, weil die Annahme desselben vernünftig ist. Jedoch könnte man einwenden, die Bojer seien in einem andern Erdstriche herum gewandert, und endlich wieder in's Urland zurückgekehrt, um ihre Eigenthumsrechte auf dieses Land geltend zu machen. Man sollte kaum glauben, daß es möglich wäre, eine solche Einwendung vorzu-

bringen; und doch hat es Schriftsteller gegeben, die diese Behauptung geltend zu machen suchten. Wenn ein Geschichtschreiber die Quellen bei Seite wirft, so kann er auch leicht etwas behaupten. Auf diesen Grund hin hat man denn die Bojer aus Italien wieder herausziehen lassen. Da bleibt aber immer die obige Frage übrig: warum sagen die Quellen uns Nichts von diesem Zug; und wenn alle von den Römern besiegten Völker hätten auswandern wollen; wie viele Wanderungen hätte das geben müssen? Zudem haben alle wandernden Haufen sich eine bessere Heimat gesucht; nur die Bojer in Italien sollten so viel Entsagung gehabt haben, ihr fruchtreiches Land mit kieselvollen Steppen zu vertauschen?!

Ich habe oben §. 34 schon gesagt, daß einzelne Reste der von den Geten vertriebenen Bojer sich mit den Alpenbewohnern vermengt haben mögen; aber ihre Nazionalität sei von jener Zeit an verloren, und wenn ich das behauptete, so hatte ich den einfachen Grund für mich, weil ich in den Quellen bis zu Jornandes keine Zeile mehr von ihnen finde. Ich möchte sogar noch mehr behaupten. — Wir besitzen kein Wort, welches uns sagt, die Bojer hätten je einmal dort gewohnt, wo Strabo die Römer eine Bojerwüste finden läßt. Eine Wüste haben die Römer gefunden. Wer hat denn das Land wüst gemacht? Die Bojer vielleicht, wenn sie dasselbe bewohnt haben? Oder haben sie, von den Geten aus ihren transdanubianischen Besitzungen vertrieben, ein Gleiches mit den Bewohnern unseres Vaterlandes geübt, sie auch vertrieben und ihr Land verheert, zur Wüste gemacht, um sich gewissermaßen selbst zu zwingen, eine bessere Heimat mit den Helveziern in Gallien zu suchen? Und in der That, die Geten haben die Bojer jenseits der Donau zuerst gefunden, nicht diesseits. Bojenheim, Böheim, Böhmen ist die wahre und erste Heimat der Bojer in Teutschland gewesen. Jedoch ich will die Beantwortung jener Fragen Anderen überlassen. Nur ersuche ich, mir aus zwei Grabsteinen nicht beweisen zu wollen, daß die Bajobarn die Enkel der Bojer sind. Die Römer wissen von ihren Kriegen mit den Teutschen, die sie von Rhäzien, Vinde-

lizien, Norikum und Pannonien aus geführt haben, sie wissen von ihren Straßen, ihren Schlößern und Fortifikazionslinien, von den in obigen Ländern unter ihrem Szepter gestandenen Völkern gar Manches zu erzählen; und wenn die Bojer dort gewohnt, oder ihren Namen nur einigermaßen wenigstens gerettet haben; so werden sie auch von diesem Volke sprechen. Sie thun es nicht, also wissen Sie Nichts.

Wenn man ferner die zerstörenden Einflüße der römischen Regentenwechsel, die Schwäche der römischen Regirung, die durch Jahrhunderte mit wenigen Unterbrechungen fortgesetzten Einfälle der benachbarten Teutschen, der Allmannen, Markmannen, Quaden und vieler andern Volksstämme; wenn man die verheerenden Züge der Hunnen, Gothen, Avaren, Alanen, Rugier, Hermunduren und Longobarden, der Thüringer und Franken bedenkt; wenn man von diesen verwüstenden Zügen, vertilgenden Schlachten, unausgesetzten Räubereien einen Blick hinüber auf unser Vaterland und seine damaligen Bewohner wirft; wenn man sieht, wie namentlich im fünften und am Anfang des sechsten Jahrhunderts die Teutschen immer vorwärts drücken, die Bewohner der diesseitigen Donauländer immer mehr gegen und in die Alpen hindrängen; wenn man ferner bedenkt, daß das römische Rhäzien und Norikum den Römern unterthan, zu ihren ohne Unterlaß beschäftigten Heeren ihre kampffähige Bevölkerung liefern, sich diese aber allmählig gegen und nach Italien hin ziehen; und die hereinbrechenden teutschen Volksmassen ihre nach und nach halb entvölkerten Gegenden besetzen, und als ihr Vaterland ansehen mußten; so wird die Behauptung, als seien die Bajobarn der Bojer Enkel, noch gewagter und unhaltbarer. Zudem findet Eugippius in Norikum allenthalben Rugier, nur in den festen Plätzen noch norische Römer; Jornandes aber Sueven, Franken, Burgunder und Thüringer; und alle diese Völker sind teutschen Stammes; nur die Bajobarn sollen unter allen ihren Nachbarn den Teutschen widerstanden, ihr bojisches Vaterland gerettet haben, und somit wirklich der Bojer Enkel sein?! Ein solcher Widerstand hätte verdient, durch den Griffel der Geschichte verewigt zu

werden. Wenn die alten Bojer sich wirklich so tapfer vertheidigten, warum liegen denn schon im sechsten Jahrhundert ihre Donau- und Landesfestungen in Trümmern? Haben sie sich vielleicht auf freiem Felde so tapfer gehalten? Es ist doch Schade, daß die dankbaren Römer uns ihre Schlachten nicht erzählen.—

Tazitus, der erste und glaubwürdigste Geschichtschreiber der Römer, sagt von Böhmen: „Das Land trägt den Namen Bojen, und weist obgleich bei veränderten Bewohnern — quamvis mutatis cultoribus — noch das verjährte Andenken an der Bojer früheres Vaterland.“ So spricht Tazitus von einem Lande, in welchem die Bojer nicht mehr wohnten; und später sollte kein Geschichtschreiber Rom's von jenem Lande sprechen, wo sie doch, nach Aussage der meisten bajerischen Geschichtschreiber, gewohnt haben?! Ist denn eine Geschichte Hypothese, oder dürfen an ihrer Spitze, insofern es sich um erwiesene Wahrheiten handelt, überhaupt Säze stehen, die nicht allein nicht geschichtlich, sondern durchaus der Geschichte, den klarsten Quellen widersprechend sind?

Sobald wir wissen, daß teutsche Völker in unser Vaterland eingewandert sind, und wie die Eingewanderten geheißen haben, wohin sie gränzten; so wissen wir auch, daß jene teutschen Einwanderer, wahrscheinlich mit den wenigen Einwohnern, den übrigen Römern, wenigen Alpen-Bojern und sonstigen Urvölkern dieses Landes vermischt, unsere Stammväter gewesen sind. Aber dabei müssen wir wohl bedenken, daß die Annahme der Existenz selbst höchst weniger Bojer in unserem Vaterlande immer noch eine Hypothese bleibt, deren Wahrheit wir wohl wünschen, aber nie erweisen können.

Wir haben schon oben gehört, daß in Norikum nach der Lebensbeschreibung des heil. Severinus Rugier wohnten. Die Ostgothen wohnten in Pannonien. Nun machten die Allmannen öfters von den Steirer und Kärntner-Alpen Einfälle in der Ostgothen Land. Wo sind diese Allmannen hergekommen? — Doch etwa nicht aus dem nördlichen, transdanubianischen Teutschland? Sie saßen am obern Rhein, und verbreiteten sich zwischen der Donau und dem Rhein gegen den

Main hin. Dort haben wir sie oft im Kampfe mit den Römern getroffen, und in Folge mannigfaltiger Einfälle und Siege sind sie in dem eroberten Lande sitzen geblieben. Sie mußten also bei ihrem Plünderungszuge gegen Pannonien durch das ehemalige Rhäzien, unser heutiges Vaterland, vielleicht auf der Salzburgischen Straße in's Norikum und von da in's Pannonien einfallen. Auch die Sueven plünderten einmal unter ihrem Fürsten Chunimund bis tief nach Ungarn, ja sogar Dalmazien. Chunimund wurde gefangen; aber von dem Gothenfürsten Theodemir wieder frei gelassen. Statt dankbar gegen solch großmüthige Behandlung zu sein, brach er vielmehr mit einem neuen Heere gegen die Gothen auf. Schiren und Rugier, Donauvölker unterstüzten ihn; allein sie wurden alle geschlagen. Um den Sueven jede Lust zu nehmen, neuerdings Einfälle gegen Pannonien zu machen, setzten die Pannonier oder Ostgothen im Winter über die gefrorne Donau und griffen die Sueven im Rücken an. Da nun die Sueven an die Allmannen gränzten, diese aber, wie schon oben gesagt wurde, zwischen der Donau und dem Rheine saßen; so muß jener Angriff von der Gegend der Teufelsmauer aus wider die Sueven geschehen sein, und bei dieser Gelegenheit sagt Jornandes: die Bajobarn seien die östlichen Nachbarn der Sueven. Damals war es, als der heilige Severinus jene Länder bereiste und den Völkern das Christenthum predigte.. In seiner Lebensbeschreibung ist nun durchaus von Rugiern die Rede, und selbst Jornandes sagt uns von den Rugiern und Schiren, daß sie an die Sueven und Allmannen gränzten, und nennt sie Bajobarn, Bebauer des Bojerlandes. Rugier und Schiren, Turzilinger und Heruler waren demnach die teutschen Einwanderer, die Bebauer des Bojerlandes, welches durch unzählige Einfälle so oft verwüstet und ausgeplündert worden war. In jener Zeit den Saz aufzustellen, es seien die Ureinwohner im Lande sitzen geblieben, wenn man zudem schon das Land leer gefunden hat, als die zweiten Besitzer, die Römer kamen, ist gewiß auffallend unrichtig. Die Teutschen haben die Römer besiegt, und sind Herren ihrer Länder geworden. In unserem Lande wurden

ste es ebenfalls, wie in den andern, und wären die Römer Herren geblieben, so müßte man den ganzen Gang der Völkerwanderung außerhalb unserer Gränzen setzen, die damals nördlich die Donau, östlich Pannonien, westlich der Lech und südlich die Breonen in den Mittelalpen gewesen sind. Die südliche Gränze beweist ein Brief des Ostgothenkönigs Theodorich an den Landesfürsten der Bajobarn oder Heruler. Die anderen nennen uns Jornandes und Paulus Diakonus. Die einzelnen teutschen Stämme, die unser Vaterland inne hatten, trugen nun den gemeinschaftlichen Namen Bajobarn, und dadurch sind sie eine Nazion geworden, über die ein Fürst aus eigener Mitte geherrscht hat, und zwar anfangs ganz unabhängig von seinen Nachbarn. Die Unabhängigkeit beweist obengenannter Brief des Theodorich bei Kassiodorus, da in demselben einigermassen die Furcht der teutschen Italiener vor den neuen Rhäziern ausgesprochen ist.

Fassen wir das Vorausgegangene kürzlich zusammen; so ergibt sich folgendes Resultat: „Vor Christus haben die Bojer, ein gallischer Volksstamm unser Vaterland verlassen; in die wüsten Gegenden sind die Römer eingezogen, haben sie bebaut und bevölkert; die beständigen Einfälle der Teutschen ruinirten jedoch das Werk von Jahrhunderten wieder, und die Römer werden besiegt, größtentheils aufgerieben, und das seiner Bevölkerung und Kultur nach und nach beraubte Land nahmen Teutsche, die Heruler, Rugier, Turzilinger und Schiren in Besitz, vereinigen sich mit den noch übrigen Römern und — Bojern unter dem gemeinschaftlichen Namen der Bajobarn, und werden unsere Stammväter.“

Sobald wir den Namen der Bajobarn kennen lernen, hören wir bis zu Garibald, ihrem ersten geschichtlichen Herzoge, beinahe keinen historischen Laut von ihnen mehr. Zunächst beweist dieses Stillschweigen der Geschichte die innere Ruhe des Volkes. Diese war ihnen auch höchst nothwendig; denn sie mußten zunächst Friede von Außen haben, um ihre öden Ge-

genden wieder zu bebauen, um die verwüsteten Städte und Dörfer wieder nach und nach neu zu errichten und zu bevölkern. So lange wir Nichts von ihnen hören, können wir unbedingt ihre Unabhängigkeit von benachbarten größeren Nazionen muthmaßen. Die Verbreitung des neuen Volks, und die Erweiterung seiner Gränzen war zu jener Zeit auch durchaus nicht schwierig; denn ein zum zweiten Male verödetes Land, wie damals Bajern war, konnte seine Gränzen immer bis dahin ausdehnen, wo Niemand Einspruch gegen den Besitz und Anbau eines öden Landes machte. Die südwestlichen Nachbarn, die Allmannen, hörten endlich auch mit ihren Streifzügen in unser Vaterland auf, da sie Nichts zu rauben mehr vorfanden, und die immer mächtiger werdenden Franken ihre Herrschaft auch über ihre fruchtreichen Ländereien ausdehnten. Rhäzien war damals auf die tiefsten Tiroler-Alpen beschränkt. Zwischen Rhäzien und Bajobarenland hausten die Brenner oder Breonen, ebenfalls unabhängig von den teutschen Römern oder Gothen. Kassiodor, der Ministerpräsident des großen Theodorich, spricht freilich noch von den Bajobarn, als von r o h e n Völkern; allein das beweist nur, wie sehr sich die damaligen Römer vor jener kräftigen Nazion fürchteten. Während der schon oben erzählten Kriege und Unruhen in Italien nach dem Sturze des weströmischen Reiches, während der Kriege von Seite des oströmischen Kaisers Justinian gegen die Ostgothen kommt keine Silbe in der Geschichte von den Bajobarn vor. Erst als die Avaren in Pannonien vordringen, und die von den Ostgothen verlassenen Sitze als ihr Eigenthum ansprechen, setzt Paulus Diakonus die Gränze der Bajobarn an den Lech, die Donau, Pannonien und Italien, woraus hervorgeht, daß sie die Breonen in Tirol besiegt haben müssen. Allein in der Mitte des sechsten Jahrhunderts hören wir von den Longobarden als südöstlichen Nachbarn der Bajobarn, welche mit ihnen in sehr gutem Einverständnisse lebten. Damals hatten aber die Franken ihren politischen Einfluß durch die gänzliche Unterwerfung der Allmannen sehr erweitert, und da die Longobarden wie die Franken auch ihr Auge auf die Eroberung von Italien warfen;

so entstand zwischen den beiden letzteren Nazionen unversöhnliche Feindschaft. Die Franken waren eine Nazion, von der die damaligen, freilich ihnen gegnerischen, Geschichtschreiber durchaus nicht rühmlich sprechen. Treulosigkeit, Aufreizung anderer Völker für ihre erobernden Zwecke, Falschheit in jeder Beziehung, seien die Grundzüge ihres Charakters. Wir wollen die Hälfte von diesem annehmen; so ist schon diese hinreichend, um ein Volk zu verachten, welches keine Redlichkeit gegen Andere im Herzen trägt. Zwischen jenen beiden rivalisirenden Nazionen lag Bajobarien, Bajern. Wohl kannten seine Fürsten die Absichten der benachbarten Franken, und deswegen haben sich Longobarden und Bajobarn auf's Innigste verbunden, was später die Eifersucht zwischen Franken und Longobarden noch vermehrte, und unserem Vaterlande die Unabhängigkeit von dem allmählig zur Riesengröße erwachsenden Frankenreiche kostete. Als die Longobarden Italien erobert hatten, war freilich mit ihren Rivalen Ruhe. Da aber in dem neuen Reiche die Eifersucht der Großen das Ganze, die Konsolidirung und Einheit der Regirung zerriß, begannen die fränkischen Einfälle in unser Vaterland und Italien. Oft wird ein ewiger Friede geschloßen, von den Franken aber nie gehalten. Doch Italien haben sie in seiner ganzen Ausdehnung nie erobert, aber sie erwachsen mit schneller Reife, so daß sie in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die erste Nazion in Europa zu werden beginnen, und unter dem riesigen Karl es wirklich geworden sind. — Auch unser Vaterland hat ihr Szepter erst mittelbar, später unmittelbar beherrscht.

§. 50.

Rückblick auf die Zeit der Völkerwanderung.

Zerstörung auf allen Seiten. Wuth und Barbarei haben in der Welt die Frucht des Schönen oft in ihrer Geburt gemordet. Bajern, wenn ihr euch mit den Farben der Wahrheit das Bild eines untergehenden, mächtigen Reiches nicht lebendig genug mahlen könnet; wenn euch die Geschichte einer fortgesetzten Verheerung durch Jahrhunderte nicht deutlich genug vor dem

Blicke liegt; wenn euch die Erzählung der Völkerwanderungen nicht lebendig angesprochen hat; so nehmt die Karte zur Hand, werft einen Blick auf unser Vaterland, als noch römische Besazungen seine Gränzen gegen die andringenden Barbaren vertheidigten! Alles regte sich, und lebte. Das Land wurde durch die emsige Pflugschaar des Römers umwühlt; seinem Boden wurde leicht das reiche Saamenkorn entlockt, und die Saaten haben die Teutschen mit Füssen getreten. Sehet jene eingestürzten Städte, Lager, Kastelle und Mauern. Unter ihren Trümmern liegt der moralisch ermattete Römer; der Römer, dessen Riesengeiste einst, als er moralisch gesund war, die halbe Welt unterthan gewesen ist. Durchwühlet den Boden, auf dem einst Straßen sich fortschlängelten, wo die Bewohner ihre Kunst übten. Betrachtet die aufgefundenen Trümmer römischer Arbeit! Es ist nicht nöthig, nach Pompeji und Herkulanum zu wandern. Ihr habt den Verfall irdischer Größe in Eurer Nähe! Jahrtausende liegen hinter uns in tiefem Schlummer. Rufen wir sie nicht wieder zum Leben. Ihr blutiges Andenken soll in uns ganz andere Kräfte wecken. Es wäre schrecklich, wenn solche Zeiten wiederkämen; wenn Hunnen oder Alanen, Kimber oder Geten es wagten, ihre herandringenden Schaaren auch auf unsere glücklichen Saaten zu werfen. Oder sollte das nicht möglich sein? Noch oft sind, da die Bajern schon eine Nazion waren, Hunnen gekommen, haben unsere Felder verwüstet, unsere Kinder geraubt, unsere Töchter geschändet. Unmöglich ist Nichts. Wenn auch unsere Generazion solches nicht zu befürchten hat. Niemand bürgt uns für die Zukunft. Auch Jünglinge können in der Blühte ihrer Bildung sterben. Die Römer waren nicht Greise. Lasset die Söhne des Vaterlandes recht sehr aufmerksam werden auf die blutigen Zeiten der Völkerwanderung! Unsere Ahnen waren es, deren Barbarei in unsere Länder eingezogen ist. Wir verargen es ihnen nicht. Sie haben nicht mehr in den rauhen Wäldern des Nord wohnen wollen. Mit Recht. Der Mensch strebt nach Besserem. Er kennt keinen Stillstand. Vollkommener soll, vollkommener muß er werden. Blicken wir um uns herum! Alle

jene rauhen Teutschen: wer sind sie jetzt? Eine Nazion, deren Anlagen vortrefflich sind. Wo sind die düsteren Wälder, die schreckenden, von Menschenblut gefeuchteten Haine? Alle sind sie verschwunden. Der Boden ist kultivirt, der teutsche Sohn ist ein Mensch geworden. Kunst und Wissenschaft steht in einem Flore, wie nie. Möchte auch Einheit die moralische Kraft fördern, und uns dem Ziele einer immer größeren Vollkommenheit entgegen führen, damit die Zukunft keine Verheerung mehr über unsere Saaten werfe; damit unsere Enkel uns nie den Vorwurf machen dürfen, wir hätten sie wieder zu Kindern gebildet, statt zu Männern erzogen!

Agilolfinger.

Sechstes Kapitel.

Garibald I.

Ein edler Fürst war Bajerns Garibald.

Quellen für die Agilolfingische Periode.

Trithemii l. d. orig. gent. Princ. que Bavar. — Mederer's Beitr. z. Gesch. v. Baj. St. I. 8. 7. — Mon. boica V. VII. p. 373. sq. — Ludewig Germ. princ. l. IV. c. 1. — Marc. Welser L. III. c. 80. — Schilter Gloss. Teut. p. 17. — v. Pallhausen Garibald. — Du Buat Histoire ancienne des peuples. T. X. p. 412. — Adelzreiter Annal. boic. gent. p. 1. L. 7. p. 170. — Akad. Abhandl. B. X. — Jornandes de reb. get. p. 671. — Akad. Abhandl. B. I. II. VII. IV. — Greg. Turon. l. IV. c. 9. — Paul. Diac. de gest. Longob. l. I. c. 21. III. 10. 15. 21. 29. — Fredegard. Chron. c. 34. — v. Pallhaus. über die Römerstrassen. — Mannerts Urgeschichte c. XIII. — Buchner baj. Gesch. III. Abth. c. 1. — Muratori scr. rer. ital. T. I. p. 469. — Meichelbeck T. I. p. II. p. 88. — Rer. boic. L. III. — Falkenstein p. II. p. II. c. 1. s. 2. — Akad. Abhandl. von d. Kirchenvers. zu Aschheim. B. 1. — Lipowsky Gesch. d. B. Bd. I. §. 23. — Sigebert ap. Pist. scr. r. Germ. T. I. p. 244. — Hontheim hist. trev. L. I. c. 19. — Opera St. Gregor. T. II. p. 114. 227. 684. 718. 1270. — Mederers Beitr. St. II. §. 12. — Eumoin de gest. Franc. L. IV. c. 77. — Chron. Mellic. ap. H. Pez. Scr. aust. T. I. ad ann. 593. — Paul. Diac. L. IV. c. 7. 11. 12. 42. — Schatten hist. Westph. L. V. p. 216. — Aimoin L. III. c. 7. — Gregor. Tur. L. IV. c. 23. p. 163. — Lex Bajoar. Tit. II. c. 19. — Procop. hist.

Goth. II. c, 15. — Jornand. c. 46. 51. 54. — Hist. Miscell. L. XV. imp. Martiano. — Paul. Diac. I, 8. — Adelzreiter Annal. b. g. P. I. l. 6. p. 132. — Staatsgesch. d. Churhaus. Baj. p. 20. — Plac. Braun's G. d. Bischöfe v. Augsb. B. I. p. 4. 20. — Paul. Diacon. IV. 5. 30. 38. 41. — Du Buat. l. c. T. XII. p. 65. 68. 102. — Fredegar. Chronic. c. 58. p. 635. — Mabillon in Act. Ss. Ord. S. Bened. Sec. II. P. I. p. 316. 319. — Masson. hist. Germ. L. II. §. 22. 34. 37. — Fortunat. de vita S. Martini L. IV. v. 648. sq. — Paul. Diac. II. 14. — Cassiod. Varia I. 11. III. 50. — Regino l. I. ad ann. IX. Dagob. — Westenrieders Beiträge B. II. p. 16. — Resch Annal. Sabion. p. 521. Chron. Cremif. ad ann. 686. — Scholliner Diss. de Patria, Episcop. et Martyr. St. Emmerami. l. c. p. 28. — Aribo in V. S. E. c. 2. in Act. S. T. VI. p. 475-478. — Pag. Crit. hist. chron. ad ann. 625. — Herm. Contr. chron. a. 595. — De ortu et libert. monast. St. Emmerami Diss. d. a. 1755. — Ak. Abh. B. X. p. 146. — Meder. Beitr. St. V. p. 72. 99. — Oefele Scr. rer. boic. T. II. p. 636. — Resch Ann. Sabion. Sec. VIII. p. 558. n. 17. — Welser rer. boic. L. IV. p. 110. — Westenried. Beitr. B. II. S. 30. — Paul. Diac. l. VI. c. 21. — Die übrigen Quellen s. in Höcks Repertoriums Lehr- und Handbücher; dann in Lipowsky's Grundlinien z. b. G. p. 26—48. not. —

§. 51.

Garibalds I. Familie.

Garibald I. stammte aus dem Geschlechte der Agilolfinger, welches unserem Vaterlande angehörte; war in seiner Jugend in fränkischen Diensten als Kriegshauptmann, und wurde König von Bajern 554. Er regirte wahrscheinlich bis 595, also 41 Jahre, und residirte in Regensburg, wo er vielleicht auch begraben liegt. Gewisses über seine letzten Schicksale ist nicht bekannt. Einige behaupten, fränkischer Obereinfluß habe ihn vom Throne gestoßen. Seine Gemalin hieß Walderade, und war die Tochter des Longobardenkönigs Wako, seit 553 aber die Wittwe des verstorbenen Frankenkönigs Theodebald. Mit ihr erzeugte Garibald in einer höchst glücklichen Ehe folgende Kinder, und zwar Söhne: den Grimoald, dessen

Schicksale unbekannt sind. Wahrscheinlich starb er vor dem Tode seines Vaters. Der jüngere Sohn war Gundoald. Dieser begleitet als Brautführer seine jüngere Schwester zu ihrem Bräutigam, dem Longobarden König Autharis im Beginne des Maimonds 590 nach Italien; vermählt sich dort mit einer Dame aus edlem longobardischen Geschlechte, erzeugt mit ihr zwei Söhne, Gundobert und Aribert, wird durch seinen Schwager, König Agilulf, Herzog von Asti, kehrt nie mehr in sein Vaterland zurück, wird 611 von einem giftigen Pfeil verwundet und stirbt. Sein Sohn Aribert besteigt 661 den Longobardenthron. Töchter hatte König Garibald folgende: Euphrysia, die sich in Regensburg mit Ewin, Herzog von Trident vermählte. Näheres ist über sie Nichts bekannt. Die jüngere Tochter war Theodelinde. Mit dieser feierte Autharis, König der Longobarden, das hochzeitliche Beilager am 15. Mai 590 auf den Gefilden von Sardis bei Verona. Autharis starb bald darauf an Gift in Pavia. Hierauf vermählte sich die regirende Königin Wittwe im November des Jahres 591 mit dem Herzoge Agilulf von Turin, und ließ ihn zum König erheben im Mai 592. Die erste Ehe war unfruchtbar; in der zweiten aber gebar sie, 603, eine Tochter Gundeberga, und 604 einen Sohn, Adaloald. Theodelinde starb 627 am 22. Jänner, und wurde in der von ihr erbauten Johanniskirche zu Monza, sieben Meilen von Mailand, begraben.

§. 52.

Agilolfinger.

In den Gesetzen der Bajern, die unter dem fränkischen Könige Dagobert gegeben wurden, findet sich folgende Stelle. „Der über das Volk herrschende Herzog war immer aus dem Geschlechte der Agilolfinger, und er muß es sein, weil eben jenem Stamme die fränkischen Könige dieses Vorrecht zugelassen haben. Wer daher aus jenem Geschlechte dem Könige — der Franken — treu gewesen ist, und klug war, den hat er als

Herzog eingesetzt, um jenes Volk zu regiren.“ Aus dieser Gesetzesstelle lernen wir die fränkische Diktatur über Bajern schon frühzeitig, und den Vorzug des Agilolfingischen Geschlechtes über andere kennen. Außer den Agilolfingern gab es nach den bajerischen Gesetzen noch fünf bevorzugte Familien, oder adelige Geschlechter, die Huosi, Throzza, Sagana, Aennion und Hahilingua, welchen zum Beweis ihres Vorzuges ein gedoppeltes Wehrgeld zugetheilt worden war. Erblich war ferner die herzogliche Würde in dem agilolfingischen Geschlechte nur überhaupt. Gesetzlich folgte daher nicht der Sohn auf den Vater; aber irgend ein Verwandter, ein Agilolfinger mußte folgen. Woher die Agilolfinger ihren Namen haben, ward nie erwiesen. Wahrscheinlich von irgend einem Urstammvater Agilolf. Viele sagen, derselbe sei in fränkischen Diensten gestanden, was jedoch schon auf eine Abhängigkeit der Bajern von den Franken in frühester Zeit deuten würde. Wir glauben vielmehr, daß aus obengenannten Geschlechtern gar manche ausgezeichnete Kriegsmannen, sobald in ihrem eigenen Vaterlande Friede gewesen ist, sich zu den Heeren anderer Völker begaben, um dort sich Lorbeern zu erringen.

Daß daher die Kronrechte in den Händen der Agilolfinger von jeher gelegen seien, ohne durch fremden Einfluß gerade auf diese Familie gebracht worden zu sein, ist leicht anzunehmen; denn obige Gesetzesstelle nimmt dasselbe auch an; jedoch die Beschränkung, „welcher aus den Agilolfingern dem Frankenkönige treu diente,“ läßt auf späteren Einfluß insoferne schließen, als die Wahl der Person in den Händen der Frankenherrscher gelegen ist. So finden wir dann wirklich sehr oft nicht Sohn auf Vater folgen, sondern manchmal nur Verwandte; jedoch alle Agilolfinger. Man kann übrigens annehmen, daß fränkischer und longobardischer Einfluß in unserem Vaterlande schon vom Anfang seiner durch unsere eingewanderten teutschen Urväter ausgeübten Kultur wechselseitig vorherrschend gewesen sein müsse, weil die Lage und der Flächenraum, die Volkszahl und Kriegsmacht jener Länder schon auf die früheste, wenigstens bedingte Abhängigkeit der Bajern hinweist. Longobarden und Franken-

land war mächtiger, als Bajern; und wenn ein kleines Land zwischen zwei größeren liegt, die größeren aber natürliche Feinde sind; so ist leicht zu schließen, in welcher Lage das kleinere Land schwebe.

§. 53.

Bajerische Herrscher vor Garibald I.

Der heilige Fortunatus machte im Anfang des sechsten Jahrhunderts eine Reise aus Venezien nach Frankreich, und bei dieser Gelegenheit sagt er, daß die Bajobarn von den Breonern sich gegen den Lech hin ausbreiten. Mehr wußte er wahrscheinlich nicht; denn von der Mitte des fünften bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts hört man von den damaligen Geschichtschreibern fast gar Nichts über unser Vaterland. Da aber alle teutschen Völker, die nach Süd vorgedrungen sind, aus ihrer Mitte eigene Beherrscher hatten; so ist die Annahme sehr natürlich, daß auch Bajern solche gehabt haben mußte, und daß diese Herrscher bis zu Garibald durchaus unabhängig gewesen sind, indem wir von ihnen aus der Geschichte Nichts vernehmen. Es wäre lächerlich, nach Art des Aventin und seiner geduldigen Nachschreiber eine ganze Reihe von Königen namentlich aufzuführen, von denen wir gar Nichts wissen. Genug, wir können mit Gewißheit aus den damaligen Verhältnißen der Gothen, Franken, Griechen und Longobarden, nach Agathias, Prokop und Kassiodor mit Recht schließen, das von den Teutschen besetzte Bajern habe vor Garibald im Lande unabhängige Herrscher besessen, deren Unabhängigkeit aber dann enden mußte, als die Nachbarn unseres Vaterlandes mächtiger und daher auch einflußreicher wurden. Garibald I. ist demnach nicht sowol als erster König oder Herzog der Bajern anzusehen; sondern er ist nur der in der Geschichte des Landes bekannte erste Regent. Und selbst über ihn und seine Verhältniße wüßten wir wenig oder Nichts, wenn nicht seine Tochter Theodelinde, ihre Verlobung und Verehelichung, dann ihre Herrschaft in Italien ein vortreffliches historisches Gemälde bilden würde, und

wenn die gespannten Verhältniße zwischen Franken und Longobarden den damaligen Geschichtschreibern nicht Gelegenheit böten, auch auf die Bajern, oder, wie sie damals hießen, Bajobarn zu kommen.

§. 54.

Garibald; seine Familie und sein Volk.

Es war eine uralt heilige Sitte der Teutschen, fest an ihrem Könige zu halten, wie die stolze Eiche mit ihren Wurzeln sich in der Erde hält. Auch die teutschen Bajern hatten aus ihren nordischen Wäldern jene ehrwürdige Sitte in's neu eroberte Land gebracht; auch sie hiengen mit seelenvoller Kraft an ihrem Landesvater, Garibald. Gemüthlich wohnt der königliche Agilolfinger in dem nicht zerstörten Römerschloß zu Regensburg. Einfach ist sein Leben, einfach sein Volk. Keine verfeinerte Kultur hat noch aus der teutschen Bajernbrust den Sinn für Tugend und Moral verwischt. Wenn auch verschiedener Abstammung, wenn auch das Volk vom herausgerückten Pannonien bis zum Suevenlande, von der Donau bis tief in die Alpen sich ausbreitend, verschiedene Stammbenennungen hatte; alle hießen doch Bajobarn oder Bajern, und über alle Bajern regirte ein Fürst, der die Liebe Aller besaß. Kindlich nahten damals sich die Völker noch ihren Königen. Wie der ehrwürdige Vater in einer Familie, so lebte der Bajernfürst unter seinem jungen Volke. Der teutsche Ursohn unseres Vaterlandes war zwar noch ein rauher Körper; aber in diesem Körper wohnte ein reiches Gemüth; wohnte ein gefühlvolles, weiches und edles Herz. Biederkeit und Wahrheit, Edelsinn und Einfachheit, Wärme der Empfindung und Liebe zur natürlichen, unbefangenen, ungekünstelten Tugend; das waren die charakteristischen Merkmale unserer bajobarischen Ahnen. Ihre Bedürfnisse sind wenige; hinreichend die Mittel zu ihrer Befriedigung. Ihre Moral ist Ordnung, Ehrfurcht vor den Göttern oder vor Gott, Treue der Gattin, gewissenhafte Erziehung der Kinder, aufopfernde Liebe für Fürst und Vaterland. — Es ist wahr,

die Teutschen haben die herrliche Kultur der Römer in unserem Vaterlande gemordet; sie haben die prächtigsten Burgen, Städte und Schlößer zerstört; die künstlichsten Straßen verödet. Jedoch, was wollten sie anders thun? Ihre Kriegskunst war keine. Sie schlugen eben ohne Taktik dorthin, wo sie einen Widerstand gefunden haben; und Widerstand haben sie von Seite der kriegserfahrnen Römer überall getroffen. Es muß ein trauriger Anblick gewesen sein, Ruinen auf jedem Schritte zu betreten. Wie tief mußte ein Volk gestanden sein, welches für erhabene Kunst keinen Sinn hatte! Aber abgesehen von der Rohheit damaliger Zeit, finden wir doch Etwas unter unsern Ahnen, was uns ihre Gräber gewiß nur mit herzlicher Hochachtung betrachten läßt. Sie waren Natursöhne, das ist gewiß; aber ihre Mutter hatte ihnen statt aller künstlichen Kultur ein natürliches Gefühl gegeben, welches in gewißer Beziehung nur um so schöner und inniger im Leben erscheint, als es auf Wahrheit und nicht auf Verstellung gegründet ist. Würden Teutsche allein unser Vaterland bewohnt haben; so müßten wir allerdings die Restauraziοn der Kultur eines größtentheils verheerten Bodens um manches Jahrhundert weiter hinaussetzen; allein das Rauhe des eingewanderten Teutschen ward gemildert an dem südlich feinen Charakter des norischen oder römischen Rhäziers. Aus der Kunst des Letzteren und der gemüthlichen Empfänglichkeit des Ersteren war die Folge daher leicht abzuleiten, daß aus dem durch die Völkerwanderung verwüsteten Boden bald wieder neues Leben, neue Kultur, neue Regsamkeit keimen werde. Und das Resultat der aus römischen und teutschen Charakteren gemischten Charaktere der Bajobarn oder Bajern war das schönste, das man nach der Zeit der Verheerung finden kann. Christen und Heiden boten sich freundlich die Hand, wenn man sie um ihr gemeinschaftliches Vaterland fragte; wenn man um das Wohl ihres geliebten Garibalds sich erkundigte. War's aber ein Wunder? Besuchen wir den edlen Fürsten in seinem Schloße zu Regensburg! Ein großes Gebäude, durch römische Kunst aus fein zugehauenen Quadern ohne erhabenes Dach errichtet, geschmückt vorne mit riesigen Säulen, steht vor unserem Blicke,

wie das Augustanische Rathhaus vor den Augsburgern. Links steht ein Heide, rechts ein christlicher Römer Wache zum Schuze des christlichen Garibalds. Treten wir die beiden Stufen hinan, und rechts hinauf in die Vorgemächer des Fürsten. Ein Diener meldet uns. Garibald erlaubt unseren Besuch. Ein großer Mann, mit langem röthlichblondem Barte, feurigblauem Auge, die Haare des Hauptes in oft geringelten Locken bis über die Schulter hinabhängend, tritt uns entgegen im festlichen Kleide; denn er erwartet heute den Herzog Ewin, den Bräutigam seiner geliebten Euphrysia. Traulich, wie ein geliebter, von seinem Volke innigst verehrter Fürst drückt er uns die Hände und begleitet uns zur königlichen Familie in's innere Gemach. Dort ruht die königliche Mutter Walterade rechts auf einem schmucklosen Sopha, und erzählt der züchtigen Braut die Pflichten der Gattin. Links am Fenster spielt die goldlockige Linde, wie die Eltern die kleine Theodelinde nennen, an der Schwertscheide des Vaters. Aus dem dritten Zimmer hallt das Geklirr der fechtenden Prinzen unter ihrem Lehrmeister, einem christlichen Veteran aus der ehemals zu Regensburg stazionirten römischen Legion. — Garibald, als wir in's Zimmer treten, geht auf seine geliebte Walderade zu, faßt sie zärtlich bei der Hand, und erklärt ihr, daß auch wir Söhne des Vaterlandes sind. Mit fraulicher Innigkeit drückt in einfachen Worten die Mutter des Vaterlandes ihre Freude darüber aus, führt uns dann mit sorgsamer Genauigkeit in ihrem Hause herum, erklärt uns Alles, und so rückt der Mittag und mit ihm die Zeit heran, den unbekannten Bräutigam zu empfangen. Wir scheiden von Bajerns erstem König mit Thränen der Freude im Blick.

§. 55.

Herzog Ewin und Euphrysia.

Longobarden und Italiener hatten von der glücklichen Regentenfamilie der Bajobarn oder Bajern viel Rühmliches gehört. Die Schönheit der Töchter Garibalds ward allenthalben gepriesen, ihre Tugend erhoben, ihre einfache aber herzanspre-

chende Bildung mit Begeisterung gerühmt. Wie die junge Eiche, so sprach man, ihre zarten Zweige der aufgehenden Sonne entgegenstreckt, und die schöpferische Wärme trinkt; so sei die Liebe, die kindliche Zärtlichkeit der bajerischen Königstöchter Euphrysia und Theodelinde in Beziehung auf ihre Eltern. Aber es sei kein Wunder; denn die königliche Mutter habe mit ächt teutscher Treue ihren erhabenen Gemal beständig geliebt, dadurch die heilige Zufriedenheit der Ehe nie entweiht, und sei somit immer den königlichen Töchtern mit dem frommen Beispiel einer zärtlichen Mutter voran gegangen. Zudem besäßen die geliebten weiblichen Kinder durch eine gütige Natur sehr viele und schöne Anlagen; ihre Verstandeskraft habe eine bedeutende Größe vor anderen Sterblichen. — Solche und ähnliche Reden hört der dadurch trunkene Herzog Ewin von Trient. Sogleich ward ein sicherer Bote abgefertigt, still aber genau zu erforschen die Wahrheit jener überall verbreiteten Sage. Der Bote kam zurück und entsprach seiner Sendung mit folgender Rede. Mein Herzog! Ich eilte durch die streifenden Haufen der Franken an Italiens Gränze in's Land der bajerisch gesinnten Breonen. Fliegenden Schrittes kam ich durch ihre Thäler, lauschte an mancher Hütte der patriotischen Rede des Bewohners. Allenthalben hörte ich Ruhm und Lob von Garibald und den Seinen. Als ich auf der letzten Alpenhöhe stand, dort, wo der reißende Inn mit gewaltiger Flut aus den felsigen Klüften des riesig grauen Tyrol strömt, sah ich Verwüstung eine lange und breite Strecke vor mir. Oede lag das Land; wüst und leer, Wohnungen der Thiere, die in Ruinen zerfallenen Städte und Schlösser der Römer. Aber bald erblickte ich mit freudigem Staunen die geschäftige Pflugschaar und den emsigen Bajer. Vor mir erhoben sich wie wachsende Sträuche Hütten von Holz mit Brettern und Stein gedachet, und nicht ungern zu schauende Häuser von Stein. Allenthalben hörte ich noch Laute der römischen Sprache und sah mit Entzücken die Toga römischer Enkel, wie sie traulich ihren reichen Faltenwurf auch über die Schulter des dünn gekleideten Teutschen schwang. Ueberall, und man kannte mich nirgends, wurde ich gastfreundlich em-

pfangen. Der Vater der Familie bot mir mit liebevoller Sorgfalt den Becher voll Gerstensaft und die keusche Tochter kredenzte mir ihn. Ueberall fragte ich nach dem Wohle des Königs und seiner Familie, und überall hörte ich begeisternde Reden in einfach liebendem Sinn. O, Herzog! Man vergißt wahrhaftig die stolzen Paläste Italiens, wenn man der blauäugigen Tochter des Bajers die einfache Rede vom Munde küssen darf: ich liebe unsern König. Um's kurz zu sagen. Ich kam mit Entzücken vor die ehernen Thore des stattlichen Reganesburg. Da meinte ich in eine Stadt von Italien zu treten. Römische Baukunst sah ich allenthalben vor meinem Auge; aber alt und düster, moosig bewachsen zeigte Reginum mir das graue Haupt. Ich hatte mich in bajerische Tracht gehüllt, um mir die Fremde nicht schon vom langen Rocke aus schauen zu lassen; und, mein Herzog, du weißt es, daß ich einigermaßen der biegsamen teutschen Sprache der Bajobarn mächtig bin, daher erkannte man mich und meine Sendung um so weniger. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft wollte ich, wie es jeder Bajer kann, in die Residenz gehen; den König Garibald um eine Audienz ersuchen, und bei dieser Gelegenheit seine Familie kennen lernen, um dir das Bild derselben wahr und treffend zu malen. Aber, mein Fürst, staune! Als ich in den langen Hof, dessen Thore beständig offen sind, trete; kommt mir ein hoher Mann entgegen, fragt mich zutraulich, wer ich sei und zu wem ich wolle. Ich antworte, ich sei aus dem Breonenland und wolle meinen König Garibald sehen, und seine Familie, um meinen Landsleuten sagen zu können, daß sie vollkommen Recht haben, wenn sie ihren König lieben. Der hohe Mann, dem meine offene Rede wahrscheinlich gefallen haben mußte, nahm mich zutraulich bei der Hand, indem er sagte, er wolle mich selbst zu Garibald führen. Ich folge geduldig. Derselbe führt mich über breite mit steinernem Geländer rechts und links eingefaßte Stiegen in hohe gewölbte Zimmer. Einfach, aber sinnvoll war die Verzierung. Ich trat ein, und meinem Führer beugte sich ohne Künstelei eine mäßige Dienerschaft im Vorzimmer. Die zweite und dritte Flügelthür ward geöffnet, und zwei wunder-

holde Jünglinge flogen meinem Begleiter entgegen. Er war es selbst, der König Garibald. Hierauf erschien die majestätische Walderade, seine Gemalin, ihre beiden Töchter an der Hand. Die ältere, Euphrysia, mochte 16; die jüngere, Theodelinde, 12 Jahre zählen. Herzog! Als ich Euphrysia betrachtete; ich wußte nicht, wie mir geschah. Nur das weiß ich, daß ich in jenem Augenblicke Herzog Ewin von Trient gewesen sein möchte. Denke dir am thauenden Morgen eine Rosenknospe, wie sie gerade vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne geküßt wird, und verschämt ihre zarten Blättchen dem zweiten Kuße entgegenzittert; denke dir, mein Fürst, einen Engel mit allen Zügen himmlischer Grazie; eine hochgewölbte Stirne; ein strahlendes Auge, übertreffend des Firmamentes Blau an Reinheit; einen Mund rothlippig, wie Aurora am Saume des Horizonts; purpurne, weißdurchgründete Wangen; und du hast ein halb getroffenes Bild von Euphrysia, der von dir ersehnten Braut. — Bis hieher hatte Ewin geschwiegen, um seinen Diener im Zusammenhang der Rede nicht zu unterbrechen. Bei den letzten Worten aber drangen ihm die Empfindungen der Liebe mit solcher Gewalt in die Seele, daß er dem Boten befahl, seine weitere Erzählung bis zu einer passenderen Zeit zu verschieben; jetzt, und zwar sogleich, müsse er nach Regensburg, um die bajerische Prinzessin als seine Gemalin, als Herzogin von Trient, zu holen. Die Anstalten der Reise wurden sogleich getroffen. Am andern Morgen zog der Herzog in größter Stille aus der Stadt. Sein getreuer Flavius, so hieß der bräutliche Bote, und einige Dienstmannen begleiteten ihn. Die Reise gieng über Veldidena, Pontena, Ergettinga, nach Regensburg. Boten wurden vorausgeschickt, um gebührender Maßen die Ankunft des Herzogs dem König Garibald zu melden. Das Volk wogte schon den ganzen Morgen vor dem Schloße hin und wieder. Im Hofe waren die Soldaten aufgestellt, geübt in den Waffen von erfahrnen im Lande gebornen Veteranen. Die gewöhnliche Mittagsstunde war vorüber, als plözlich die Trommette vom Thurme des östlichen Thores die Ankunft des Bräutigams meldete. Garibald ritt ihm entgegen, und als Ewin den Vater der Bajern von

Weitem erblickt, steigt er vom Pferd, und eilt dem freundlichen Fürsten entgegen. Arm in Arm — denn auch Garibald war vom schäumenden Roße gestiegen — treten die Fürsten dem jubelnden Volke voraus in's Schloß. — Vater! sprach Ewin, als sie in dem großen Empfangsaale angekommen waren, mein königlicher Vater, ich bin hier, um deine tugendhafte und schöne Tochter Euphrysia mir zur Gemalin von dir zu erbitten. Du sollst sie haben, mein herzoglicher Nachbar, antwortete Garibald; wenn meine Euphrysia dich lieben kann, wie die longobardische Walderade mich liebt. Euphrysia erschien in züchtigem Schleier, und sah ihrem sehnsuchtvollen Bräutigam in's feuersprühende Auge des südlichen Himmels, und als Garibald sie fragte, ob sie den Herzog Ewin von Trient ehligen wolle, schwieg sie; aber am andern Morgen, als der Priester ihre Hand in die des Bräutigams legte, und sie fragte, wie gestern der Vater, sprach sie unter Thränen der Freude mit entzücktem Tone das die Bajern ergreifende Ja aus. So verband sich Ewin, Herzog von Trient, mit Euphrysia, der schönen Tochter des königlichen Garibald. — Noch oft, und vollständiger, als das Letztemal hat der treue Flavius seine Reise durch Bajern dem glücklichen Paare erzählen müssen. —

§. 56.

Politische Schicksale der Bajern unter Garibald I.

Die Lage von Bajern zwischen zwei mächtigeren Nachbarn, den Franken und Longobarden, machte dasselbe zum beständigen Streitgegenstand zwischen denselben. Doch die Franken richteten ihre Augen auf Bajerns Gaue anders, als der Longobarde. Jene wünschten Garibalds Volk unter ihren Szepter, unter ihre Oberherrschaft zu bringen; dieser hatte keinen anderen Wunsch, als Bajerns Fürsten und Volk sich freundschaftlichst zu verbinden, um in ihnen eine Vormauer gegen die bundesbrüchigen Franken zu haben. Italien war das Ziel für die Longobarden und für die Franken. Mit Hilfe der Bajern glaubten jene den Franken hinlänglich Widerstand zu leisten, und diese hofften,

nach der über die Bajern erlangten Oberherrschaft würden sie mit voller Macht das sogenannte altrömische Kaiserthum im West wieder herstellen können. Beide haben in verschiedenen Zeiten ihr Ziel erreicht. Aber Bajerns Volk hat in diesen Kämpfen seine ureerbte teutsche Unabhängigkeit verloren. Wir vermögen die geheimen Ursachen des Verlustes nicht offen zu enträthseln; aber einen späteren Anhaltspunkt giebt uns in dieser Beziehung die Geschichte der Vertreibung Thassilo's II. Vorläufig bemerken wir nur, daß durch fränkische Versprechungen und Bestechungen schon damals von Seite der Franken auf die adeligen Geschlechter von Bajern gewirkt, und somit die Einigkeit des Volkes zerstört worden ist. Leider — ich wiederhole es, leider — hat die Trennung, die Partheisucht unserem Vaterlande Jahrhunderte hindurch tiefe Wunden geschlagen. Der unbefangene, offene Sinn der Bajern wurde tausendmal durch die Verbrechen einer gewissenlosen Diplomazie getäuscht. Möchten solche Täuschungen nie wieder kommen! Gewissenlos war auch die Politik der Franken zur Zeit des Garibald. Sie blieb immer dieselbe. Stets war ihr Zweck, Bajern, das arglose Volk eines geliebten Fürsten an sich zu reißen, um durch dasselbe über noch andere Länder zu herrschen. Doch die Longobarden erreichten ihren Zweck mit Italien weit früher. Es war schon beinahe dreißig Jahre her, daß die Longobarden östliche Nachbarn der Bajern als Bewohner von Pannonien gewesen sind. Zuvorkommende Eroberungssucht aus Haß gegen die Franken, Aufreizung des vom orientalischen Hofe beleidigten Narses, waren die geheimen Triebfedern des longobardischen Volkszuges nach Italien im Jahre 568. König Alwein stand an der Spitze. Alle zuglustigen Krieger aus ihm befreundeten Nazionen folgten ihm. Auch aus Bajern zog manche Schaar von Reisigen mit in den gewagten Kampf. Das war neues Gift für die geschwornen Longobarden-Feinde, die Franken. Oberitalien war von Truppen gänzlich entblößt; seine Städte ergaben sich daher meistens freiwillig. Die sich nicht ergaben, werden belagert und erobert. In den größeren Städten ließ der König Alwein longobardische Herzoge mit tributärer Pflich-

tigkeit gegen den Hof, den er nach der halben Zerstörung von Mailand in Pavia aufgerichtet hatte. Auf dieselbe Art war Ewin, der künftige Gemal der Euphrysia, unserer vaterländischen Prinzessin, Herzog von Trient geworden. Alwein, der unvorsichtig genug, wie schon oben berührt worden ist, die Tochter eines von ihm ermordeten Gepidenfürsten zur Gemalin genommen hatte, wurde von derselben aus Rache 574 ermordet. Nach ihm regirte Klepho, einer von jenen Herzogen, die Alwein eingesetzt hatte, mit noch größerer Strenge und Selbstherrschaft, als sein Vorgänger. Die Folge war seine Ermordung und der Abscheu vor künftigen Königen. Die verschiedenen Herzoge, deren dreißig waren, regirten in ihren Länderchen, jeder für sich, unbeschränkt. Daher durchkreuzende Interessen und nachbarliche Anfeindungen. Wo Viele herrschen, will Keiner gehorchen. Die Folge jener Zersplitterung der Herrschaft über Italien war der Einfall der Franken; aber unseres Garibalds tapferer Schwiegersohn Ewin jagte sie mit Hilfe der ihm befreundeten Bajobarn wieder aus dem Lande. Er würde ihnen kaum mit solchem Erfolge gegenüber gestanden sein, wenn nicht im Innern der Franken selbst Unruhen ausgebrochen wären. Da jedoch diese 583 durch die Thronbesteigung des unmündigen Childeberts sich geendet hatten; so schloß Kaiser Maurizius vom Orient ein Bündniß mit der fränkischen Regirung zur Vertreibung der Longobarden aus Italien. Das Bündniß kommt zu Stande, und in dieser Gefahr haben die Longobarden Sinn und Klugheit genug, auch sich einen Vereinigungspunkt, einen König zu wählen. Dieser König war Klephos Sohn, Autharis oder Antharis, ein tapferer, ritterlichteutscher Jüngling. Im Jahre 584 erschienen in der That die fränkischen Heere auf italischem Boden; aber die Griechen hatten ihr Wort nicht gehalten; das den Franken, die man auch Austrasier nannte, verheißene Gold nicht ausgezahlt. Zudem hatte Autharis seine Truppen in feste Pläze vertheilt, welcher Umstand es nöthig machte, auch das Frankenheer zur Belagerung jener Pläze zu zersplittern. Die einzelnen Haufen haben Hunger und Krankheit, vielleicht auch uns unbekannte innere Ursachen in's Fran-

kenland zurück getrieben; und einen Haufen, der bis in's dritte Jahr noch in Oberitalien herumschwärmte, hat Autharis in einer höchst blutigen Schlacht gänzlich aufgerieben 586. Darauf ward Friede zwischen Franken und Longobarden zwei Jahre lang. Während dieser Zeit schickte König Autharis an den fränkischen Hof, um für sich die Hand der Schwester des Königs Childebert, Kloteswinda, zu erbitten. Sie ward ihm verheißen. Aber der fränkische Hof brach sein Wort, und gab die Prinzessin dem westgothischen König Rekkared. Der hiedurch beleidigte Autharis griff wieder zu den Waffen, und besiegte 588 ein Frankenheer gänzlich, worauf Ruhe wurde. Während jener blutigen Epoche hatten die Bajern ihre Neutralität mehr zu Gunsten der Longobarden, als ihrer natürlichen Feinde, der Franken, aufrecht erhalten. Manches Häuflein aus Bajobarn war zum Heere des Autharis gestoßen, und hatte dadurch die fränkische Eifersucht rege gemacht. Dazu kam noch die Heurath des Autharis mit der bajerischen Prinzessin Theodelinde, und der bald darauf erfolgte Mord des Autharis, worauf seine Wittwe den Vetter Agilulf heurathete. Kurz alle diese gährenden Umstände erzeugten einen furchtbaren Krieg zwischen Franken, Longobarden und Bajern. Furchtbare Armeen sollen zu gleicher Zeit in Bajern und Italien eingefallen sein. Die Longobarden müssen gesiegt haben; denn ihr Herzog Ewin unterzeichnet im Namen des Königs Agilulf auf fränkischem Boden den Frieden im Jahre 592. Nicht so in unserem Vaterlande. Dasselbe erkennt von dieser Zeit fränkische Oberhoheit, wie Carthago einst römische, an. Zwischen Bajern und Franken ist immer dasselbe Verhältniß, wie zwischen Carthago und Rom. Bajerische Herzoge sind von den neunziger Jahren des sechsten Jahrhunderts an, gezwungene Unterherrscher der fränkischen Könige. Was aus Garibald geworden, wissen wir nicht. Vielleicht hat er freiwillig die Regirung abgetreten. Klarer wird uns das Verhältniß zwischen Bajern und Franken werden, wenn wir an das alte Rhäzien zurückdenken, welches beständig entweder von Gallien oder Italien abhängig war. Jene Abhängigkeit ist zwar in ihrer ganzen Ausdehnung nicht die jetzige ge-

wesen; allein die Franken haben sich doch bemüht, durch ein abhängiges Lehensverhältniß nach und nach die Bajern gänzlich unter ihren Szepter zu schmiegen, was auch wirklich unter Karl dem Großen geschehen ist. Die verschiedenen Bestandtheile des Volkes, dann die Eifersucht der Großen auf das bevorzugte Geschlecht der Agilolfinger mag doch viel Ursache gewesen sein, den Franken Gelegenheit zu geben, ihre Herrschaft über eine Nazion auszudehnen, die mit Hülfe ihrer bundesverwandten Longobarden die Franken leicht hätte besiegen können. Auch waren die Franken weit feiner in ihrer Politik, geschliffener in ihrer Diplomazie, als unsere bajerischen Ahnen. Der Bajobar war ein aufrichtiger, biederer, teutscher Mann; er kannte keine Verstellungskunst, daher wurde er auch leicht betrogen. Möchten seine Enkel auf solche Art nie mehr betrogen werden!

§. 57.

Theodelinde, königliche Prinzessin von Bajern, und Autharis, König der Longobarden.

Theodelinde, ein vollendetes Kleinod an Geist und Herz, war der Preis, um welchen uns die Geschichtschreiber der Longobarden und Franken Manches aus der ehrwürdigen Ahnenzeit Vater Garibalds erzählen. — Kaum hatte das rächende Schwert der Longobarden die Reihen der bundesbrüchigen Franken gelichtet, kaum dämmerte über die neu grünenden Fluren der segnende Friede herauf, als der kühne Autharis die wohl klingende Sage vernahm: „Theodelinde, des ehrwürdigen Garibalds Tochter, sei am Ersten würdig, den jungen Thron der Longobarden als Königin zu zieren, und eine solche Verbindung entspreche sogar der umsichtigen Politik, die einen näheren, einen heiligeren Bund der Bajobarn mit ihren nachbarlichen, wohlmeinenden Longobarden fordere. Theodelinde sei die Schwester der Gemalin des tapfern Ewin, Herzogs von Trient; sie sei eine Perle an Schönheit des Körpers, ein Diamant an Größe des Geistes. Autharis habe ohnehin von den Franken nur Betrug und Treulosigkeit zu erwarten, da Childebert sein feierlich gegebenes Wort,

die königliche Schwester dem Authar zu vermählen, nicht gehalten, und dadurch Ursache zu einem blutigen Kriege gegeben habe. Aber nicht allein den Longobarden seien die nichtswürdigen Franken mit Treulosigkeit begegnet, auch dem Bajobarn-Herzog Garibald hätten sie mit gränzenlosem Uebermuthe einen Betrug gespielt. Childebert habe nämlich um die Hand der schönen Theodelinde bei'm Vater angehalten; dieselbe sei ihm gerne aus Furcht vor dem übermüthigen Franken zugesagt worden; aber die ränksüchtige Brunichild, seine Mutter, habe auch diese Heurath hintertrieben. Der Franke spiele mit seinen Nachbarn nur zu seinem Vortheile. Auch der Longobarden-König möge sein Interesse und das seines Volkes nicht vergessen. Zudem, wenn er unter dem bescheidenen Charakter eines Gesandten sie sehen wolle; so werde er finden, daß man nicht zu viel Rühmliches von Theodelinden sagen könne. Er habe, der König, endlich auch den letzten Krieg mit den Franken auf die für ihn vortheilhafteste Weise geendet, und könne somit gegen dieselben ohne Rückhalt zu Werke geh'n. Man müsse doch einmal den treulosen Nachbarn zeigen, daß die Longobarden in ihren eigenen Angelegenheiten fränkischen Einflußes nicht bedürfen." Solche und ähnliche Reden wurden von den Longobarden, die ihrem jungen König mit besonderer Treue zugethan waren, geführt. Der König Authariz, gerne sich sehnend nach ehlichen Freuden, bestimmte sogleich eine Gesandtschaft an den bajobarischen Hof zur Werbung der Braut, und um sie selbst zu sehen, zog er mit derselben fort in's Land der Bajobarn. An der Spitze der Gesandtschaft stand des Königs vertrauter Minister als ehrwürdiger Repräsentant. Der König selbst galt als zweiter Gesandte. Norikums Gränze kamen sie her über den Inn, und zogen feierlichen Prunkes in Regensburg, welche Stadt auch Norika hieß, ein. Garibald, noch König der Bajobarn, empfieng die Gesandten vom Throne aus. Der Senior hielt nach tiefer Verbeugung eine Rede, in welcher er der Longobarden Größe und Tapferkeit, dann der Bajern Ruhm und väterliches Glück unter dem Vater Garibald hervor hob, und bewies, welcher Vortheil für das Gesammtwohl beider Nazio-

nen aus einer Verbindung des Königs Autharis mit der allgerühmten Theodelinde hervorgehen würde, und er sei deswegen auch auf Befehl des Königs gesendet, um in seinem Namen vom erhabenen König Garibald die liebenswürdige Tochter zu erbitten. Der erste Gesandte schwieg. Da begann der Zweite. Autharis selbst war's; aber Keiner hat ihn gekannt, und Keiner durfte ihn kennen. Mein Herr! der König der Longobarden hat eigentlich mich gesendet; zwar nicht, wie der vor mir es that, um die königliche Braut zu werben, aber Theodelinden zu sehen, um ihre Schönheit wenigstens einigermassen ihm schildern zu können. Garibald gab den Befehl, daß sie käme. Da öffnen sich die ehernen Pforten, und wie eine Göttin voll stiller Majestät und olympischer Grazie tritt die hehre Jungfrau vor den väterlichen Thron, zu harren des königlichen Wortes. Alle waren betroffen. Da spricht mit klopfendem Herzen Autharis. Möge doch dieser Engel recht bald unsere Königin werden! Und wenn es der gnädigste Vater erlaubet, so möge sie aus schöner Hand den Becher des traulichen Willkomms uns reichen, den sie als künftige Herrscherin uns oft noch reichen wird. Auf des Vaters Wink brachten Diener den gefüllten Pokal, und Theodelinde reicht dem Ersten, der vor Autharis gesprochen hatte, den goldenen Becher, und alsdann dem Autharis, als zweitem Gesandten selbst. Dieser leerte den jungfräulichen Wein, gab den Becher der lieblichsten Braut zurück, und drückte mit brennendem Finger der Holdseligen Hand, und glitt ihr über die purpurne Wange. Niemand hat es gesehen. Das war zu viel. Flammen im Antlitz und Glut in der Seele eilet die züchtige Jungfrau zur Aya, der vertrauten Freundin, und erzählt ihr die Kühnheit des zweiten Gesandten. Die kluge Frau antwortet der erstaunten Tochter des Königs: Prinzessin! wohl erkühnte der Fremdling sich viel; doch schweig', damit es dein strenger Vater nicht erfährt! Wäre der Händedrücker nicht der König Autharis, dein Bräutigam selbst; Solches hätte sich kein Anderer erlaubt. — Theodelinde schweigt, doch im Tiefsten der Seele wünscht sie jenen Worten Wahrheit. Die Gesandtschaft scheidet von Garibald, und die Ersten der Bajern begleiten sie

bis zur norischen Gränze. Da dankt Autharis den ehrlichen Mannen, richtet sich auf seinem Pferde empor, und führt mit seiner Streitaxt einen also kräftigen Hieb in den nächsten Eichbaum, daß keine männliche Kraft das Beil aus der Wunde zu bringen vermag. Solche Hiebe führt Autharis. Sprach's; und die erstaunten Bajern sehen den königlichen Jüngling vor ihrem Auge in schnellem Fluge des Rosses verschwinden. Zu Hause erzählen sie dem erstaunenden Garibald die frohe Mähr, und Theodelinde hört mit stillem Entzücken die freudige Rede.— Bald erscholl an König Childeberts Hof die Kunde, Autharis, der Longobarden Herrscher habe Theodelinde, des stolzen Garibalds Tochter, zur Braut verlangt und erhalten, ohne auch nur eine Silbe dem großen und mächtigen König der Franken zu melden. Der Krieg wird beschloßen. Sein Ziel soll die Demüthigung der Bajobarn und die Gefangennehmung der Braut sein. Das hört der fürchtende Vater Garibald. Eiligst muß Gundoald, der liebende Bruder, die zitternde Braut nach Italien führen. Glücklich angelangt, wird sie auf Sardis Fluren dem Könige Autharis vermählt. Das geschah am 15. Mai 590. Prächtige Feste werden unter azurnem Himmel mehrere Tage lang gefeiert. Und von einem erscholl eine unglückverkündende Mähre herauf bis zu uns. Ein Blitz habe den Gipfel des königlichen Zeltes zerschmettert, und des Holzes Stück, oben mit Eisen beschlagen, sei vor die Füße des turinischen Herzogs, Agilulf, gefallen. Darauf habe sein Knappe, bekannt mit den Zeichen der Zukunft, dem Herzog geweisagt, Agilulf werde bald Gemal der königlichen Wittwe, Theodelinde, und König der Longobarden werden. Denn, fuhr der heidnische Knappe fort, das Schicksal habe Theodelinden nur deswegen auf Italiens Fluren geführt. Agilulf, Autharis inniger Freund und Vetter, zürnt natürlich ob dieser Rede; aber bald begann der nahende Sturm loszubrechen. Die Griechen und Longobarden, Kaiser Moriz und König Childebert, hatten beschlossen, das longobardische Reich in Italien zu stürzen. Zwanzig fränkische Heereshaufen dringen in die Lombardie, schwirren im Lande herum, rauben, morden und plündern. Doch der Longobarde

verrammelt sich in feste Pläze, führt kleinen Krieg, und als der Franke das Land verwüstet hat und hungrig ist, bricht er heraus aus seinen Burgen und mordet den ermatteten Kriegsknecht des stolzen Childebert. Die fränkischen Heere werden geschlagen. Der treulose Grieche hatte Hilfe versprochen zu senden, und sein Wort nicht gehalten. — Aber in Bajern haben die Franken gesiegt. — Oft hat das Laster triumphirt über die ehrliche Tugend der Ahnen. — Als der Krieg schon ein volles Jahr gewährt und dann noch nicht geendet hatte, fiel Autharis, ein Opfer des Giftes. Wer vermöchte den Urheber dieser schändlichen That zu enthüllen? War's Agilulf? War's fränkisches Gold? War es die Eifersucht longobardischer Großen? Wir wissen's nicht; aber wir ahnen fränkische Ränke. Kaum vermählt, ist Theodelinde schon Wittwe. Da kommen die dreißig Herzoge innerhalb den Mauern Pavia's zusammen, und beschließen, Theodelinde soll Königin bleiben, die Longobarden regiren und sich mit Einem aus ihrer Mitte nach freier Wahl vermählen. Der Knappe hat richtig geweissagt. Theodelinde wählt zu ihrem künftigen Gemal den Herzog von Turin, Agilulf. Im November desselben Jahres war die Trauung, und im Mai des nächsten die feierliche Erhebung Agilulfs zum König der Longobarden. Alsbald wurde Friede mit dem Frankenvolke gemacht, was wir oben schon hörten. Autharis war ein Heide; Agilulf wurde durch seine fromme Gemalin römischer Christ. Zum Dank schickt Pabst Gregor, der Große, ihr eine goldene Krone, die man deswegen die eiserne nennt, weil der Name das innige, unauflösliche Band zwischen der römischen Kirche und den Longobarden bezeichnen sollte. Damals zerrißen aber die Sekten des Arius, Nestorius, Mazedonius, Dioskurus und Eutyches die Einheit des Glaubens unter den Christen. Der Arianismus hatte unter den Longobarden schon tiefe Wurzeln gefaßt; und selbst der Hof, der bisher mit Innigkeit an den Grundsäzen der Konzilien von Nizea, Konstantinopel, Ephesus und Chalzedo gehangen war, schien sich jezt auf die Seite des Arianismus zu neigen. Das Wesen jener Lehre bestand darin, daß Arius behauptete, Christus sei nicht mit dem Vater von

Ewigkeit; sondern nur von ihm erzeugt, also wohl das erste und reinste Geschöpf, aber nicht Gott, wie der Vater. Pabst Gregor hatte kaum die Nachricht von dem Vorhaben des longobardischen Hofes vernommen, als er einen Brief an die Königin Theodelinde des wesentlichen Inhaltes schrieb. Er habe doch die Reinheit ihres Glaubens bisher immer hochgeachtet, und ihre Anhänglichkeit an den römischen Stuhl gewürdigt. Wie sie denn jetzt den Einflüsterungen boshafter Menschen ihr Vertrauen schenken möge? Sie wisse ja doch, daß auf kirchlichen Konzilien die Lehre des Arius verdammt worden sei, und daß er alle Anhänger derselben mit dem Bann belegt habe. Sie möge doch ihre früheren guten Werke nicht selbst wieder vernichten, sondern fest am Felsen des Apostel Petrus halten. Sie solle sich, wenn sie doch Zweifel hegen würde, nur an seinen bischöflichen Bruder zu Mailand, den würdigen Konstanz, wenden. Der werde einer guten und treuen Tochter der Kirche gewiß rathen, und ihre Zweifel lösen. Gott werde dann ihre Werke durch das Urtheil seiner Priester gut heißen. Theodelinde gehorchte der salbungsvollen Rede, und blieb der römischen Kirche treu. Als ehrenden Beweis besonderer Auszeichnung hatte ihr Pabst Gregor die Legende, von Paulus Diakonus und von ihm selbst beschrieben, geschickt, und aus jenem Buche soll Theodelinde viel christlichen Sinn geschöpft haben.— So wurden denn ihre Tugenden von Laien und Priestern erhoben, und sie als Muster einer frommen Königin überall gepriesen. Da störte eine kurze Empörung den Frieden der beiden sich innig liebenden Gatten. Einige Herzoge lehnten sich wider den König auf; aber Agilulf bestrafte die Treulosen auf eine strenge Art. Gundoald, der Bruder der Königin, welcher sie einst nach Italien begleitet hatte, wurde bei jener Gelegenheit Herzog von Asti, nachdem die Untreue des vorigen Herzogs mit dem Tode gesühnt war. Derselbe hat eine edle Longobardin geheurathet, mit welcher er einen Sohn Aribert erzeugte, der später den longobardischen Thron bestieg. — Kaum war aber die Empörung im Innern des Reiches gedämpft, als der Exarch — der Statthalter des griechischen Kaisers in Italien — von Ravenna un-

versehens mehrere Städte des longobardischen Reiches überrumpelte, und Schrecken bis nach Pavia verbreitete. Da zog König Agilulf mit auserlesener Mannschaft dem kühnen Griechen bis Perugia entgegen, schlug ihn und drang bis Rom unaufhaltsam vor. Gregor schickt Eilboten an Theodelinden, ihren gereizten Gemal zum Frieden zu bewegen, fürchtend für den Untergang der Stadt und sein eigenes Leben. Auf inständiges Bitten der Gemalin schließt Agilulf denselben, und befreit dadurch den Pabst und Rom von ihrem Schrecken. Der große Bischof der abendländischen Kirche hat dafür innigen Dank dem König und der Königin gesagt. Von jener Zeit an wurde die Residenz von Pavia nach Verona verlegt. Und dort wurde den glücklichen Gatten die Freude zu Theil, eine Tochter, Gundeberga, und bald darauf einen Sohn zu umarmen. Dem Prinzen wurde der Name Adaloald oder Adelwerth. Pabst Gregor war bald nach diesem, wie er sagte, für ihn so freudigen Ereigniße gestorben. Weniger innig war später das Verhältniß der folgenden Päbste zu den Longobarden. Da brach in Italien eine schreckliche Pest aus, und Agilulf, der König, welcher mit seiner Gemalin und Kindern der Gefahr glücklich entronnen war, aber doch schon so viele Jahre zählte, daß möglicher Weise eine Thronerledigung eintreten konnte, faßte daher den Entschluß, seinen noch unmündigen Sohn Adaloald von den Großen des Reiches zu seinem Nachfolger bestimmen zu lassen. Sein Wunsch ward erfüllt; in Mailand setzte der Vater dem liebenswürdigen Prinzen vor der versammelten Menge der Großen die eiserne Krone auf. Kurz nach diesem für die Eltern so erfreulichen Feste stirbt der Königin Bruder, Gundoald, von einem giftigen Pfeile getroffen, weil er mit eifrigem Sinn die Sektirer verfolgt hatte. Aber es warteten der Fürstin noch größere Leiden. Der geliebte Bruder war tod. Tod waren die Eltern. Da entschlief in ihren Armen auch der hochgefeierte Gatte, Agilulf, nachdem das drei und zwanzigste Jahr verflossen war, seit der Priester ihren Bund gesegnet hatte. — Merkwürdig sind die Verläumdungen, die vom schlechteren Theile auf sie gehäuft wurden. Man zieh ihr den Tod des Bruders,

der sich die Gunst des Volkes erworben hatte. Doch die hehre Frau soll die Armuth unterstüzt, das Leiden getröstet, das Gute befördert und ihren Feinden verziehen haben. Der bessere Theil der Longobarden hat sie geliebt. Dem Gifte des Neides entflieht kein König, weniger eine Königin. Noch zwölf Jahre hat die weise Theodelinde im Namen ihres unmündigen Sohnes geherrscht. Der Arianismus hatte gesiegt. Die Folge war, daß sie die frohe Aussicht nicht erhielt, den geliebten Adaloald auf longobardischem Thron als Erben zu sehen. Ein Arianer, ihr Schwiegersohn, Herzog von Turin, wurde zum Nachfolger erklärt. Ariald war sein Name. Das that der wohlmeinenden Königin weh, und sie starb in den Armen des ohnmächtigen Sohnes am 22. Jänner 627. Die erhabene Fürstin und liebende Mutter wurde von dem sie feierlich verehrenden Rom unter die Heiligen versetzt. Sie ruht unter einem einfachen weißen Marmor in der von ihr erbauten Johanneskirche zu Monza. Ihre Erscheinung war für die damalige Zeit höchst merkwürdig, und hat heute noch für Bajern ein wohlthuendes Interesse. Sie war eine Tochter unseres Vaterlandes. Ihre Talente müssen erhaben gewesen sein. Ihr Herz hat — so spricht ihr Leben und ihr Tod — gewiß wenig Böses gekannt. Ihre religiöse Ueberzeugung hat sie mit frommer Standhaftigkeit der Politik vorgezogen, was wir nur um so mehr ehren müssen, als ihr Glaube zunächst Ursache gewesen ist, daß ihr Sohn den väterlichen Thron nicht bestiegen hat. Ihre Tugenden haben der Armuth Hilfe, dem Leiden Trost gesichert. Mit weisem Sinne hat sie Kunst und Wissenschaft unterstüzt, und die Palme des Friedens, wie der göttliche Lehrer befohlen hat, wohin es ihr nur immer möglich war, geschenkt. Die eheliche Treue war ihr heilig; Gemal und Kinder der erste Preis ihrer Liebe. Mit vieler Innigkeit ist sie am päbstlichen Stuhle gehangen. Gregor, der Große, hat ihr seine väterliche Aufmerksamkeit in manchem sehr schönen und rührenden Briefe gewidmet. Sie war es werth. — Ihr Andenken ist schon von manchem Dichter verherrlicht worden. Möge ihr würdiges Beispiel auch manche innig fühlende und talentvolle Seele zum Guten

entflammen! Mögen alle Königinnen mit solch frommer Ergebung, wie Theodelinde starb, sterben. Das ist ächte Frucht einer christlichen Saat. — Ihre einfache Grabschrift zu Monza lautet:

Das ist der Tempel des Herrn, den die Königin einst hier erbaute;
Dieses marmorene Grab Theodelinden umschließt.

§. 58.

Moralische und politische Verhältniße der Bajern im Innern unter Garibalds I. Regirung.

Auf der einen Seite das erwachende Christenthum, auf der andern die allmählich absterbende Religion der Gözen. Auf der einen Seite die furchtsame Annäherung an das Neue; auf der andern das krampfhafte Festhalten am Alten. In den Städten halbe Bildung und wenige Tempel des Herrn; auf dem Lande keine Bildung und viele Wälder, um dem absterbenden Gözendienste den letzten Geschmack abzuzwingen. Wenig christliche Priester, viele fanatische Druiden. Kunst und Wissenschaft wenig bekannt; nirgends befördert. — Das war der Zustand unseres Vaterlandes unter Garibald I., und was man bei solchen Verhältnißen von der Moral seines Volkes sagen kann, ist leicht zu enträthseln. Das Volk war moralisch insoweit, als die Natur ihm gewisse Tugenden auf die Reise des Lebens mitgegeben hatte, welche ihr Entstehen nur im unbefangenen Gefühle des Bajern, aber nicht in seinem Verstande haben konnten. Unter einem solchen Volke wächst die Pflanze der Christuslehre roh. Sie wuchs auch in der That nicht anders. Die Bajern wollten Wunder sehen, wenn man von ihnen Glauben forderte. Die Heiligkeit der Lehre mußte ihnen eine größere Furcht einjagen, als es ihre Gözen konnten, und wenn auch einer aus plözlicher Ueberzeugung sich taufen ließ, so blieb er nachher ein halber Heide neben einem halben Christen. Von der Erkenntniß inneren Werthes heiliger Christuslehren konnte noch keine Rede sein; denn dazu ist nur der erwachte Verstand eines Volkes fähig, insofern man von einem Nazionalverstand allerdings reden kann.

Die herzogliche, oder, wie man die Garibaldische noch nennt, die königliche Familie, war dem christlichen Glauben zugethan. Von den Adeligen Wenige. Es fehlte noch an Priestern, und den Priestern an Kenntnißen. Kurz, es konnte in jener Zeit durchaus nicht von jener Verbreitung des Christenthums die Rede sein, wie dieselbe im Lande irgend einer höheren Kultur vor sich gieng. Eine Lehre, welche an ihrer Spitze Entsagung vom Irdischen, Liebe des Nächsten, und Wohlthun für den Feind forderte, konnte nur von Solchen verstanden und geübt werden, die sich selbst zu verstehen vermochten. In einer Zeit aber, wo erst nach 300 Jahren Karl der Große im hohen Alter noch schreiben lernen will, kann weder von höherer Bildung, noch individuellem Maasstabe, noch von geistiger Kultur überhaupt die Sprache sein. — Selbst die sogenannte Staatspolitik im Innern war nichts weiter, als eine gewisse Angewöhnung. Man achtete den Regenten, weil die Ahnen ihn auch geachtet hatten. Von absoluter Herrschaft konnte bei teutschen Stämmen nie die Rede sein, namentlich nicht in einem Lande, dessen Kultur so viele Mühe und Anstrengung gekostet hat. Wo die Leibeigenschaft in ihrer noch ganz rohen Gestalt jedem bevorzugten Geschlechte die Souveränetät innerhalb den Mauern seines Eigenthums sichert; da kann von einer soliden, einheitlichen Regirung nicht die Rede sein. Die bajuwarischen Gesetze werden uns später einen klareren Blick in die politischen Verhältniße des inneren Landes werfen lassen, woraus aber immer die Regel hervorgeht, daß Religion und Staatsverfassung mit der kindheitlichen Bildung des Volkes auf gleicher Stufe standen.

§. 59.

Garibalds I. letzte Jahre.

Theodelinde war von ihren geliebten Eltern als flüchtige Braut nach Italien gezogen, da die Franken in unser Vaterland einfielen und ihre Oberherrschaft auch über dasselbe ausbreiten wollten. Was bei jener Gelegenheit aus Garibald geworden sei, wissen wir nicht. Hat er die Herrschaft abgetreten?

Ist er in einer Schlacht umgekommen? Ist er natürlichen Todes gestorben? Die Geschichte schweigt gänzlich über ihn. Seine Gemalin Walterade scheint schon längere Zeit früher gestorben zu sein. Aus dem Umstande, daß die Franken nach ihm den Tassilo, auch einen Agilolfinger, zum Herzog von Bajern machten, und zwar bald nach jenem Einfalle, läßt sich allerdings muthmassen, daß Garibald dem Nachfolger die Regirung habe abtreten müssen. Die näheren Umstände jedoch kennen wir nicht. Bajern wird von dieser Zeit an eine unter fränkischer Oberherrschaft stehende Provinz. Es mußte für den guten Vater Garibald etwas Schreckliches gewesen sein, zu ahnen, wie nach und nach auch der letzte souveräne bajerische Fürst seine Unabhängigkeit zuerst nach Außen, dann nach Innen verlieren müsse. Doch haben ihm manche Momente der reinsten häuslichen Freude entgegen gelacht, und es mußten rührende Augenblicke für den würdigen König gewesen sein, als Ewin und Autharis um die Hand der Euphrysia und Theodelinde warben. Seine Gebeine ruhen friedlich in der von ihm geliebten Landeserde, und sein Geist möge ewig als erster Genius der Unabhängigkeit von Bajern seinen segnenden Schuz über ein Volk strömen, das keine fremde Unterjochung mehr dulden wird, um die Manen des durch die eroberungssüchtigen Franken geopferten Garibalds nicht aus ihrer Ruhe zu schrecken.

§. 60.

Rückblick auf das sechste Kapitel.

Insofern wir über die inneren Verhältniße des Landes gerne hätten etwas Genaues hören mögen; haben wir wenig gehört. Wir sahen blos die denkwürdige Erscheinung eines biederen Fürsten und seiner glücklichen Familie. Mit größerer Umsicht haben wir die Entwickelung der habsüchtigen, fränkischen Politik gesehen. Eine Königin haben wir bewundert, die in unserem Vaterlande geboren war. Wir haben ihren Muth und ihre Klugheit gesehen, ihr edles Herz angestaunt. In großen Umrißen haben wir die politischen Verhältniße jener trüben Zeit kennen gelernt;

in kleineren die Familie des ersten bajerisch-geschichtlichen Königs Garibald. Eine große Nazionallehre gibt uns das voranstehende Kapitel. Nazionen steigen, wenn sie gute Fürsten haben und dieselben lieben; aber sie fallen, wenn fremder Einfluß die Zwietracht unter die eifersüchtigen Glieder einer Nazion zu werfen vermag. **Concordia parvae res crescunt; discordia maximae dilabuntur.**

Siebentes Kapitel.

Staatseinrichtungen und Gesetze der Bajern unter den Agilolfingern.

Aus der Verwaltung erkennt man des Volkes politische Lage;
Seinen moralischen Werth zeiget das bürgerlich' Recht.

§. 61.

Einleitung.

Ueberzeugt, daß ein Blick in die Verfassung und Gesetzgebung des Landes, welches wir vor uns haben, manches spätere Ereigniß klarer in seinen Beweggründen und Folgen schauen läßt; habe ich in einem Zeitpunkte, wo Bajern daran war, seine Unabhängigkeit einem übermüthigen Nachbar opfern zu müssen, es für nüzlich gehalten, eine summarische Uebersicht der Staatsverwaltung und Gesetzgebung des agilolfingischen Bajerns vorauszuschicken.

Ich bemerke nur, daß wir eine rohe Form vor uns liegen sehen werden, die jedoch den Charakter der damaligen Zeit uns im klarsten Lichte zeigt. Ein Volk, welches von Kunst und Wissenschaft Nichts weiß; wo kaum der Herzog seinen Namen schreiben kann; eine Nazion, deren Beschäftigung sich lediglich auf Krieg, Jagd und wenigen Ackerbau beschränkt; die Bajoharn, von deren Christenthum später der heilige Emeram das abschreckendste Bild entwirft; von deren Priestern der heilige Bonifazius sagt: „daß es unter ihnen Leute gebe, welche ihre vergangenen Jahre in jeder Art von Unzucht und Ausschweifung, Ehebruch und Lastern verlebt hätten; die für ihre verbrecherischen Lüste vier, fünf und noch mehrere verworfene weibliche Subjekte zur Zeit der sündenbegünstigenden Finsterniß gebrauchten,

die dann als Diakonen am andern Tage nicht errötheten, vor dem versammelten Volke das heilige Meßopfer zu verrichten, und das Evangelium zu verkünden. Solche Leute, fährt der Schotte in gerechtem Zorne fort, die Jungfrauen geschändet und Weiber verführt hätten, würden noch dazu Bischöfe. Und gäbe es auch Manche unter ihnen, die von dem Laster der Unzucht und Verführung Nichts wüßten, so seien sie doch Trunkenbolde und Verläumder. Kein christliches Haar wachse auf ihrem Haupte. Ihr Handwerk sei, außer dem entwürdigten Gottesdienste, Jägerei und Kriegsübung. Sie seien sogar Soldaten, und vergießen Menschenblut ohne Unterschied an Heiden und Christen. Und dabei getrauten sie sich noch zu sagen, sie kämen von Rom her; der Pabst selbst habe sie zu Bischöfen gemacht und in den bezeichneten Verbrechenspunkten dispensirt;" von einer Nazion, an deren Spitze solche Bischöfe stehen, läßt sich wahrlich wenig Civilisazion in Gesetzen und Staatsverwaltung muthmaßen. Aus solchem priesterlichen Beispiele konnte nichts Gutes für die Sitten des Volkes selbst entstehen. Darum war die Geschlechtsverbindung stets durch Unzucht charakterisirt. Der Naturtrieb konnte Jahrhunderte lang in seiner ganzen Ausgelassenheit schalten und walten, wie er wollte. Disciplinarvorschriften halfen Nichts; die Rohheit des Volkes machte ihre Kraft nichtig; oft bewirkten sie das Gegentheil von dem, was sie verhindern wollten. Die Ursache mochte wohl zunächst darin gelegen sein, daß die sanften, auf Vernunft gebauten Lehren des Christenthums den rohen Charakter heidnischer Gebräuche vorerst annehmen mußten, wenn sie in rohen Gemüthern Eingang finden wollten. Daher blieben die Schmaußereien, Zechgelage und Tanzunterhaltungen an den Festtagen der Heiligen. Selbst Geistliche haben an solchen Feierlichkeiten Theil genommen. Auf gleiche Art hat man, wie zu heidnischer Zeit, für die Verstorbenen, kaum daß der Todengräber die erste Schaufel Erde auf den eingesenkten, plumpen Sarg geworfen hatte, seine Zuflucht zum Todenschmauße genommen. Da wurde denn tapfer gezecht, gestritten und geprügelt. Es war gar nichts Seltenes, bei ähnlichen, höchst erbaulichen Gelegenheiten ent-

zwei geschlagene Füße oder Arme mit nach Hause zu bringen, und man durfte sich glücklich schäzen, nach solchen thierischen Sauf= und Freßgelagen wenigstens ein ganzes Hirn fortzunehmen. Hände, Finger, Füße, Zehen, Nasen oder Ohren abschneiden, Augen ausstechen, Zähne einschlagen, Wasserwerfen, durch Giftpfeile verwunden, des Nachbars Eigenthum verheeren, dessen Vieh lahm schlagen und töden, Brand anlegen, schwangere Weiber prügeln, selbst Geburten morden, — das waren, so zu sagen, gangbare Volksverbrechen. Das Christenthum, sagte man, gehöre für die Spinnstuben der Weiber, aber nicht für den schlachtenbegierigen Mann. Wunder waren daher bei so rohen Religionsbegriffen an der Tagsordnung. Auf christlicher Seite haben die Bischöfe alle fünf Schritte eines gewirkt; auf heidnischer die Zauberer, Wahrsager, Hexen und Schazgräber. Zum Schazgraben gab jenes Land hinlänglich Gelegenheit. Die alten, zerstörten Römerburgen boten dieselbe allenthalben dar. Eine wichtige Rolle spielten auch die gesegneten Amulette, das Weihwasser, geweihte Zettel, die man noch — im neunzehnten Jahrhundert — als Lukaszettel wider die Viehverzauberung in manchem ärmlichen Stalle aufbewahrt sieht, dann geweihtes Heu. Das half Alles gegen Verhexung des Viehs und der kleinen Kinder. Denn, wer damals nicht an Verschwörung oder Verhexung glaubte, der war ohne Weiters selbst verhext. Welche Rolle damals der Teufel gespielt haben müsse, ist leicht zu ahnen. Da gab's manchen Verdienst für die Teufelsaustreiber. Brachte ihn — den unverschämten, in alle Wohnungen eindringenden Patron — der christliche Priester nicht hinaus, so wurde ein Teufelsbanner von Profession herbeigeholt, und diesem ist die Vertreibung natürlich gelungen. Nachts hat man in wichtigen Zeitmomenten Prozessionen in düstere Haine angestellt. Da hing an irgend einem Baume ein Heiligenbild, und da wurde gebetet. Bei'm Hin= und Zurückgehen hat man denn rechts und links allerlei Gestalten gesehn, und daraus Teufel fabrizirt, und wer's nicht glaubte, der trat in der Dämmerung zu seinem Nachbar, wo sich die Alten vom Dorfe versammelt hatten, da wurden hundert Gespenstergeschichten mit

tausend Betheurungen vorgetragen, und der ungläubige Thomas gieng bekehrt nach Hause. Daß man Jemanden beschreien konnte, unterlag gar keinem Zweifel. Die Alrunen zogen im Lande herum, und weissagten. Dadurch, daß sie selbst an ihre Thorheiten glaubten, glaubten auch die Zuhörer daran. Für den heidnischen Bajobar war es denn doch schmerzlich, so auf Einmal alle seine Götzen einbüssen zu sollen. Er substituirte daher für die Wände seiner christlichen Kirche allerlei Figuren aus Teich oder Wachs gemacht. War Einem bei Gelegenheit eines Todenmahles oder einer sogenannten heiligen Festschmaußerei ein Arm, oder sonst ein Glied seines Körpers verstümmelt worden und der Unglückliche ward nur einigermassen geheilt; so mußte das Bild des verstümmelten Gliedes ohne Weiters an der Kirchenwand hängen. Das half Nichts, wenn der erbitterte Prediger den Merkur einen erbärmlichen Geizhals, einen grausamen, stolzen Menschen, die Venus eine unverschämte Hure, und den Jupiter und Saturn Leute von gleichem Gelichter nannte, die alle damals gelebt hätten, als die Juden in Egypten gewesen wären. Man glaubte an den Gott der Christen, so lange man keinen andern sah. Sobald der verscheuchte Druide seine Wahrsagungen wieder aus den schon oben theilweise berührten Momenten begann, dachte man eben auch unwillkührlich wieder an den alten heidnischen Plunder. In der Nacht am ersten Mai — Walburgisnacht — wurden große Feuer auf Bergen angezündet, und aus alter Angewöhnung um dieselben herum getanzt. Gleiches geschah am St. Johannesabend den 24. Juni. Der Neujahrstag gieng aber über alle anderen Tage des Jahres. Da wurden die alten Bacchanalien gefeiert. In alle möglichen Arten von wilden Thieren verkleidet, liefen Jung und Alt auf den Gassen herum, und trieben die lächerlichsten Dinge, und als heilige Männer diese Gebräuche abstellen wollten, erwiderte man ihnen, das sei in Rom, wo doch der Pabst walte, auch Sitte. Und der Unfug blieb in andern und denselben Gestalten noch bis auf den heutigen Tag. Zu diesem Gemisch von rohem Heiden- und Christenthum kam noch die Menge christlicher Sekten. Alle, die ihr Unwesen in

Italien trieben, schickten ihre Apostel auch in unser Vaterland. Welche Mühe für römische Missionäre! Die Bekehrungen gingen aber auch alle langsam von Statten. Man hatte Jahrhunderte nöthig, bis man der heidnischen Form einen christlichen Geist einhauchte; die Form aber ist bis auf den heutigen Tag oft mit wenigen Modificazionen dort geblieben, wo die Aufklärung ihren segnenden Strahl noch nicht hinsenden konnte. Das waren nun die Bajobarn vom Fürsten bis zum Niedersten, die keinen Begriff von Kunst und Wissenschaft, von höherer religiöser Ausbildung oder von einem geordneten bürgerlichen Zusammenleben hatten, und diesem Volke haben die Franken Gesetze gegeben, deren Grundlage natürlich fränkisch gewesen ist.

§. 62.

Abfassung und Grundlage der Gesetze der Bajuwarn, ihres Kriegswesens und ihrer Staatsverwaltung.

Gegen das Ende des sechsten und am Anfange des siebenten Jahrhunderts gingen die Franken damit um, ihre alten Gesetze heidnischen Ursprunges revidiren und auf christlicher Grundlage neu verfassen zu lassen, um dieselben mit Veränderungen nach Verhältnissen den einzelnen in ihrem Abhängigkeitsverbande stehenden Völkern zu geben. Dagobert I., König der Franken, gab somit den erlauchten Männern Klaudius, Chaudus, Indomagnus und Agilolfus den Befehl, unter seiner Diktatur den Entwurf zu bearbeiten. Diese Gesetzeskommission hat dem Befehle gehorcht, und der Entwurf wurde vom König sankzionirt. So entstanden die Gesetze der Bajuwarn, wie die Bajern damals von den Franken genannt wurden. Die Grundlage derselben war die in ihnen an der Spitze stehende Abhängigkeit unseres Vaterlandes von dem fränkischen Reiche wenigstens vorerst nach Außen; alsdann der Zweck einer fruchtbareren Verbreitung des Christenthums durch das den Geistlichen ertheilte gesetzliche Ansehen, endlich genaue Bestimmung vieler Kriminalrechts- und Straffälle. Weniges ist ausgeführt über bürgerliche Angelegenheiten. Die Rechtsverhältnisse des Klerus bilden den Eingang; allerdings Beweis, daß

geistliche Authorität bei ihrer Abfassung besonders im Spiele gewesen sein mußte. Das canonische Recht bildet eine Hauptquelle für den priesterlichen Eingang. Die Verfassung des Reichs nach Innen war eine beschränkte Monarchie. Die gesetzgebende Gewalt theilte der Herzog mit den Bevorzugten, den Ständen des Landes. Die vollziehende besaß er allein. Die Freien des Landes, Bischöfe, Aebte, Adel, Richter und reiche Eigenthümer, waren die Repräsentanten des Volkes. Alljährlich einmal, in dringenden Fällen zweimal, fand ihre Versammlung am jedesmaligen Hoflager des Herzogs statt. Er saß an ihrer Spitze und machte die nöthigen Vorträge. Hierauf wurde darüber gesprochen, zuletzt abgestimmt. Die Stimmenmehrheit entschied. Der Beschluß wurde sodann von einem Geistlichen, der allenfalls schreiben konnte, aufgeschrieben, vom Herzog aber und seinen Ständen unterzeichnet. Wer seinen Namen zu zeichnen nicht vermogte, machte ein Kreuz. Einen solchen Generalbeschluß nannte man Placitum generale; bei uns Landtagsabschied. Die Abstimmung geschah wahrscheinlich durch Aufstehen und Sitzenbleiben, und die Stände bildeten eine Kammer. Die Sprache, in welcher jene Beschlüße geschrieben wurden, war die lateinische, so wie sie überhaupt die barbarisch gebrauchte Umgangssprache aller sogenannten Gebildeten gewesen ist. Der eigentliche Aufenthalt des Herzogs und der Zentralregirung war in Regensburg. Seine Hofbedürfnisse mußte er aus eignen Gütern, sogenannten Maierhöfen, Schlößern und liegenden Grundstücken bestreiten. Besoldung gab's keine. Ein Staatsamt war ein Ehrenamt. In Aschheim, Dingolfing und Neuching wurden Landtage gehalten. Die Kanzlei des Herzogs hatte ihren beständigen Sitz in der Residenz zum Zwecke der ausübenden Gewalt. Einzelne Schreiber begleiteten ihn auf seine Villen. Staatsdiener, sowol Administrativbeamte als auch Richter, waren begüterte Freigeborene des Landes. Insoferne ihr Geschäft gesetzliche Vortheile auswarf, sogenannte Strafgefälle, bezogen sie dieselben als Belohnung für ihre Mühen. Vom Staate hatten sie Nichts, als die Ehre. Es mußte aber von jenen Straf-

gefällen auch ein Theil an den Fiskus abgetreten werden. Es gab Freie und Leibeigene. Von den Arbeiten der Letztern lebten gewöhnlich die Ersteren. Steuern gab es keine; aber nach römischer Art Zölle. Die Gaugrafen besorgten die Provinzverwaltung nach den Vorschriften der Generalbeschlüsse und Gesetze in bürgerlicher und militärischer Beziehung. Sie waren die Zivilpräsidenten und die Obersten ihrer Gaumiliz, zugleich die Oberrichter in Kriminalsachen. Alles war Soldat, was Waffen tragen konnte. Wie die Stufenreihe vom Cent- oder Gaugrafen abwärts zu dem Zenturio und Dekan gieng; so war's, wenn durch herzoglichen Befehl der Heerbann aufgeboten wurde. Der Dekan versammelte seine Freien mit ihren angehörigen Leibeigenen, und brachte sein Häuflein dann zum Zenturio, der den Befehl über die Hundreda, hundert Mannen, hatte. Diese Kompagnie zog dann zum Gaugrafen, der über alle Hundreden seines Gaues kommandirte, und alle Gaugrafen zogen sich mit ihren Schlachthaufen zum Herzog, welcher den Oberbefehl über die ganze Landesarmee hatte. Das war der Organismus des Heerbannes. Ernähren mußte sich der Soldat selbst; daher war Plünderung in Feindesland das gewöhnliche Thema des damaligen Kriegers. Die Kriegsdisciplin war streng. Die Bewaffnung der Soldaten etwas unzweckmäßig; ihre Taktik wenig. Die größere Anzahl hat in der Regel gesiegt. Ausnahmen finden sich nur dann, wenn sie eine besondere moralische Kraft entwickelt haben. Den Schild im Kampfe zu lassen, war Verbrechen. Kegelförmig waren ihre Schlachthaufen aufgestellt. Die Körper ihrer gefallenen Brüder suchten sie, selbst wenn der Schlachtausgang zweifelhaft war, immer aus dem Treffen heraus, und hinter die Fronte zu bringen. Viele, die sich bei ihrer Nachhausekunft keinen ehrenvollen Empfang dachten, haben ihr Leben durch den Strick geendet.

War kein Krieg; so wurden die Geschäfte des Staates regelmäßig abgehalten. An einem gewissen Orte, den man Mallstatt (mallus) oder Gerichtshof nannte, kam am ersten jeden Monats, oder nach Umständen auch am fünfzehnten desselben der Gaugraf und mit ihm alle unter ihm stehenden Pro-

vinzbeamten an jenem Orte zusammen, um öffentlich Gericht zu halten. Der eigentliche Richter war immer ein Gesetzeskundiger, gewöhnlich ein Priester. Bei solchen Gelegenheiten kamen dann sowol bürgerliche, als auch Kriminalrechtsfälle vor, die aber alle sogleich entschieden wurden. In den wenigsten Fällen wurde der Eid zugelassen, und protestirte Jemand gegen die Wahrheit einer eidlichen Aussage; so trat der Zweikampf ein. Der Sieger in demselben gewann den Prozeß. — Das ganze Land wurde durch diese einfache Verwaltung regirt.

§. 63.

Beschaffenheit des Landes, seiner Kultur und seiner Bewohner.

Das agilolfingische Bajern war begränzt von der Teufelsmauer, dem Lech, den Mittelalpen und der Ens. Das flache Land, so wie die Gebirge waren reichlich mit Waldungen bewachsen. Daher kam es, daß allenthalben noch unversieglicher Stoff für Jagdliebhaber vorhanden war. Es gab alle Arten von wilden Thieren darin. Freier und Leibeigener, Priester und Laie waren daher nothwendige Jäger. Bären und Wölfe gabs im Ueberfluß. Alles übrige Wild fehlte nicht. Wollte daher der emsige Bajer seinen neuen Boden bepflügen und fruchtbar machen, so war er immer nothwendiger Weise Jäger dabei. Hunde aller Art zu halten, war daher nichts Seltenes. Klug abgerichtete Falken holten die wilden Vögel aus der Luft. — Eisen war gerühmt. Gold und Silber wurde meistens vom Auslande bezogen. Salz kam von Reichenhall. Die Bewohner an den Seen von Oberbajern ernährten sich von Fischfang. Fischfang wurde eben so an den uns bekannten Flüssen getrieben. Ackerbau war weniger einheimisch in den Alpengegenden, als in den Strichen an der Donau, der untern Isar und dem Inn. Man baute Korn und Gerste, seltener Waizen. Der Flachs war einheimisch; eben so der Wein. In der Nähe von Regensburg fand man ihn sehr ergiebig. Vieh gab's in Menge. Ochsen

wurden zum Feldbaue, Kühe für's Haus, und Pferde zum Krieg verwendet. Die Einwohner, deren Anzahl sich nicht angeben läßt, die aber wegen vieler damals bekannter Ortschaften in fruchtbaren Strichen nicht unbedeutend gewesen sein mag, theilten sich in Freie und Leibeigene. Ueber beide standen die schon oben genannten fünf adeligen Geschlechter. Diese besaßen die größten Güter im Lande. Die Leibeigenen haben kein Eigenthum besessen, sondern das der Anderen bebaut. Sie galten an der Stelle eines Sacheigenthums, und mußten daher demjenigen, der sie beschädigte oder verletzte, als eine Sache dem Herrn um einen bestimmten Preis wieder vergütet werden. Außer den Freien und Leibeigenen gab es noch Freigelassene, die im Grunde auch nicht viel von den Leibeigenen verschieden waren. Ihr Werth galt nehmlich nur noch einmal so viel, als der eines eigentlichen Sklaven. Aber auch sie konnten verkauft und durften verschenkt werden. Von ihnen entstand der Zehent. Um nehmlich keine unmittelbare Sorge für den Anbau ihrer Grundstücke zu haben, verschenkten die Herren dieselben an die Freigelassenen unter der Bedingung, daß sie dieselben bebauten, und von den Früchten aller Art ihnen den zehnten Theil abgeben, dann einen Bodenzins, ebenfalls in Getreide bestehend, Gilt genannt, entrichten, und endlich Frohndienste verrichten oder scharwerken mußten. Die Frohndienste waren die drückendste Last. Ihre Modifikazionen sind unzählig. — Die vorzüglichsten Städte des Landes waren die von den Römern schon erbauten, in Trümmern theils, und wieder errichteten Kastelle. Augsburg und Salzburg, Regensburg, Freising und Passau waren die ersten. — Klöster gab's auch schon allenthalben, und zwar männliche und weibliche. Die Priester des flachen Landes, Pfarrer genannt, wurden vom Volke unterhalten, woher das Patronatsrecht stammt. Der Freie hatte sein Landgut mit einem Zaun oder einer Hecke umgeben, und somit sein zu kultivirendes Eigenthum in der Nähe, da seine Wohnung gewöhnlich in der Mitte stand. Neben einer solchen Villa entstanden nach und nach ganze Dörfer, indem sich seine Leibeigenen in der Nähe des freien Eigenthümers an-

siedelten, woher die Gerichtsbarkeit in rohen Umrissen zu leiten sein möchte, indem der Gutsbesitzer unumschränkter Herr seiner leibeigenen Nachbarn war. Das ganze Land war in Gaue eingetheilt, welche ihre Benennungen von der Lage, den Produkten, Flüßen oder Seen hatten. Oft hatten mehrere Gaue wieder einen Kollektivnamen, z. B. Oberbajern hieß der Sundergau. Die einzelnen Gaue waren der Ardingau, der Westergau, Isemgau, Chiemgau, Sundgau, Pärgengau, Hausengau, Ammergau, Wallgau, Salzburggau, Pinzgau, Pongau, Lungau, Norigau, Inngau, Pustergau, Vinstgau, Schweinachgau, Traungau, Ufgau, Atargau, Mattichgau, Rottachgau, Quinzingau, Donaugau, Chelesgau, Snalafeldgau, Riesgau, Virngrundgau, Albegau, Ogesgau, Augstgau, Burggau, Illergau und Keltensteingau. Ihre Grenzen lassen sich nie ganz mit Bestimmtheit angeben. Eben so wenig kann gesagt werden, ob und wann die eigentlichen Gränzgaue von Bajern in ihrem gewissen Umfange gewonnen oder verloren worden sind. Was die Gränzbestimmungen nach sicherer Genauigkeit betrifft, so ist sie wohl dort anzunehmen, wo Flüße oder andere natürliche Linien sich fortziehen; aber nie außerhalb derselben in Ebenen oder Wäldern.

§. 64.

Gesetze der Geistlichkeit.

Der Bischof ist Summus Pontifex, hoher Priester. Er wird daher nur von Priestern, nie von Laien prozessirt und verurtheilt. Der Todesstrafe kann er nie unterliegen. Alles, was man ihm thun kann, ist, daß man ihn seines Amtes entsetzt und des Landes verweiset. Er mag ein Hurer, ein Ehebrecher, ein Mörder, ein Staatsverräther; er mag sein, was er will. Sein Leben kann ihm Niemand rauben. Die Ueberweisung fruchtet nichts für die Todesstrafe. Der Bischof wird vom Herzog gewählt, vom Pabste bestätigt und geweiht. Alle geistlichen Personen, männlichen und weiblichen Geschlechtes, stehen unter seiner Jurisdikzion. Ueber einen Priester oder

eine Nonne hat ein weltlicher Richter kein Recht. — Jedes Verbrechen, das aber ein Laie gegen oder an einem Priester verübt, wird mit doppelt so vielem Gelde gebüßt, wie gegen oder an einem Laien. Mit dem Tode wird überhaupt auch kein Laie gestraft, wenn er auch Hand an einen Bischof gelegt haben würde. Hat er einen Bischof ermordet, so wird ein hohler Stock gefertigt, der für den Lebenden zur Stüze etwa recht gewesen sein mogte, derselbe alsdann mit Blei gefüllt, und was er dann wiegt, so viel muß der Missethäter in Gold bezahlen. Hat er das nicht; so muß sein ganzes übriges Vermögen zugesteuert werden. Reicht aber auch das, wie natürlich, nicht aus; so fällt er mit seiner ganzen Familie der Kirche als Leibeigner anheim, in welchem Zustand er so lange bleibt, bis er seine Schuld gänzlich abgetragen hat. Wer einen Pfarrer beleidigt, zahlt die Beleidigung dreifach; einen Subdiakon, doppelt. Der Pfarrer kostet 300, der Diakon 200 Solidos. Quod autem non rapit Christus, rapit Fiscus; an den Staat muß der Mörder außerdem noch 60 Solidos erlegen. Für Mönche, Nonnen, Subdiakonen, Lektoren, Exorzisten wird das Doppelte gezahlt. Die Person kostet 200 Solidos, netto 1266 fl. 40 kr., da ein Solidus 6 fl. 20 kr. nach unserem Gelde betrug; eine enorme Summe für die damalige Zeit. Leibeigene werden am Körper gestraft. Sie verlieren Hände und Augen, wenn sie sich an kirchlichen Sachen vergreifen. Der freie Mann hingegen zahlt das gewöhnliche Sühngeld und außerdem noch 60 Solidos an den Fiskus. Wer der bezeugten Anschuldigung widerspricht, muß 24 Zeugen als Eidhelfer, Sakramentalen, bringen; und diese müssen die Wahrheit seines Widerspruchs eidlich erhärten. Widerspricht Jemand dennoch diesen Eiden; so kommts zum Zweikampf, oder zur Feuer- und Wasserprobe. Dadurch, daß die körperliche Subsistenz der Geistlichen lediglich von dem guten Willen der Pfarrkinder abhieng, erhielt das folgende Gesetz sein Entstehen. Jeder freie Mann darf „zu seinem Seelenheile?!“ an die Kirche schenken, was und wie viel er will. Keine weltliche oder geistliche Obrigkeit kann ihms wehren. Nur wenn er

Söhne hat, muß er mit diesen sein Eigenthum zuvor theilen. Der halbe Theil gehört dann der Kirche. In Zukunft mußten seiner armen Seele zur Erlösung aus dem Fegfeuer Jahrtage gehalten werden. Seine Erben haben keinen Anspruch auf das Eigenthum der gemachten Schenkung. Machen sie ihn aber dennoch; so erstatten sie das widerrechtlich an sich gerissene Gut der Kirche, und zahlen — wie klug! — dem weltlichen Richter nebenbei drei Goldunzen. So bekam die Kirche Vermögen, und durch den Mangel an Geld, Leibeigene, die sie dann frei ließ, und von ihren Arbeiten Zehent, Gilt, Scharwerk oder Frohndienste nahm. Die Dogmen des christlichen Glaubens zu lehren, die Art und Weise und derselben Umfang lag in den Händen der Geistlichkeit. Die Gesetze bestimmen darüber Nichts. Aber die Feier des Sonntages prägen sie mit außerordentlichem Ernste ein. Wer am Sonntag mit ein Paar Ochsen ausfährt, verliert den Handochsen. Wer Getreide schneidet oder Gras mäht, bekömmt die ersten zweimal einen tüchtigen Verweis, das dritte Mal fünfzig Prügel; auch der Priester darf auf Gottes Befehl den freien Mann schlagen. Helfen diese nicht, so nimmt man ihm den dritten Theil seines Vermögens; und ist auch dieses Mittel nicht hinreichend, ihn zu bessern; so wird er ein Leibeigener der Kirche. Sündigt gegen das Gebot der Sonntagsfeier ein Leibeigener; so bekommt er anfangs Prügel, und bei Wiederholung verliert er die rechte Hand. Man darf, sagt das Gesetz, Gott nicht zum Zorne reizen — das waren christliche Begriffe für Heiden — damit er uns nicht mit schlechter Ernte und Hunger geißle. Das Gotteshaus war aber für jeden schuldig oder unschuldig Verfolgten ein Asyl, eben so das zum Gotteshause gehörige Priestergebäude, z. B. Kloster. Selbst Nonnenklöster konnten das Verbrechen schützen. Wer Jemanden mit Gewalt, ohne Gott die Ehre zu geben, diesen seinem Schutzorte entreißt; der zahlt 40 Solidos an die Kirche, und 40 an den Fiskus. Aus diesem Gesetze gieng natürlich nicht selten die Rettung eines Unglücklichen, eines Unschuldigen, aber auch nicht selten die Straflosigkeit eines schuldigen Verbrechers hervor. Die Anstalt

überhaupt aber war zum Vortheile der Kirche; denn es läßt sich wohl annehmen, daß mancher flüchtige Verbrecher seinen geistlichen Errettern später durch Schenkungen dankbar gewesen sei.

In Beziehung auf Priesterehen galt Folgendes: Mönche dürfen nicht heurathen, und sobald sie ihr Gelübde abgelegt haben, auch nicht mehr in den Weltpriesterstand zurücktreten. Bigamie ist verboten. Ein Mann kann kein Priester werden, der sich schon vorher mit zwei Weibern verehlicht hat, oder dessen eine Frau, als er mit ihr getraut wurde, keine Jungfrau gewesen ist. Stirbt die Frau eines Priesters; so darf der Wittwer nicht mehr in den Ehestand treten. —

An Sonn- und Festtagen muß der Pfarrer ein feierliches Amt, vor dem Amte aber eine Predigt halten. Das Volk steht in der Kirche. An Werktagen werden für die Verstorbenen, die natürlich vorausbezahlt haben, Seelenmessen gelesen. Die heiligen Sakramente müssen regelmäßig verwaltet werden. Fasttage sind die vier Quatemberzeiten; dann der Samstag vor Ostern und Pfingsten. Am grünen Donnerstage wird das heilige Oel geweiht. Bittgänge oder Prozessionen dürfen allenthalben gehalten werden.

Aus allen diesen kurz angegebenen gesetzlichen Notizen folgt, daß schon am Anfange des siebenten Jahrhunderts die Voraussetzung, als seien die Bajobarn Christen, öffentlich als Norm galt. Die spätern Bekehrungen stossen diesen Satz nicht um; denn wenn auch hundert Jahre nach obiger Gesetzgebung Herzog Theodo erst getauft wurde; so erkennen wir daraus nur, daß das Christenthum der damaligen Zeit ein rauhes, unkultivirtes Produkt gewesen sein müsse. Es bestand kein gesetzlicher Zusammenhang mit Rom, und als die römischen Missionäre heraus kamen, um diesen Zusammenhang herzustellen, fanden sie ein heidnisches Christenthum, welches sie wieder auffrischen mußten. Wer daher schon einmal getauft war, wurde wieder getauft, damit auf die unächte die ächte Taufe folge. — Das Christenthum war überhaupt erbarmungswürdig. Man hieß Christ, feierte den Sonntag, ehrte die Geistlichen, trank auf das Wohlsein der Heiligen, prozessionirte und betete Litaneien,

und das war vorläufig genug. Daher kann man vom Christenthume in Bajern nur dann sprechen, als ein Zusammenhang mit dem römischen Stuhle Statt findet; denn nach den Ansichten der römischen Apostel war jedes andere Christenthum natürlich nichtig. Daher sagt auch der heil. Eberhard im Leben des heil. Ruperts, daß dieser Bekehrungsapostel viele adelige und unadelige Männer zum wahren Christusglauben durch die heilige Taufe regenerirt, wiedergeboren habe. Diese Getauften waren demnach schon Christen, jedoch heidnische, keine römischen, und wer kein römischer Christ gewesen ist, der war nach Ansicht jener Bekehrer ein Heide, wenn er auch schon getauft gewesen sein sollte. Um sein Primatsrecht überall zu verbreiten, hat der römische Stuhl natürlich alle diejenigen Heiden nennen müssen, welche nicht ihm, sondern blos ihren Bischöfen anhiengen. Das Wort „Idolatrie" kommt daher in den Legenden der damaligen Zeit sehr oft vor, und bedeutet in den meisten Fällen nichts Anderes, als ein christliches Heidenthum, eine Sekte. Gregor selbst hat daher an den heiligen Bonifazius den Befehl ertheilt, alle diejenigen wieder zu taufen, die von Heiden getauft worden seien. Ein Heide aber tauft nicht, und tauft er; so wird er blos deswegen ein Heide genannt, weil er nicht römisch-katholisch ist, also zu den Schismatikern gehört. Der Pabst sagt sogar, ein Priester dürfe in seiner Messe nur für die verstorbenen Katholiken das Memento machen, aber nicht für die Gottlosen, wenn sie auch wirklich Christen gewesen seien. Bei allem diesem war es dem Pabste nur darum zu thun, sein Primat auf Bajern auszudehnen; denn als Bonifacius seinem Taufeifer durchaus keine Schranken setzte; sondern die Sache, nicht aber die Politik des römischen Stuhles im Auge hatte, und daher alle diejenigen taufte, von denen er eben glaubte, sie seien nicht richtig getauft, wenn auch die Unrichtigkeit in der bloßen Form bestand, abgesehen davon, daß der Täufer die Anhänglichkeit an den römischen Stuhl durchaus beobachtete; so schrieb ihm der Pabst Zacharias, daß er selbst eine Ketzertaufe nur durch Auflegung der Hände reinigen solle. Die Ketzerei bestand aber darin, daß ein

ignoranter Priester bei der Taufe die Worte gesprochen hatte: baptizo te in nomine Patria, et Filia et Spiritua Sancta. Und als die wiederholten Bekehrungen die römische Authorität in unserm Vaterlande einigermassen geltend machten; da kamen schon römische Gesandte an den Regensburger-Hof, und berathschlagten mit dem Herzoge und der Geistlichkeit, so wie mit seinen Adeligen die Bedürfnisse der Kirche. Jener Priester, dessen Wahl nach den canonischen Gesetzen des römischen Stuhls ist, der auch den rechten Glauben hat oder ihn annehmen will, wird als Mitglied der römischen Kirchengemeinschaft angesehen. Wer nicht, wird verbannt. Dabei wird dem Herzog empfohlen, Bisthümer zu errichten. Die Wahl für taugliche Subjekte der Art steht dem Landesherrn zu; findet er jedoch keines, so wählt und schickt der Pabst Erzbischöfe. Den Geistlichen wird auch durch den heiligen Bonifazius die Ehelosigkeit empfohlen. Doch sie können heurathen. Einem Laien ist blos die Bigamie und die Heurath in die nächste Blutsverwandtschaft streng untersagt. Die Jungfrauschaft sei jedoch aller Ehe vorzuziehen. Pferdefleisch darf man genießen, unrein aber ist jedes Götzenopfer. Verzauberung und Hexenkünste sind Thorheiten. Scharf gelehrt muß der Glaube an eine künftige Auferstehung werden. Auf Ewig verdammt ist blos der Satan und seine übrigen Teufel; also kein Ketzer, welchen die Päbste erst später, als sie volle Authorität haben, verdammen lassen. Vorläufig war der Bekehrungszweck auch kein anderer, als die Vereinigung mit dem römischen Stuhle, und diese wurde erreicht. Irrlehrer kamen zwar noch in Menge; aber sie hatten nur einen Einfluß auf Einzelne, nicht auf die Hauptmasse der Nazion, die immer in Verbindung mit dem römischen Stuhl blieb.

§. 65.

Bürgerliche Gesetze.

Der Herzog des Landes wird von den Freien, der Geistlichkeit und den Adeligen des Volkes gewählt, und vom Kö-

nige der Franken oder Austrasier bestätigt. Das Volk hat freie Wahl; aber es muß der Gewählte nach uraltem Rechte ein Mitglied der agilolfingischen Familie sein. Der Frankenkönig ist oberster Souverän des Landes Bajern schon deßwegen, weil er dem Lande die Gesetze gegeben hat. Er kann den Heerbann aufbieten vermöge Dekrets, das er an den Herzog ergehen läßt. Widerstrebt der Herzog dem königlichen Befehle; so macht er sich dadurch der Regirung verlustig. Der König kann einen untreuen und ungehorsamen Herzog absetzen. Uebrigens kann der Herzog, als Inhaber der vollziehenden Gewalt und als zweiter Souverän des Landes, Vorschriften geben, nach Willkür die Administrazion leiten, Krieg und Frieden beschließen, über Leben und Tod verfügen, wenn seine Anordnungen und Befehle nur nicht gegen den König und sein oberstes Recht gerichtet sind. Die Person des Herzogs ist heilig und unverletzlich. Wer sich an ihm vergreift oder ihn ermordet, hat das Leben verwirkt, und sein Vermögen fällt dem Fiscus anheim. Wer in seinem gegen das Leben des Herzogs gemachten Anschlag ergriffen wird, über dessen Leben und Güter schaltet der Herzog nach Willkür. Eine scheinbare Kollision findet sich gleich darauf in dem Gesetze. Es wird nämlich des Herzogs Lebenswerth aufs Sechsfache höher gesetzt, als der eines andern freien Mannes, als wenn der Mörder des Herzogs sich loskaufen könnte. Doch dieses Gesetz scheint nur in der Rücksicht gegeben worden zu sein, als jener angegebene Normalpreis die Grundlage für alle andern Vergehen gegen den Herzog bildet, die somit immer sechsfach höher vergütet werden müssen, als bei andern freien Männern; vielleicht auch deswegen, wenn sich ein Ausländer, ein Franke, an der Person des Herzogs vergreifen will. Das Gesetz bestimmt ferner die Enterbung und Verstossung desjenigen Prinzen, der bei Leben des Vaters nach der Herrschaft strebt. Die Richter des Landes, so wie alle übrigen Stellen und Behörden sprechen übrigens im Namen des Herzogs. Der herzoglichen Würde verlustig wird derjenige, welcher den obersten Anordnungen des Königs widerstrebt, oder zur Regirung körperlich

oder geistig unfähig wird. Ein Herzog, der weder Richter noch Krieger sein, der kein Pferd besteigen, und keine Waffen führen, der entweder nicht sehen oder nicht hören kann, verliert die herzogliche Würde. Die Mitglieder der agilolfingischen Familie standen nach dem Herzog unter allen Freien des Landes im höchsten Werth. Jedes an ihnen verübte Verbrechen oder Vergehen muß vierfach vergütet werden im Verhältniß zum Normalpreis eines einzigen gewöhnlichen freien Mannes. Dieser kostet 160 Solidos, ein Agilolfinger 640. Nach den Agilolfingern besaßen den vorzüglichsten adeligen Rang die Huosi, Trozza, Sagana, Hahilingua und Aenion. Ein Mitglied aus ihnen stand gegen einen andern freien Bajern in doppeltem Werth. 320 Solidi bildeten für dasselbe den Normalpreis. Ein solcher Normalpreis hieß Wehrgeld. Der König der Franken hat im Bajerlande Vasallen und Güter. Der Herzog ebenfalls. Seine Einkünfte beschränken sich auf die Erträgnisse jener Güter und Vasallen. Die Todesstrafe steht nur auf dem Verbrechen des Regentenmordes oder des Versuches zu demselben, und auf dem Verbrechen des Hochverrathes. Alle übrigen Verbrechen und Vergehen werden mit Geldstrafen gebüßt. Der freie Bajer duldet keine Fesseln und Schläge. Das konnten einst nur die heidnischen Priester auf Befehl Gottes; aber kein König und Herzog, zudem, da sie ihre Herzoge nur ihres guten Beispieles, nicht aber der strengen Ausübung ihrer Herrschaft wegen zu Fürsten des Landes wählen. Freiheit auf seinem Eigenthume, auf seinen Allodien ist des Bajobarn höchstes Gut. Diesem Grundsatze widerstreiten aber die hohen Strafgelder, die er im Falle eines Verbrechens oder Vergehens zahlen muß; denn was sehr oft beim Mangel an Geld in der damaligen Zeit der Fall sein konnte, wenn das Geld nicht ausreicht; so muß er seine Freiheit einsetzen; bis sich etwa Mittel finden, seine Person wieder los zu kaufen. Wer sich im verbotenen Grade verheurathet, dessen Vermögen fällt an den Fiskus. Wer ein Thier des Nachbars tödet, ersetzt dasselbe. Der Mord eines Leibeigenen kostet 20 Solidos, der eines Freigelassenen 40. Wurde jedoch

der Leibeigene nicht sogleich auf dem Plaze tod; so zahlt der Verbrecher nur 4 Solidos. Der Mord eines freien Mannes kostet 160 Solidos an die Verwandten, im Mangel von diesen an den Lehenherrn, und wenn auch kein solcher da war, an den Herzog. Alles wird nach Geld geschätzt. Ein abgehauener Mittelfinger gilt 5 Solidos, der Daume 12; das Auge eines Leibeignen kostet 6 Solidos; das eines Freigelassenen 10, eines Freien Auge aber 40 Solidos. Das Ohr eines Leibeigenen gilt 1½ Solidos, das eines Freigelassenen 10, und eines Freien 20. Verbrechen oder Vergehen an Weibern kosten das Doppelte, weil sie wehrlos sind.

Ein Diebstahl am Hof des Herzogs, an einer Kirche, den öffentlichen Gebäuden, Mühlen und Schmieden wird sieben und zwanzigfach, ein gewöhnlicher Diebstahl neunfach ersetzt. Wer einen Diebstahl verhehlt, unterliegt derselben Strafe, wie der Dieb. Der Käufer eines gestohlenen Gutes gibt dasselbe zurück, und zahlt 12 Solidos an den Fiskus. Wer einen freien Menschen raubt, zahlt 160 Solidos, und wenn er ihn wieder zurückbringt, 80. Ein Brandstifter vergütet die Verletzung, und zahlt 40 Solidos an jeden Betheiligten, den Weibern das Doppelte. Wer einen Zaun beschädigt, zahlt 3; eine Landstraße 12; einen Vizinalweg 6; einen Gehweg 3; einen Gemeinbrunnen 12 Solidos, nebstdem muß er die Beschädigung repariren lassen.

Das Haus eines freien Mannes ist Jedermann nach seinem Willen verschlossen, er muß es nur dann öffnen, wenn fremdes Gut in demselben ist. Monogamie ist gesetzlich. Wer aber den Anverwandten des Weibes nebst dem eingebrachten Heuratsgute noch 48 Solidos hinaus bezahlt, kann seiner Frau los werden. Wer die Frau eines freien Mannes zum Ehebruch verleitet, zahlt 160 Solidos. Das Verbrechen ist dadurch getilgt. Ist der Verführer ein Leibeigener; so gehört derselbe dem Gatten des verführten Weibes, und sein früherer Herr muß noch 140 Solidos darauf zahlen, weil ein Leibeigener nur 20 kostet. Wer eine freigeborene Jungfrau schwängert, zahlt 12; für eine freigelassene 8; und für eine leibeigene 4 Solidos. War der Thäter ein Leibeigener; so fiel er den Verwandten der Ver-

führten anheim. Der Jungfrauenraub kostet 80, der einer Wittwe 120 Solidos, davon fallen 40 in die Staatskasse. Mishandlung und daraus entstandene üble Folgen einer schwangern Person kostet 4 bis 53 Solidos, je nachdem nehmlich die Folgen selbst sind. Kindsabtreibung von einer Magd wird mit zweihundert Geiselhieben gestraft. Eine Freigeborne, wenn sie in dieser Beziehung Verbrecherin ist, fällt als Sklavin dem Herzog anheim. Ueberhaupt kann der Herr mit einem verbrecherischen Unfreien nach Belieben verfahren. An Freien kann aber Verbrechen und Vergehen mit Geld gebüßt werden. Die Freigelassenen oder besser Kolonisten waren eigentlich die Bebauer der Kirchengüter. Sie müssen daher Gilt oder Zehent von Aeckern und Wiesen an die Kirche zahlen. Wo es Weinberge gibt, erstreckt sich die Zehentpflichtigkeit auch auf sie. Außerdem muß sich der Kolonus auch zu häuslichen Diensten verwenden lassen, frohnen — das die schädlichste Pflicht für ihn. Ein Kolonus ist zwar in Beziehung auf die Sache nicht frei, aber doch so ziemlich in Betreff seiner Person. Kolonisten waren gewöhnlich arme Freie. Der Leibeigene war beinahe rechtlos. Drei Tage muß er auf herrschaftlichem Gute arbeiten, drei Tage kann er es in der Woche für sich thun. Um so weiter erstreckt sich sein Dienst, je mehr er vom Herrn Materialien zum Geschenke erhalten hat.

Jeden Monat ist, wie schon gesagt wurde, einmal, nöthigenfalls in einem Gaue auch zweimal Gericht. Den Vorsitz des Gerichtes führt der Gaugraf als Provinzpräsident der Justiz, der Verwaltung und des Militärs. Den übrigen Gerichtsrath bilden die Zenturionen und Dekane. Der Aktuar des Gerichtes ist ein gesetzeskundiger Priester, der außerdem noch schreiben kann. Außerdem findet sich noch eine bestimmte Anzahl freier Männer am Gerichtsorte ein, welche zur Mitberathung verpflichtet sind. Mit Aufmerksamkeit hören die Richter die Vorträge der partheilichen Mandaten an, entscheiden alsdann durch Stimmenmehrheit zu Recht, und der Prozeß ist abgethan. Ist die verlierende Parthei mit dem richterlichen Ausspruche nicht zufrieden, so kann sie sich auf 24 Sakramen-

talen berufen. Und werden auch diese Eide, was jedoch selten geschieht, in Zweifel gezogen; so entscheidet der Zweikampf oder das Urtheil Gottes in der Wasser- und Feuerprobe. Wer nicht kämpfen kann, erkauft sich Kampionen, die für ihn kämpfen. Kein Leibeigener oder Freigelassener kann jedoch vor Gericht erscheinen. Für ihn erscheint sein Herr.

In Beziehung auf das Eherecht bestimmt das Gesetz Folgendes. Da die Frau in Anstrengungen und Gefahren des Mannes Genossin, also in Frieden und Krieg verpflichtete Theilnehmerin ist; so ist sie auch Theilnehmerin an dem, was der Mann mit ihr erwirbt. Sie steht unter der Herrschaft des Mannes. Das mitgebrachte Heurathsgut bleibt ihr Eigenthum. Als Wittwe behält sie es nebst einem lebenslänglichen Kindstheil, der jedoch bei Wiederverheurathung oder Tod auf die Kinder und beim Mangel derselben an den Geber zurückfällt. Das väterliche Vermögen erben ab intestato die Söhne zu gleichen Theilen; in Ermangelung von Söhnen treten Töchter ein. Sind keine Kinder da; so fällt die Erbschaft ab intestato an die Frau. Die Frau tritt in die Würde des Mannes. Der Mann kann sich jedoch aus triftigen Ursachen von ihr trennen. Leibeigene haben kein Erbrecht. Jedoch werden sie der Barmherzigkeit der Erben empfohlen.

Hat ein freier Mann keine Kinder; so kann er durch Testament letztwillig verfügen. Bis zum siebenten Grad erben seine Verwandten ab intestato. Fehlen diese Grade; so wird der Fiskus Erbe. — Das sind die vorzüglichsten Gesetze der Bajuwarn. Man sieht wie gering und wenig umfassend sie gewesen sein müssen, sobald sie in Anwendung kamen. Die Hauptsache in ihnen ist die Schätzung der Menschen nach Geld und die daraus entspringenden Folgen der Sklaverei. Zuletzt wurden die Geistlichen und Adeligen Herren des Landes und ihrer Bewohner. Statt das Volk zu heben, haben solche Gesetze dasselbe niedergedrückt. Sie sind daher die Quelle der Abhängigkeit der meisten Ahnen von ihren Gutsherrn oder Klöstern und Kirchen. Alle Patrimonialrechtsverhältnisse stammen zuletzt aus jenen Gesetzen ab. Und wie auffallend — wir fin-

den in denselben durchaus keine Vorschrift gegen das Heidenthum, und wenige zu Gunsten des Christenthums. Viele Bibelsprüche finden sich wohl in ihnen; aber keine Disziplinarvorschriften. Ihre Tendenz geht lediglich dahin, den drückendsten Aristokratismus durch alle Klassen zu befördern, dem Könige der Franken die Oberherrschaft zu sichern, und die adeligen Familien des Landes auf gleiche Art zu absoluten Herren ihrer Untergebenen zu machen. Statt die Bajobarn zu moralischem Werthe zu erheben, haben diese Gesetze sie nur mehr erniedrigt. Das neunzehnte Jahrhundert hat noch genug zu thun, um sich von den Folgen jener absoluten Aristokratenvorschriften los zu kaufen.

Außer den obengenannten Gesetzen bemerken wir nur noch Einiges über das Münzwesen der damaligen Zeit. Alte und längst bekannte Münzsorten haben unsere Ahnen geliebt. Nach dem Silber strebten sie jedoch mehr als nach dem Golde, weil jenes dem Gebrauche besser zusagte. Nach dem Gesetze giebt es Gold- und Silber-Solidi, Denaren und Tremissen. Diese Benennungen zeigen den römischen Münzfuß an. Das Geld stand natürlich in einem weit niederen Preise, als bei uns.

§. 66.

Rückblick auf das siebente Kapitel.

Wenn der Egoismus der Aristokrazie dem Volke Gesetze gibt; so sind solche Gesetze die Quelle zur Sklaverei. Der Gesetzgeber der Bajobarn war der Franke. Durch seine Gesetze half er seiner Politik. Nicht geradezu hat er die Stämme unseres Vaterlandes unter seinen herrschsüchtigen Szepter gebracht; Bajern war nicht eine unmittelbare fränkische Provinz; aber durch solche Gesetze mußte und konnte es dieselbe werden. Die mittelbare Oberherrschaft über unsere Ahnen hat den Franken ihr den Bajern gegebenes Gesetz sankzionirt. Der König ist Obersouverän; der Herzog sein gnädigst eingesetzter Unterherr. Der Herzog ist ferner nicht Eigenthümer des Landes oder des Volkes. Er ist blos der momentane Eigenthümer der ausübenden Gewalt. Er kann sogar aus gewissen Gründen von der

Regirung entfernt werden. Das verliehene Recht kann der König zurücknehmen, und Anderen, die seiner Politik besser zusagen, verleihen. Unabhängig steht jeder Freie von Seite des Herzogs. Es gibt keine Interessen der Einheit. Um so leichter wird die Trennung. Zudem hat der König Vasallen, er hat Allode im Bajerland. Er kann und wird sie zu seinem Zwecke benüzen. Wie das Verhältniß im Großen; so ist es im Kleinen. Durch die rechtswidrige Anmassung der Oberherrschaft, des Obereinflusses ist dem König die Aussicht befestigt, Bajern zum gänzlich fränkischen Lehen zu machen. Durch den Reichthum der Großen in Bajern und ihren daraus erfolgenden Einfluß auf minder Begüterte, durch die Rohheit des Volkes und die Geldstrafen des Gesetzes wird den Adeligen die Herrschaft in ihrem Sprengel, den ärmeren Freien die Sklaverei gesichert. Ein trauriges Loos für die früheren Bewohner unsers Vaterlandes. Von einem Gesammtinteresse des Volkes kann bei solchen Gesetzen durchaus keine Rede sein. Es handelt sich bloß um das Interesse des Adels und der Geistlichkeit. Die Religion nahm man zum Vorwande, um dem Volke tausend Herrscher aufzudringen. Der Herzog ist die abhängige Mittelperson zwischen dem Oberherrn und seinen Ständen. Von dem Einen oder den Anderen wird er zum tauglichsten Zwecke benüzt; und die Folge ist, daß er immer verloren sein muß, sobald er sich gegen die Interessen eines Theiles souverän zeigen will. Dreizehn Jahrhunderte sind vorüber, und noch schmerzen die Wehen jener Gesetze. Tausend eigennüzige Rechtsverhältnisse sind durch sie entstanden, wenige mit Gewalt zerstört worden. Mancher Landmann seufzet noch unter dem Druck aristokratischer oder geistlicher Interessen. Den Geist des Christenthums zu verbreiten, daran lag dem Gesetzgeber weniger, als an der Ausbildung seiner den Geist gar oft tödenden Form. Statt die Zivilisazion zu wecken, hat man sie erstickt, und Jahrhunderte haben ihr Haupt willig dem Aristokratendruck der Priester und Laien beugen müssen. Kein Tag erwacht von jener Zeit an. Ein mystisches

Dunkel lagert sich auf den gesegneten Gauen unseres Vaterlandes, bis das neunzehnte Jahrhundert es einiger Massen gewagt hat, die Fesseln jener zum barbarischen Gewohnheitsrechte gewordenen Gesetzgebung theilweise zu zerschlagen. Wie wohlthätig ist die Freiheit, wenn sie von dem milden Strahl einer vernünftigen Aufklärung beleuchtet wird! Möge sie nie mehr dunkeln durch Partheien und Zwietracht, damit es keinem Franken mehr einfällt, uns oder unsere Enkel durch aufgedrungene Gesetze wieder in Fesseln zu schlagen! —

Achtes Kapitel.

Bajern unter Tassilo I. und Garibald II.

Kranke schlafen bei Tag, wachen bei Nacht.

§. 67.

Abstammung und Familie Tassilo's I.

Wir wissen über die direkte Abstammung Tassilo's I., Nachfolger Garibalds I., Nichts. Daß er aus dem Geschlechte der Agilolfinger stammte, war gesetzlich. Ob er ein Sohn Garibalds I. gewesen ist, bezweifeln wir deswegen, weil aller politischen Konjunktur gemäß, und selbst nach den klaren Buchstaben des Gesetzes — qui fidelis regi erat — die Annahme gerechtfertigt wird, Garibald I. sei von dem Frankenkönig treulos befunden, und daher vom Throne gestürzt worden. War aber dies der Fall, so können wir aus guten Gründen muthmaßen, daß die Franken nicht den Sohn des Garibald, sondern irgend einen Agilolfinger auf den bajerischen Thron gesetzt haben. Weil aber das Gesetz die Nothwendigkeit der Thronfolge Bajerns in der agilolfingischen Familie ausspricht, so glauben wir, Tassilo I., den wir als Nachfolger Garibalds kennen, sei ein Vetter, ein Verwandter Garibalds gewesen. Im Jahre 595 wurde Tassilo Herzog. Der Frankenkönig Childebert hat ihn dazu ordinirt. Er besaß die herzogliche Würde — was wir ebenfalls nicht sicher wissen — bis etwa zum Jahre 609 oder 610. Vertrieben wird er von der Regirung nicht; denn ihm folgt sein Sohn in derselben. Wer die Gemalin Tassilo's I. gewesen sei, ist unbekannt. Welche Nachkommen er außer Garibald II. gehabt habe, wissen wir gleichfalls nicht. Die Bajern der damaligen Zeiten besaßen keine historischen Talente, und die Franken sagen uns den Namen des Herzogs und seine Kriege mit den Slaven.

Gestorben ist Tassilo in Regensburg, wo er also auch wahrscheinlich begraben liegt.

§. 68.

Slavenkrieg.

Von den Hunnen, den wildesten Stämmen Asiens, hatte man schon seit geraumer Zeit Nichts mehr gehört. Die größten und zügellosesten Haufen hatten sich über die Donau gegen das alte Vaterland zurückgezogen, und man sollte glauben, die Völkerwanderung sei von ihrer Seite als geschloßen anzusehen. Allein kaum waren die Longobarden aus Pannonien gegen Italien vorgerückt, als die nachstürzenden Ueberbleibsel der Hunnen die von Jenen verlassenen Sitze einnahmen, und die alten, verheerenden Kriege erneuerten. Jenseits der Donau, in Böhmen und Mähren bis tief nach Polen und Rußland, diesseits in Pannonien und Norikum schwärmten sie herum. Was vor ihnen lag, war ihr Feind. Feinde waren daher für sie die Franken und alle Nazionen, die deren Oberhoheit anerkannt hatten; also auch die Bajern. Von der Mündung der Ens in die Donau bis tief in die Steirer- und Kärntneralpen zog sich die Einfallslinie zwischen Bajern und Pannonien hin. Einen Hauptstamm von ihnen nannte man die Avaren, welche wahrscheinlich größtentheils die südöstlichen Sitze von Böhmen und Mähren inne gehabt haben. Kaum saß Tassilo I. einige Jahre ruhig auf dem Throne, als die Slaven in sein Reich einfielen. Der Heerbann wurde von ihm aufgeboten, und es zogen die bajerischen Fahnen den Räubern entgegen, drängten sie zurück, und besiegten sie in einer mörderischen Schlacht 596. Die Slaven fliehen und werden auf ihrer Flucht von 2000 Bajern verfolgt. Da zieht der Avarenchan den verwandten Slaven zu Hilfe, fällt den sie verfolgenden Bajern in den Rücken, und ihrer Niederlage ist nicht mehr zu entfliehen. Sie fallen insgesammt. Als die Nachricht davon an den Hof des Herzogs nach Regensburg gelangt, fällt Alles in die größte Bestürzung, und man glaubt schon, die wilden Nachbarn vor den Mauern

der bajerischen Hauptstadt zu sehen. In dieser Noth werden Boten an den fränkischen Hof geschickt, um dessen Vermittelung in dieser schwierigen Sache zu erholen. Als nehmlich jene 2000 Bajern gefallen waren, kehrten die fliehenden Slaven um, und wollten in Vereinigung mit den Avaren auf's Neue in Bajern einfallen. Die Franken jedoch hatten damals mit einem gleichen Einfalle jener Völker in Thüringen zu thun. Hier aber wurden die Avaren blutig heimgeschickt. Daher wird auch mit leichter Mühe unter Mitwirkung der Longobarden, denen die Slaven von Pannonien aus auch verdächtig werden mochten, der Friede — auf ewige? Zeiten — vermittelt und abgeschloßen. Man fürchtete sich allenthalben vor den wilden Leuten. Die Bedingungen des Friedens mußten daher für Franken und Bajern nicht allzu mild gewesen sein. Damals gab's in Franken zwei Könige. Die beiden Söhne Childeberts, Theodebert in Austrien und Theodorich in Burgund, hatten die väterliche Erbschaft in Empfang genommen, und die kluge Brunnichild, ihre Mutter, führte gewißermassen die vormundschaftliche Oberherrschaft über die beiden jungen Könige. Mit ihr wird auch wirklich der Friede vermittelt. Tassilo I. regirt nach diesem Kampf mit Ruhe über Bajern noch dreizehn bis vierzehn Jahre hindurch.

§. 69.

Tassilo's I. Regirung.

Nachdem der Friede mit den nachbarlichen Slaven und Avaren geschloßen war, konnte Tassilo in seiner Regirung sich nicht nur befestigen, sondern auch seinem Volke manche nüzliche Anstalt errichten. Das Thema fränkischer Oberherrschaft mochte ihm freilich nicht so ganz gut behagen, und deswegen wird er zur Befestigung seines rechtlich von Seite der agilolfingischen Erbfolge erhaltenen Thrones sich stillschweigend von fränkischem Einfluße losgerissen haben, insoferne, als gerade damals Uneinigkeit zwischen den beiden fränkischen Königen durch ihre herrschsüchtige Mutter Brunnichild angezettelt worden war. Zudem waren die Slaven von Seite der Franken weit mehr zu

fürchten, als von Seite der Bajern. Ihre Chane haben mit oft muthwilligen Absichten Einfälle in Thüringen gemacht, während die beiden königlichen Brüder sich selbst bekriegten. Bei solchen Umständen war es denn auch den Franken kaum möglich, die Oberherrschaft über Bajern in der Art anzusprechen, als sie sich etwa auch über die innere Politik des Landes erstreckt haben könnte. Tassilo saß daher sicher und uneingeschränkt auf seinem Throne. Das Christenthum machte unter ihm wenig Fortschritte, desto mehr aber erhob sich am Hofe der Wunsch, fremde und gediegene Missionäre im Lande zu haben. Der Herzog stirbt eben so ruhig, als er dreizehn Jahre hindurch nach dem Slavenkriege regirt hatte, etwa im Jahre 610. Ihm folgt sein Sohn Garibald II. in der väterlichen Regirung, ein neuer Beweis, daß die fränkisch oberherrlichen Ansprüche zu dieser Zeit so ziemlich geschwiegen haben müssen.

§. 70.

Abstammung und Familie Garibalds II.

Als Tassilo im Jahre 610 starb; bestieg sein Sohn Garibald II. den väterlichen Thron. Derselbe regirt bis 640, also volle 30 Jahre. Als er zur Regirung kam, heurathete er die Tochter des Herzogs Gisulf in Friaul. Desselben Gemalin war Romilda, berüchtigt durch ihren ausschweifenden Lebenswandel. Er hatte vier Söhne und vier Töchter. Eine von diesen Töchtern nahm Garibald II. zur Ehe. Sie hieß Gaila, und war durch ihre Keuschheit und ihren frommen Wandel eben so geehrt, als ihre Mutter verabscheut. Mit der Gaila erzeugt Tassilo den Theodo, seinen Nachfolger. Garibald II. war demnach auch aus der agilolfingischen Familie und im Angesichte der mit sich genug beschäftigten Franken der unbedingte Erbe und Nachfolger Tassilo's I. Garibald's II. Regirung war unruhig, und wurde durch ein auf Antrieb der Franken geschehenes Verbrechen grausam verletzter Gastfreundschaft entheiligt. Wir setzen dieses Verbrechen an die Spitze, um unsere späteren Ansichten über die Rohheit und die verkehrte Politik

unserer damaligen Ahnen nicht etwa zu grell beurtheilt zu sehen. —

Neuntausend Bulgaren waren von ihren sie beherrschenden Stammverwandten, den Avaren, von Vaterland und Heerd vertrieben worden. Dies geschah in der mittleren Regirungszeit Garibalds II., als Dagobert König der Franken war. Die mit Weib und Kind verbannten Flüchtlinge fanden Aufnahme in unserem Vaterlande. Sie hatten sich vorher an den Hof der Franken gewendet, und gebeten, man möchte ihnen Wohnsitze anweisen, sie wollten getreue Unterthanen sein. Der rachgierige Franke wieß sie vorläufig nach Bajern, um dort zu überwintern. — Als sie einige Zeit bei den Laren unserer grausam mordenden Väter Schuz gefunden hatten; befiehlt Garibald, sie insgesammt — neuntausend an der Zahl — heimlich zu ermorden. Siebenhundert sind durch mitleidige Seelen entkommen. Das ist auch eine sizilianische Vesper von unseren Ahnen geübt. Man hat das Verbrechen der scheußlich verletzten Gastfreundschaft damit beschönigen wollen, indem man sagte, es sei auf fränkischen Wink verübt worden. Dadurch wird die That aber nur noch entsetzlicher; denn unsere Ahnen wären alsdann gemeine Henkersknechte eines fremden Despoten gewesen. Abgesehen von ihrer Abscheulichkeit weis't aber diese That auf eine gänzliche Sinnlosigkeit in der Politik hin. Neuntausend gastfreundlich aufgenommene Bulgaren hätten mit ihrer Ergebenheit dem Vaterlande später dankbar nur nüzen, nie schaden können. —

Möge der Mord der Unschuldigen im Laufe der Jahrhunderte an den Enkeln der Mörder schon gesühnt sein! Oder war die Tiroler Metzelei ein Seitenstück zur bulgarischen?! — Quo, quo scelesti ruitis?

§. 71.

Kriege unter Garibalds II. Regirung.

Es ist den Großen wie den Kleinen ein natürliches Gefühl, den Verwandten und Freunden zu helfen im Augenblicke

der Noth. — So die Bajern. So Garibald II. — Die Avaren, nur Verheerung drohend und Beute suchend, waren im letzten Jahre der Regirung Tassilo's I. in Italien eingefallen. Da sie von der obern Küste des adriatischen Meeres aus Pannonien, Illyrien und Norikum hergekommen waren; so lag Venezien ihnen zuerst als feindliche Provinz im Wege. Der Herzog des Landes war Gisulf. Desselben Hauptstadt hieß Friaul oder forum Julii. Sie war zugleich Landesfestung. Gisulf zieht mit einem schnell aufgebotenen Heere den Freibeutern entgegen. Garibald hatte, da während der Entstehung dieses gräßlichen Krieges Tassilo, sein Vater, gestorben war, die Regirung angetreten, und die Tochter des in die Enge getriebenen Herzogs Gisulf, Gaila, geheurathet, um der Politik in so ferne Genüge zu leisten, als dieselbe forderte, sich mit der Tochter eines italienischen longobardischen Fürsten zu verbinden, um durch einen etwaigen Sproßen seiner Familie das von den gegenwärtig sich selbst aufreibenden Franken unabhängige Erbe und Souveränetätsrecht sich zu sichern, durch ein solches Familienband aber zugleich sich Mittel zu verschaffen, einigermassen wenigstens die uralte Verbindung mit den den Franken feindlichen Longobarden wieder herzustellen. Die natürliche Pflicht trieb ihn, bei Gelegenheit jenes avarisch-slavischen Einfalles — denn Slaven und Avaren waren Nachbarn und Bundesgenossen — in das Land seines Schwiegervaters, demselben alsogleich zu Hilfe zu eilen. Mehrere Kriegshaufen der Bajern zogen auf Befehl ihres Herzogs nach Italien, und beunruhigten die Slaven im Rücken. Doch das half Nichts. Die Menge der Feinde war zu groß. Das Heer des Herzogs Gisulf wird zurückgedrängt und in einer fürchterlichen Schlacht sammt seinem Anführer, dem Herzoge selbst, erschlagen. Daß die Bajern den Veneziern geholfen hatten, war für die allenthalben siegenden Slaven ein völkerrechtswidriges Verbrechen. Sie sagten, daß Tassilo, der Vater des jetzigen Herzogs, mit ihnen einen ewigen Frieden geschloßen, und daß denselben der treulose Garibald dadurch gebrochen habe, daß er den Feinden zu Hilfe gezogen sei. Die Folge ist nach Beendigung des Krieges gegen die italienischen, der Anfang desselben gegen

die bajobarischen Feinde. Noch war aber der erste nicht geendet. Die befestigte Hauptstadt des venetischen Landes widerstand den der Belagerung unkundigen Slaven. In derselben befand sich die Wittwe des erschlagenen Gisulf sammt Söhnen und dreien Töchtern. Gaila war schon vermählt. Der erste Sturm ward mit Energie zurückgewiesen. Da wurde Romilda, die lüsterne Herzogin, des eigenen Landes Verrätherin. Den Slavenkönig sah die jüngst erst gewordene Wittwe. Der erste Anblick entzündete im Herzen der unkeuschen Frau unlautere Liebe. Sie hat den stolzen, hochgebauten Jüngling um die Mauern der Stadt reiten gesehen. Ein geheimer Bote wird sogleich an den jungen Fürsten abgefertigt, zu verlangen, daß der König sie, die junge Wittwe heurathen, und auf den Grund der Einwilligung in die Heurath die Stadt in Besitz nehmen solle. Der durch diese vaterlandsverrätherische Anerbietung überraschte König der Avaren ging die scheinbare Bedingung ein, und nahm die durch die unkeusche Herzogin geöffnete Stadt. Am ersten Tage wurde nicht geplündert, sondern der rohe Fürst benüzte die Anerbietungen der Herzogin. Als der Rausch vorüber war, gab er die Stadt der Plünderung und Verheerung, die Einwohner aber dem Morde Preis. Kein Geschlecht hat der rauhe Avar verschont. Paulus Diakonus sagt, keine Jungfrau sei von der rohen Behandlungsweise des Barbaren unangetastet geblieben. Durch ein abscheuliches Mittel, sagt Adelzreiter, hätten sich die noch übrigen Töchter der Romilda von den Umarmungen der Barbaren gerettet.

Als nach der Zerstörung der Hauptstadt des Landes der Krieg vorläufig geendet war, drangen die Slaven, der Avaren Bundesgenossen, zurück gegen die Bajern. Dieselben mußten fliehen, und wurden bis ins Innere von Tirol verfolgt. Dort, wo die Quellen der Drau aus steilen Waldfelsen sich mächtig hervorstürzen, bei Innichen im Pusterthale, standen sich beide Heere schlagfertig gegenüber. Garibalds kleines Häuflein wird geschlagen und beinahe gänzlich aufgerieben. Das Schicksal der Venezier droht auch jetzt dem von den Slaven besiegten Bajern. Verheerung und Schrecken werden durch die erbitterten Barba-

ren überall hin verbreitet. Da bietet der geängstigte Herzog einen zweiten Heerbann auf. Was Waffen tragen kann, sammelt sich unter seinen Fahnen. Bei Pontena — Pfunzen — brechen die wilden Slaven ins offene Land. Alles flieht. Den verwüstenden Barbaren kein Widerstand. Oberhalb Pontena haben sich die bajerischen Schlachthaufen konzentrirt. Die Schlacht beginnt. Furchtbar und wüthig durchbricht barbarisches Schreien die Luft. Garibald feuert mit mächtig hallendem Ton die Seinigen zum Sieg. Die Sonne steht am Mittag, da wälzen bajerische Massen die Barbaren vorwärts an den Inn. Das Gemetzel wird schrecklich. Die Bajern siegen. Der Slave stürzt sich in den Fluß. Wer schwimmen kann, entkommt. Den Matten tödet das rächende Schwert der Ahnen. Sieger und Besiegter machen Friede. Das ist der mörderische Slavenkrieg unter Garibald II. gewesen.

Es war im Jahre 611 und 612. Während seiner folgenden Regirungsperiode gab's keinen Krieg mehr. Und der Herzog regirte doch noch höchst wahrscheinlich bis zum Jahre 640. In der ersten Zeit seiner Regirung war auch der scheußliche Familienkrieg zwischen den beiden Frankenkönigen Theodorich und Theodebert ausgebrochen. Das Resultat desselben war schrecklich. Die ganze Familie der Merovinger, außer Klotar II. wird sammt der grausamen und stets nur ihr eigenes ehrgeiziges Interesse im Sinne habenden Brunichild ermordet. Inwiefern bei solchen Umständen die Longobarden in Italien ruhig saßen, und die Bajern die Unabhängigkeit vom Frankenreiche noch behaupten konnten; läßt sich leicht muthmassen. —

Die Franken haben mit sich genug zu thun, und dabei wenig Muße auf die Unterwerfung oder Befehdung Anderer zu denken. Zudem benüzen die benachbarten Avaren allenthalben die günstige Gelegenheit und holen sich aus dem Lande des Bürgerkrieges Beute.

§. 72.

Politischer und moralischer Zustand der Bajern unter Garibald II.

Bis jetzt bestand der Obereinfluß der Franken über Bajern blos de facto. Es war Natur der Sache, daß die Bajern sich dem benachbarten Frankenreiche immer einigermaßen anschließen mußten. Die Longobarden waren zu ferne; die Slaven und Avaren zu verdächtig. Das Frankenreich behauptete somit immer ein gewisses gewohnheitliches Patronatsrecht über das benachbarte Bajuwarenland. Von ihnen kamen die christlichen Missionäre, und aus ihrer Mitte bezogen die Herzoge unseres Vaterlandes die sogenannten Gebildeten oder Gelehrten. Selbst der Verkehr zwischen beiden Ländern gab den Franken die Oberhand über Bajern. So weit jedoch konnte sich der fränkische Einfluß in die Regirung unseres Vaterlandes nicht ausdehnen, daß die Souveränetät des Herzogs über Krieg und Frieden gestört oder anullirt geworden wäre. Zudem war's dem für den gegenwärtigen Augenblick durch Bürgerkriege zerrissenen Frankenreich nicht wohl möglich, eine diktatorische Sprache in den Angelegenheiten unseres eignen Landes zu führen; denn es fehlte dem fränkischen Ganzen die Einheit. Unmittelbarer Einfluß mußte also so lange suspendirt bleiben, bis wieder ein Herrscher die fränkischen Theile unter seinen Szepter brachte. Alle Kriege mit den benachbarten Slaven und Avaren führten die bajerischen Herzoge Tassilo und Garibald somit auf eigenen unabhängigen Entschluß hin. Auch die Friedensschlüsse hatten ihr Entstehen ohne fränkischen Einfluß. Und als das Frankenreich später in den ersten Regirungsjahren Garibalds II. unter den Szepter der Alleinherrschaft Klotars kam, blieb der alte unabhängige Zustand der äußeren Politik von Bajern; denn die Wunden des Bürgerkrieges zu heilen, bedurfte es eines blos auf das eigene Innere des Landes gewendeten Einflusses. Die Politik der Bajern nach Außen war also noch de facto unabhängig. Weniger konnte sie es nach Innen sein. Die Großen des Reiches standen zu ihrem Herzoge in demselben Verhältnisse, wie die

fränkischen Großen zu ihrem Könige. Und wäre Bajern vermöge seines Umfanges und seiner Lage so mächtig, wie das Frankenreich gewesen; so hätte bei der damaligen gesetzlichen Machtbeschränkung des Herzogs nach und nach dasselbe Resultat in Beziehung auf die Thronfolge in unserem Vaterlande entstehen können, wie es später im Frankenreiche der Fall war. Ein umsichtiger Großer aus irgend einer andern bevorzugten Familie hätte die Regirung an sich reißen können, wie es Pipin nach Vertreibung des letzten Merovinger Childerichs III. gethan hat. So aber geschah Solches von Karl dem Großen, der mit voller Energie das oberherrliche Recht über Bajern angesprochen und erhalten hat. Derselbe handelte wie Napoleon mit seinen eroberten Königreichen. Wer den Augenblick kennt und die Völker, wer sie umsichtig benüzt, wer seiner selbst Herr ist; dem darf nicht bange sein, der Held seiner Zeit zu werden, namentlich unter Völkern, deren moralischer Zustand weder hohe Bildung noch Einheit kennt.

Als das Frankenreich, während in Bajern Garibald II. regirte, endlich nach Klotar II. unter Dagobert I. innere Konsistenz und äußere Festigkeit gewann, war die erste Folge, den früheren Obereinfluß der Franken auf die Bajern nach der Natur der Sache jetzt gesetzlich zu machen. Dagobert I., der von 628 bis 638 regirte, unternahm es, den benachbarten Bajern die Abhängigkeit derselben von den fränkischen Königen durch schriftliche von ihm zuerst sankzionirte Gesetze aufzudringen. Es geschah. Und Garibald II. erhielt zur Promulgazion von dem diktatorischen Oberherrn die im siebenten Kapitel schon abgehandelten Gesetze. Ihre Grundlage waren in bürgerlichen Sachen teutsche Gewohnheitsrechte. In Beziehung auf äußere Politik, wie wir schon gehört haben, aber analoge Anwendung der Abhängigkeit früherer römischer Provinzen von dem Kaiser; eine sogenannte Offensiv- und Defensivallianz. Wenn sie auch Bajern nicht zur unmittelbaren fränkischen Provinz machten; so gaben ihre klaren Worte in Beziehung auf die Abhängigkeit des agilolfingischen Herzogs doch die Hoffnung, nöthigenfalls bei einer passenden Gelegenheit jenes Ziel zu erreichen, welches

Karl der Große seinem ganzen Umfange nach wirklich erreicht hat. Es scheint damals die Selbstständigkeit und die Liebe der Bajobarn zu ihren Agilolfingern doch in Rücksicht genommen worden zu sein, da Bajern unter den fränkischen Provinzen, selbst dem mächtigen Thüringen, die einzige Provinz war, welcher man die eigene gesetzliche Wahl ihres Regenten ließ. Uebrigens sparten alle nachfolgenden Merovinger und Karolinger kein Mittel, nach und nach eine völlige Unabhängigkeit der Bajern von den Franken herzustellen. Zu diesem Zwecke wurden von ihnen alle Gelegenheiten benüzt, welche auf die Abhängigmachung des politischen wie des moralischen Zustandes Einfluß üben konnten. Da sich die Ketzerei in Bajern nehmlich schon verbreitet und viele Anhänger gefunden hatte; so schickten die Franken sogenannte Bekehrungsapostel dahin, welche die Lehren eines Photinus und Bonnosius wohl gereinigt und auf römische Grundsäze reduzirt haben mögen. Gewisses über die Resultate dieser Bekehrungsbestrebungen wissen wir zwar nicht; aber es mag Mühe gekostet haben, die unreinen Lehren auf römische Begriffe zurückzuführen. Der ganze moralische Zustand des Volkes taugte natürlich wenig. Selbst der Herzog scheint Ketzerei begünstigt zu haben. Niemand konnte in die tiefen Lehren des Christenthums eindringen, und erschien ein beredter Apostel aus dem Frankenlande in Bajern; so hatte man Achtung vor ihm schon deswegen, weil im eigenen Lande sie nicht zu finden waren. Der Franke genoß daher immer eine höhere Achtung selbst aus formell religiösen Gründen.

§. 73.

Rückblick auf das achte Kapitel.

Eine kleine Epoche von nur 45 Jahren — 595 — 640 ist, wenn sie auch weniger Thaten in der Geschichte aufzuweisen vermag, dennoch merkwürdig genug, um aus ihren Folgen die Wichtigkeit ihrer Bedeutung zu lernen, und daraus eine diplomatische Regel zu abstrahiren, welche für jede ähnliche Epoche vom größten Vortheile sein kann. Bajern war am Ende des

sechsten Jahrhunderts vom Frankenreiche faktisch abhängig, suspendirte seine faktische Abhängigkeit am Anfange des siebenten Jahrhunderts, und gegen das Ende der Regirung Garibalds II. wurde jene früher faktische, später suspendirte Abhängigkeit zur gesetzlichen; denn unter Garibald II. wurde von Dagobert I. das unbedingte Gesetz der Abhängigkeit oder Oberherrschaft fränkischer Monarchen den Bajern aufgedrungen. Es entsteht dabei zunächst die Frage: wie war es den Franken möglich, einem Reiche, dessen Ausdehnnug keineswegs unbedeutend, dessen Volkszahl durchaus nicht gering war; einem Volke, wo die Liebe zum Regenten, die Ehrfurcht vor dem Geschlechte der Agilolfinger eine teutschgewurzelte Tugend gewesen ist: wie war es da den benachbarten Austrasiern möglich, ihre Oberherrschaft über dieses Land, über dieses Volk so auszudehnen, daß Bajern im Grunde nicht viel weniger als andere, eine fränkische Provinz geworden ist. Die Ursache liegt nicht in einem Kriege, so daß man sagen könnte, der Frankenkönig habe Bajern erobert und ex jure expugnationis demselben die rechtliche Oberherrschaft aufgedrungen. Zudem gab's weit kleinere Länder in der Nähe des Frankenreichs, deren Unabhängigkeit blieb. Daß Franken mächtiger als Bajern war, ist keine Frage, aber daraus folgt nicht, daß Bajern deswegen eine fränkische Provinz nur mit einem Vorzuge, dem Rechte eigener Regirungsmitglieder, werden mußte. Damals gab's neben Franken mehrere Nazionen, deren Interesse dem Eroberungsgeiste der Austrasier immer feindlich entgegentreten mußte. Wir nennen nur die Longobarden und Slaven sammt ihren Stammverwandten, den Avaren. Wenn Bajern seine Politik an die dieser Völker angeschloßen haben würde; eine andere Folge hätte sich allerdings ergeben. Denn es ist politische Regel, daß eine kleinere Nazion zur Rettung ihrer Unabhängigkeit gegen eine große immer sich mit denen verbinden muß, welche gleiches Interesse wider die Eroberungslust jener größeren haben. Bajern war von der Natur dazu geschaffen, zwischen Franken, Longobarden und den östlichen Nachbarn, den Slaven und Avaren das politische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Sobald daher fränkischer

Einfluß in Bajern die Oberhand gewinnt, ist jenes Gleichgewicht aufgehoben. Ob Bajern seine damalige Wichtigkeit in der politischen Welt erkannt hat, ist eine Frage. Wir glauben kaum. Jedoch lag sein Interesse sehr nahe, und es befremdet uns um so mehr, als wir im voranstehenden Kapitel Bürgerkriege in Franken und daraus hervorgehende Gelegenheit für Bajern treffen, seine faktische Abhängigkeit mit leichter Mühe anulliren zu können. Und doch hat Bajern zu jener Zeit gegen die Slaven gekämpft, statt mit ihnen gegen die Franken zu streiten, und dadurch dem Feinde selbst im Herzen zu wühlen, wo ohnehin die Slaven es mit leichter Mühe dahin gebracht haben, daß die ehrgeizige Brunichild ihnen den Frieden abkaufen mußte. Daß Bajern jene Gelegenheit nicht benüzt hat, mußte es für Jahrhunderte büßen. Es scheint die Regirung des Landes sei zur damaligen Zeit unwissend und schwach; die Großen, namentlich die fränkischen Vasallen in Bajern aber voll selbstsüchtigem Interesse und wenig einheitlichem Patriotismus gewesen; sonst hätte der fränkische Adler seine damals etwas schwachen Flügel nicht über Bajern breiten können. Möge bei solchen Gelegenheiten eine Regirung nie vergessen, welche Bedeutung ein Land hat, das zwischen feindselig gesinnten Großmächten liegt!

Neuntes Kapitel.

Die bajerischen Theodone.

Das Meer ist, schlafend auch, ein Meer.

§. 74.

Theodo I. Abstammung und Familie.

Theodo I. war ein Sohn Herzogs Garibald II. und kam nach dem Tode seines Vaters im Jahre 640 zur Regirung, wahrscheinlich ohne gesetzliche Wahl und Ordinazion der Franken; denn damals war Frankenland bald wieder in Neustrien und Austrasien getheilt worden, und die Hausminister — Majores domus errangen allmählig die Obergewalt über ihre Könige. Die Gemalin Theodo's I. kennen wir nicht. Was wir überhaupt von ihm wissen, lernen wir aus der Legende des heiligen Emeram. Kinder hatte er zwei. Sein Sohn hieß Lambert oder Landsbert; seine Tochter Uta. Bei Helfendorf unweit München hat Lambert den heiligen Emeram erschlagen, und deswegen wurde er von seinem Vater nach Pannonien verwiesen, wo sein Geschlecht bis in's dreizehnte Jahrhundert fortgeblüht hat. Uta war die Veranlassung zum Tode des heiligen Emeram. Siegibald, eines Gaugrafen Sohn, hatte sie entehrt. Sie wurde vom Vater enterbt und verbannt. In Italien starb sie. Theodo I. regirte bis 680, also 40 Jahre über unser Vaterland. Er liegt höchst wahrscheinlich in Regensburg begraben.

§. 75.

Kriege unter Theodo I.

Bis zur Ens reichte die östliche Gränze von Bajern, und jenseits der Ens und jenseits der Donau bis nach Sachsen und Thüringen hin erstreckten sich slavische Stämme. Ob sich die Avaren und Slaven untereinander befehdeten, ist eine Frage, die wir kaum mit Ja beantworten, da dieselben sich nicht selten gegenseitig unterstüzt haben. Zuverlässiger ist die Annahme, daß die mächtigeren Avaren auf friedliche Art ihre Oberherrschaft durch ihre Chane auch über die Slaven ausgedehnt haben mögen. Als Gränznachbarn der Bajern haben sie auch beständige Streifereien, sogenannte kleine Kriege mit denselben geführt. Unter Theodo I. hörten dieselben nicht auf, denn eine besondere Veranlassung dazu waren die inneren Zwistigkeiten im Frankenreiche. An der Ens und Donau haben sie öftere Einfälle in unser Vaterland gemacht, ohne sich darin festzuhalten; nnd so war mitten im Frieden beständiger Krieg an des Landes Gränzen. Durch die unausgesetzte Führung desselben wurde die Kultur des Bodens und der Menschen verschlechtert, statt verbessert. Die Nazion stand größtentheils unter Waffen, und der übrige Theil bebaute den kümmerlichen Boden im Innern des Landes. Das Volk wurde stets roher, die Politik des Landes ungeschliffener. Der Bajern Diplomazie war so viel, als keine.

§. 76.

Unruhen im Frankenreiche.

Durch die beständigen Familienzwistigkeiten und blutigen Kriege der fränkischen Könige wurde es lichter für die Unabhängigkeit der Bajern. Schon damals hatten die fränkischen Großen die Gelegenheit der Zwiste ihrer Könige benüzt und Partheien gebildet. Das große Frankenreich war in zwei Theile, in Austrien und Neustrien getheilt worden. Aus dieser Theilung folgte natürlich nur Unheil. Während die Könige sich

wechselweise bekriegten, benützten die sogenannten Majores domus, etwa Reichsminister, die Gelegenheit und rißen die Herrschaft an sich. Während daher Theodo I. in Bajern als unabhängiger Herzog regirt, benützen die Slaven die Trennungen im Frankenreiche, und fallen in Austrasien, wozu auch der heutige Rheinkreis gehörte, ein. Sie werden besiegt; aber als Klodwig König von Neustrien wurde, führte der Major domus Pipin einen Gewaltstreich aus, indem er seinen Sohn zu seinem Nachfolger in Metz bestimmte. Unruhen und Protestazionen von Seite der Großen waren die Folge. Die Thüringer haben jene Gelegenheit besser als die Bajern benützt. Sie sind ins Land ihrer Oberherren eingefallen und ihr Herzog Radulf trug den Sieg davon. Thüringen wurde von Austrasien oder Austrien unabhängig. Allein je mehr geistige Fähigkeiten und scharfsichtige Politik die Hausminister der Franken entwickelten, desto kürzer dauerte jene Unabhängigkeit. Die Unruhen hörten dann auf, als das matte Geschlecht der Merovinger gestürzt war.

§. 77.

Politischer und moralischer Zustand der Bajern unter Theodo I.

Was der Zufall gab; nahm man. Man war unabhängig von Seite der Franken, nicht weil man es sein wollte; sondern weil man es war. Man führte Krieg, ohne zu fragen; aber nicht deswegen, um durch Unterlaßung der Frage die Unabhängigkeit auszusprechen; sondern, weil man kaum zu fragen Zeit hatte. Die Slaven rumpelten schnell über die Gränzen. Wie nach Außen; so war's nach Innen. Ein Chaos. Man regirte, weil schon früher regirt worden war. Wenn man bedenkt, was zur Zeit Theodo I. hätte geschehen können, und nicht geschehen ist; wenn man sieht, wie der Schlendrian dem Staatsorganismus eine halbe Vegetazion verlieh, wo es möglich gewesen wäre, durch die Verbindung mit den Thüringern Bajern auf eine glänzende Stufe politischen Werthes zu setzen, unser

Vaterland für alle Zukunft unabhängig zu machen; und wenn man die Politik beim hellen Tage immer und immer schlafen sieht; so möchte dem Vaterlandsfreunde das Herz bluten. Tausende hat man den wüsten Slaven geopfert, die beinahe mehr Politik, als unsere Ahnen entwickelt haben. Die Folge war die Verwüstung der Gränzen, die Entvölkerung des Landes und die zunehmende moralische Schwäche der Regirung. Das Christenthum wurde von Tag zu Tag erbärmlicher. Es war nicht anders möglich. Der Charakter des Volkes ist immer mehr verwildert, und um eine sanfte Lehre rohen, freilich gemüthlichen, aber gänzlich unwissenden Seelen einzuimpfen, dazu gehören Zeit und Apostel, deren moralischer Werth beinahe höher stehen muß, als der der ersten Evangelisten. — Mit einem Worte, jene Zeit war so recht vollkommen kindlich an Geist und Form.

Wenn wir auch wissen, daß Regensburg, die Residenz des Herzogs, eine schön gebaute, mit Quadersteinen und grossen Thürmen ummauerte Festung war; so zeigt uns diese Nachricht nur allenthalben die frühere römische Baukunst wieder. Die ganze Gegend dieser Stadt war fruchtbar, mit Feldern, Wiesen und Weinbergen geschmückt. Uralte Römerbrunnen lieferten gesundes Wasser. Regensbnrg war ja das einzige Erbstück einer vollkommenen Stadt von den Römern. Es war überhaupt Sitte der Alten, lieber Schlösser, sogenannte Souveränetätsburgen zu haben, als in großen Städten unter emsigen und wohlhabenden Bürgern, wie die Regensburger waren, zu wohnen. Je schöner aber die Strassen in Regensburg, desto schlechter und unsicherer wurden durch die immerwährenden Einfälle der Slaven die Landstrassen, vorzüglich an der östlichen Gränze. Weniger vermißte man den Wohlstand gegen die fränkische Seite hin, weil eben dort mehr Ruhe zum Anbaue und zur Ernte gewesen ist. Die Oberfläche des Landes war fruchtbar. Es gab viele Wälder. Der Menschenschlag war robust, aber gastlich und gemüthlich. Den heidnischen Götzen hat man noch immer geopfert, wenn man auch Christ gewesen ist. Die Züge der Kultur des Landes sind aus der Le-

bensbeschreibung des heiligen Heimeram oder Emeram vom eilften Jahrhundert entlehnt. Daß sich jedoch darin so manche Züge der Gleichzeitigkeit treffen, ist nicht zu verkennen. Wir haben immer das Ganze und die Natur der Sache vor Augen, nicht aber die mit Wundern und Unsinn gespickten Legenden der bajerischen Apostel.

§. 78.

Der heilige Emeram.

Ein Meisterstück der Bekehrungsweise und des Märtyrertodes eines bajerischen Apostels zur Zeit Theodos I. liefert die Legende vom heiligen Emeram. Emeram oder Heimeram war ein Gallier von Geburt, also ein Franke. Seine Vaterstadt hieß Poitiers. Sie lag in Aquitanien. Erhaben war seine Gestalt; schön sein Wuchs; sein Antlitz hehr. — Als Bischof seiner Vaterstadt hört er, daß es jenseits der Donau noch viele Völker gibt, welche des Christenthumes gänzlich unkundig sind. Eifrig in Erfüllung seiner Pflicht, und eine warme Seele für das Gute, beschließt er, den Avaren die Christuslehre zu verkündigen. Er verläßt seine Vaterstadt und zieht mit einem der Slavensprache kundigen Priester gegen die Wälder der heidnischen Barbaren. So gelangen Beide zu den Ufern der Donau, setzen sich zu Schiffe, nnd kommen nach Regensburg, der Hauptstadt Theodo's I. Sie bewundern ihre Größe, ihre fruchtbare Lage, ihren festen Bau und die Herzlichkeit ihrer Bewohner. Der Herzog hört von der Ankunft des Bischofs und ladet ihn zu sich. Emeram kommt und eröffnet dem Herzog seine Absicht. Der Bajernfürst räth ihm ab. Er stellt ihm die Gefahren bei seinem Uuternehmen und das Fruchtlose desselben vor. 'Die Bajern, sagt er, seien Feinde der Avaren; sie führen gegenwärtig mit ihnen Krieg, und daher komme es, daß die ganze Gegend um die Ens eine unwirthbare Wildniß, eine Wohnung für die wilden Thiere geworden sei. Wo er hin wolle, finde er unsichere Wege. Er treffe keine Stadt, keine zu bekehrenden Menschen. Lieber solle er in Bajern bleiben,

es gebe da genug zu bekehren. Er solle des Landes Bischof; oder wenn seine Demuth diese Würde ausschlage, der Vorsteher eines Klosters werden. — Daraus folgt, daß es zu jener Zeit wenig Bischöfe, aber Klöster gegeben hat. — Emeram läßt sich bewegen. Er bleibt.

Drei Jahre lang zieht er im Lande herum, und predigt den halben Christen das Evangelium. Ueberall findet seine Lehre Zuhörer. Zwar genießen die zu bekehrenden Bajern noch aus demselben Kelche den heiligen Wein, und das Opfer des Götzen; aber der Bischof gewinnt Alle durch seine Herablassung und Herzlichkeit. Vieles liegt zu bessern vor ihm. Er thut, was er kann. Die Zeit seines Aufenthaltes ist kurz; aber er verliert keine Minute, sie zu gutem Zwecke zu verwenden. Immer will er aber nicht in Bajern bleiben. Es muß ihm doch dort einigermassen mißfallen haben. Plözlich kündet er dem Herzog Theodo seinen Abschied an. Alles staunt und erkundet die Ursache. Der fromme Apostel erklärt, er wolle nach Rom ziehen, um die Stadt der heiligen Apostel zu sehen. Schwer scheidet Emeram vom Herzog, schwerer vom Volk. Schon liegt Regensburg drei Tagreisen hinter ihm, als ein fürchterliches Bekenntniß ihn zum fürchterlichen Schuldner macht. Jedoch bemerken wir Voraus, daß das Folgende weit eher und zum größeren Vortheile des Heiligen einer gut gemeinten Fabel gleicht, woraus sein Biograph für die Leser die Lehre ziehen will, daß der heilige Emeram unschuldig und ganz entsetzlich gemartert worden ist, und daß die bei seinem Tode vorgefallenen Wunder dem Märtyrer zur größten Ehre gereichen, als einer Geschichte. Vernünftiger wäre es, wenn der Freisinger Bischof Aribo die folgende Erzählung mit mehr natürlicher Wahrheit der Nachwelt aufgezeichnet haben würde. —

Kaum ist der Bischof einige Tage aus Regensburg entfernt, als Uta, des Herzogs Tochter, dem Vater die schreckliche Entdeckung macht, sie sei gesegneten Leibes und der Schöpfer ihres Kindes sei — der heilige Emeram. Der Vater will im ersten Zorne die ungerathene Tochter ermorden. Er wird jedoch zurückgehalten. Da hört die verbrecherische That der Bruder

der geliebten Schwester, Lambert. Um die verletzte Gastfreundschaft und Ehre seines Hauses zu rächen, eilt er mit rachedurstender Lust dem Heiligen nach. Bei Helfendorf, unweit München hört er, daß Emeram die heilige Messe lese. Alsbald läßt er ihn vom Altar hinwegschleppen, macht ihm die bittersten Vorwürfe. Der Heilige schweigt wie ein Lamm, das zur Schlachtbank gleichsam geführt werden will, und den Schweigenden läßt nun der Prinz auf die gräßlichste Art martern. Während er gemartert wird, sagt Aribo, hält er Reden an die Umstehenden, betheuert seine Unschuld u. s. w. Man muß aber wohl bedenken, daß Aribo ihm erst die Zunge herausschneiden, alsdann Wasser verlangen und sprechen läßt. Hier hat Aribo nichts, als die Zunge vergessen. Er läßt dem Heiligen außerdem noch die Füße abhauen, die Augen ausreissen, kurz ihn mit den unmenschlichsten Qualen verstümmeln. Und doch hat er — so sagt der dem Märtyrerthum gut wollende Aribo — noch über eine ganze Stunde gelebt. Er starb am 22. September 652. —

Während aber dieses schreckliche Blutbad bei Helfendorf verübt wird; bekennt Uta die Wahrheit und diese ist: Nicht Emeram sei der Vater ihres Kindes; sondern Siegibald, des Gaugrafen oder Gaurichters Sohn. Sie habe nur, als sie die Folgen des Vergehens gemerkt hatte, dem heiligen Manne in der größten Angst des Herzens ihr Unglück eröffnet, und da habe der würdige Bischof ihr gerathen, ihn, weil er ohnedieß abreise, als Vater des Kindes anzugeben. Zuerst habe er ihr freilich eine tüchtige Strafpredigt gehalten. — Jetzt war die Unschuld des gemordeten Heiligen klar. Da hieß es denn, dem Munde des Märtyrers sei eine Lichtsäule entstiegen; die Stelle, wo sein Leichnam gelegen, wurde später nie mehr mit Schnee bedeckt. Man baute deswegen ein Kirchlein über seinem Grabe. Aber da habe denn Sturm, Wind und Regen immer entsetzlich gewüthet, und nur dann aufgehört, als der Leichnam nach Regensburg transportirt worden war, wo er dem berühmten Emeramsstifte sein Dasein gegeben hat. Aribo sagt, Lambert und Uta seien verbannt worden; von den Mithelfern am Morde des

Unschuldigen sagt er Nichts. Wir fragen zum Schluße nur: wie war es dem heiligen Emeram, der sich durch einen hinterlassenen guten Ruf die Früchte seines Lehramtes sichern mußte, wenn er nur sehr wenig das damalige Volk kannte; wie war es diesem allgemein geschätzten Manne möglich, durch Aufforderung zu einer Nothlüge von sich die allgemeine Achtung gewissermassen mit Gewalt zu stoßen? Das konnte er doch denken, daß der Name eines im Geruche der Heiligkeit stehenden Apostels das Vergehen der Uta nur noch greller machen mußte. Aribo muß dem frommen Glauben seiner Zeitgenossen viel zugetraut haben. Wir wollen eher glauben, Uta habe gelogen, als Emeram.

§. 79.

Theodo II. Abstammung und Familie.

Nach dem Tode des verwaisten Herzogs Theodo I. 680 bestieg den herzoglichen Thron Theodo II. Dieser soll ein Vetter des Ersteren gewesen sein. Er war eben auch aus dem Geschlechte der Agilolfinger; und daher mit Theodo I. verwandt. Theodo II. regirte bis 702 allein; dann mit seinen drei Söhnen bis 717, wo er starb. Seine Regirung dauerte demnach 37 Jahre. Er hatte zwei Gemalinen. Die Erste hieß Reginotrudis, und war eine fränkische Prinzessin. Die Zweite Folchaide, und stammte ebenfalls aus dem fränkischen Königs-, vielleicht dem Hause der Majores domus. Er hatte folgende Söhne. Der Erste hieß Theodebert; seine Gemalin Elinghaft, sein Sohn Hugibert. Dieser war der Nachfolger der Söhne Theodos II. Theodebert hatte auch eine Tochter, Guntraud, welche 716 an den Longobardenkönig Luitprand vermählt wurde. Theodebert erhielt bei der Theilung des Vaters 702 die Provinz Montana oder die Gebirgsherrschaft bis an die italienische Gränze. Seine Residenz war in Bozen. Nach seines Vaters Tod 717 regirte er auch über Ostbajern. Er ist der Stifter des Frauenklosters Nonnenberg in Salzburg. Theodebert starb 722. Wahrscheinlich liegt er in Salzburg be-

graben. Der zweite Sohn Theodos II. hieß Grimoald. Die erste Gemalin desselben hieß Rotrudis, die zweite Pilitrudis und war die Wittwe seines Bruders Theodoald. Mit der letzteren wurde er vermählt 717. Bei der väterlichen Theilung bekam er Südbajern zur Provinz. Er hatte mit Pilitrudis eine Tochter, die Sunichild, erzeugt. Grimoald wurde 725 durch Meuchelmord getödet, und Pilitrudis floh darauf mit ihren Schätzen und ihrer Tochter in ihr Vaterland zurück. Grimoald residirte in Freising. Er hat den Grund zur Stiftung des Bisthums und Klosters Weihenstephan gelegt. Sein Regirungsbezirk hieß auch der Sundergau. Theodo's II. letzter Sohn war Theodoald. Derselbe hatte zwei Gemalinen. Die erste hieß Walterade, aus welcher Ehe Karl Martells Gemalin stammen sollte. Die zweite Pilitrude, die Tochter Pipins von Heristall. Als Theodoald 712 gestorben war, vermählte sie sich mit ihrem Schwager Grimoald. Theodoald hatte bei der Theilung Ostbajern mit der Hauptstadt Passau erhalten. Später erhielt er auch noch den Nordgau.

§. 80.

Politische Verhältniße der Bajern unter Theodo II.

Die Periode von 680 bis 729, also ein Zeitraum von 49 Jahren, ist durch folgende Hauptereigniße merkwürdig. Bajern verbindet sich durch Heurathen mit den Longobarden und Franken. Unser Vaterland wird zum Erstenmale auf unselige Art getheilt. Fränkische Obermacht übt nach und nach wieder offenen Einfluß. Der römische Stuhl schickt Gesandte zur Gründung von Bisthümern. Der heilige Rupert erbaut Salzburg, und Korbinian errichtet das Bisthum Freising. —

Wir haben früher schon auf die immer höher steigende Macht der fränkischen Hausminister über ihre Könige aufmerksam gemacht. Pipin von Heristall war der Erste, welcher den König, und nach ihm durch gediegene Politik die Großen des Landes ganz in seine Gewalt bekam. Mit den Agilolfingern war er verschwägert, indem er Hugoberts Tochter, Plektrude,

geheurathet hatte. Daher wurden die guten Verhältniße zwischen Bajern und Franken, so lange Pipin von Heristall lebte, nie aufgehoben. Die Bande der Verwandtschaft hatten auf gleiche Art auch die Longobarden näher mit Bajern verbunden. Der Brudersſohn der Theodelinde, Aribert, hatte nämlich den Thron der Longobarden beſtiegen. So lange daher dieſer auf dem Throne ſaß, lebte unſer Theodo in ganz freundſchaftlichen Verhältnißen mit ſeinem Vetter. Aber bald ſtarb dieſer, und der Herzog von Benevent, Grimoald, wollte die Gelegenheit benüzen, ſich auf den Longobardenthron zu ſchwingen. Zu dieſem Ende ermordete er den einen Sohn des verſtorbenen Aribert. Der andere entfloh. Grimoald war ſelbſt mit Bajern verſchwägert, indem er Ariberts Tochter geheurathet hatte. Nach ihm wurde der flüchtige Bertharis zurückgerufen, und herrſchte friedlich über Italiens Fluren. Da ſtarb auch er und nach ſeinem Tode riß der Herzog von Trident, Alachis, die longobardiſche Krone an ſich. Das war zur Zeit Theodo's II. Verſchiedene kleine Kriege begannen darauf zwiſchen den gränznachbarlichen Herzogen von Bajern und Longobarden. Ein beſtimmtes Reſultat daraus kennen wir nicht. Alachis verlor in einer Schlacht Thron und Leben. Ein longobardiſcher Großer, Ausprand mit Namen, hat am Anfang des achten Jahrhunderts, nachdem er mehrere Jahre hindurch die Gaſtfreundſchaft der Bajern genoßen hatte, den longobardiſchen Thron beſtiegen, und nach ſeinem Tode heurathete Luitprand, deſſen Sohn, Theodos II. Tochter, Guntraud. Derſelbe hat bis 743 auf's Glücklichſte regirt.

Das waren die Verhältniße der Bajern in Beziehung auf die Longobarden. Jedoch im Innern unſers Vaterlandes ſah es weniger hoffnungsvoll aus. Schon am Anfang des achten Jahrhunderts, etwa 702, bewog väterliche Liebe den Herzog Theodo II. ſein Reich mit ſeinen drei Söhnen zu theilen. Sein Zweck war, ſich die Regirung zu erleichtern, und ſeinen Söhnen Gelegenheit zu geben, ſich in derſelben ſo viel als möglich auszubilden. Zu dieſem Ende theilte er das ganze Land in vier Provinzen oder Herzogthümer. Jedes Herzog-

thum aber in einzelne Gerichte oder Gaue. Die Hauptstädte der vier Herzogthümer waren Bozen, Freising, Regensburg und Passau. Das südliche Bajern mit der Hauptstadt Bozen erhielt Theodebert. Es umfaßte also das ganze Tyrol. Oberbajern, oder im heutigen Sinne Altbajern erhielt Grimoald. Derselbe residirte in Freising. Der jüngste Sohn empfieng Unterbajern bis zur Ens mit der Hauptstadt Passau. Theodo II. behielt sich die gemeinschaftliche Landesresidenz, Regensburg; und die oberste Direktorialgewalt über alle vier Provinzen, nebst der eigenen Regirung über die mittleren Donaugaue bevor. Ein Zusammenhang bestand daher anfangs allerdings zwischen den einzelnen Provinzen; aber er mußte schon der Natur der Sache gemäß nach und nach immer lockerer werden. Daher allerdings und zwar aus ganz bestimmten Daten der Geschichte das Resultat abstrahirt werden kann, Bajern sei am Anfange des achten Jahrhunderts ein in vier Fürstenthümer zerrissenes Land gewesen. Die Theilung mochte übrigens sein, wie sie wollte. Sie war immer nachtheilig gegen Außen. Kleinere Provinzen lassen sich nach und nach weit leichter überwältigen, als die Gesammtmaße Aller. Zwar hören wir, während die Familienglieder Theodo's II. neben einander herrschten, wenig von Krieg oder sonstigen Unruhen; allein der Grund davon lag nicht in der friedlichen Herrschaft der einzelnen Prinzen, sondern in der neu entstehenden Dynastie der fränkischen Hausmajoren. Im Gegentheil war dadurch, daß Theodoald des Major domus, Pipin von Heristall, Tochter geehlicht hatte, die Innigkeit zwischen Bajern und Franken auf einen sehr hohen Grad gestiegen; jedoch dauerte dieselbe nicht gar lange. Theodoald war nehmlich zuerst unter seinen Brüdern gestorben, und sein Tod machte eine neue Einrichtung des Reiches und der Regirung nöthig. Früher war Bajern durch einen Krieg gegen die Thüringer mit einigen Provinzen jenseits der Donau vergrößert worden. Die Vergrößerung gehörte dem Theodoald, und nach seinem Tode folgten ihm in der Regirung keine Söhne, obgleich er deren hatte. Vielleicht hat der noch lebende Vater Theodo die Unzweckmäßigkeit der

Theilungen eingesehen. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß er die Regirung kurz nach 713, da Theodoald starb, ganz aufgegeben habe. Theodebert, welcher die Provinz Montana, das ganze Tirol, besessen hatte, trat nehmlich an die Stelle des verstorbenen Bruders und zugleich in die Verwaltung der Provinzen seines Vaters, welcher aus geistlichem Antriebe eine Reise nach Rom machte, um dort mit dem Pabste die kirchlichen Interessen seines Landes zu berathen. Es gab somit von 713 an eigentlich nur zwei Herzoge in Bajern, den Grimoald in Freising und den Theodebert in Regensburg. Der Vater Theodo starb bald nach seiner Zurückkunft von Rom 717. Seine letzten Jahre scheinen gänzlich geistlichen Interessen gewidmet gewesen zu sein. Friedlich herrschten die beiden Brüder Grimoald und Theodebert neben einander. Da starb endlich auch Theodebert 722; und sein Tod war der Anfang der sogenannten Sukzessionsstreitigkeiten zwischen Theodeberts ältestem Sohne und dem Herzog Grimoald.

Hugibert, so hieß der präsumtive Nachfolger Theodeberts, wollte das Reich und die Regirung seines Vaters in Anspruch nehmen auf den Grund des Erbrechtes hin; Grimoald aber forderte die väterliche Oberherrschaft als allein noch übriger Sohn Theodo's II. zurück. Der Krieg war unvermeidlich. Hugibert wendete sich daher an den Gemal seiner Schwester, den Longobardenkönig Luitprand. Derselbe fiel von italienischer Seite in's Land des oberbajerischen Herzogs Grimoald, eroberte die Hälfte von Tirol und behielt das eroberte Land. Zum zweiten Bundesgenossen hatte Hugibert den Sohn Pipins, Karl Martell, genommen. Grimoald war aber von fränkischer Seite besser gerüstet. Die Folgen jener Sukzessionskriege waren mit einem Worte für Bajern auf doppelte Art nachtheilig. Als nehmlich Grimoald, wahrscheinlich auf Anstiften seiner neidischen Verwandtschaft, durch die verruchte Hand eines Meuchelmörders gefallen war, erhielt Hugibert ganz Bajern als einziges und nun vereinigtes Herzogthum; aber halb Tirol blieb in den Händen der Longobarden, der erste namhafte Verlust aus einer Landestheilung und ihren Folgen. Außerdem mußten auf fränkischen Befehl hin die Länder am Lech an die beiden Söhne

Theodoalds abgetreten werden. Hugibert war also jetzt eigentlich nur durch fränkische Waffen alleiniger Herzog unseres Vaterlandes geworden. Sein Beschüzer und Retter war Karl Martell. Und wir können somit von der Politik unserer Ahnen unter Theodo II. ein weniger günstiges Resultat ziehen, als wir es schon früher gezogen haben. Statt Bajern aus dem fränkischen Abhängigkeitsverbande immer mehr los zu reißen, wurde es verwickelter darin. Trennung hat unselige Folgen im Kleinen, noch mehr im Großen. Die Majores Domus in Franken hatten die gegentheilige Politik. Sie vereinigten, was getrennt war, und jede nachfolgende Trennung war der Karolinger Untergang. Theodo II. aber trennte was vereinigt war. Zudem würden die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen Bajern, Longobarden und Franken im Falle eines großen und vereinigten Reiches weit vortheilhaftere Resultate erzweckt haben, als sie wirklich erzweckten. Wäre auf Theodo II., den alleinigen Herzog aller vaterländischen Gaue wieder ein Einziger gefolgt, so hätte Karl Martell nicht als gütiges Familienoberhaupt den Hugibert in allen Landen Bajerns zum Herzoge machen dürfen, und es wäre dem Theodo nie der gerechte Vorwurf von seinen Enkeln zu Theil geworden, daß auch er vieles dazu beigetragen habe, den übermüthigen aber klugen und eigennüzigen Franken es möglich zu machen, das Geschlecht der Agilolfinger vom Throne ihrer Ahnen zu stoßen. Karl Martell hat die durch Waffengewalt an sich gerissene Familiendiktatur bald zum Nachtheile jener beiden Prinzen benüzt, denen er die Länder am Lech bis zum Bodensee hin mittelbar gegeben hatte. Landfried wird vertrieben 730. 741 aber wird sein Bruder und Nachfolger Theodoald ermordet. Ihre Länder aber werden von Karl Martells Söhnen in Besitz genommen. Das waren also die Folgen einer unseligen ersten Landestheilung und verkehrten Politik Theodo's II. Der Verlust von halb Tirol; dann der Verlust aller Länder am Lech, und die direkte Abhängigkeit der Bajern von den Franken. Die Geschichte der Abhängigmachung vom heiligen Stuhl werden wir sogleich kennen lernen. Theodo II. war auch ihr Schöpfer.

§. 81.

Fortschritte der Bajern im Christenthum unter Theodo II.

Alle Aufklärung, also auch die religiöse, gieng in Bajern langsam vorwärts, ja nicht selten wieder zurück. Die Ursache lag in der Zeit und in dem Volke. Es fehlte in unserm Vaterlande durchaus an gebildeten Männern. Die Nazion hieng daher am Alten, weil sie nichts Neues kannte. Lernte sie aber dasselbe kennen, so war ihr das Alte doch immer das bevorzugte Ehrwürdige. Die Bekehrungen des heiligen Emeram hatten wenig geholfen. Für den Augenblick konnten sie auch wenig fruchten, weil es im Lande an jeder bildenden Anstalt fehlte. Kaum die Herzoge waren im Stande, ihren Namen zu schreiben. Eine jämmerliche Zeit. Man darf ohne Scheu von ihr behaupten, sie sei mehr fähig gewesen, das Volk zu verunnünftigen, als zu vernünftigen. Die Jahrhunderte vor ihr hatten doch mehr den Charakter der Romantik; aber sie — die Epoche der Theodone — hatte keinen Charakter. Sie war der Uebergangspunkt der bajerischen Volkskindlichkeit in die Kindheit, wo auch der letzte Funke des natürlichen Mutterwitzes verschwindet. Wie in der Politik; so wars in der Religion. Jeder Bekehrungsapostel mußte wieder von Vorne anfangen. So der heilige Roudbertus, Rupert oder Rupprecht. Derselbe war Benediktinermönch in Schottland gewesen, hatte sich dort zum Apostel des Evangeliums gebildet, und war in Worms Bischof geworden. Die Legende sagt von ihm alles Gute, vielleicht mehr als sie wußte. Sie macht ihn sogar zum königlichen Prinzen, um selbst seine Geburt vor den Augen der Nachwelt zu sankzioniren. Eine andere Erzählung läßt ihn gar nicht in Worms gewesen sein. Für uns sind seine außerhalb Bajern vorgegangenen Schicksale von keiner besonderen Merkwürdigkeit. Er war vermuthlich nichts weiter als ein nach den damaligen Begriffen gelehrter, schottländischer Benediktinermönch. Derselbe wurde nun gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, etwa 698, von unserem Herzog Theodo II. eingeladen, nach Bajern zu kommen, um dort das rechtgläubige Christenthum zu predigen.

Ruppert war ein Anhänger des römischen Stuhls. Der Bischof sendet Priester voraus, um durch sie seiner Bekehrung Wege zu bahnen. Bald kommt er selbst. Theodo II. eilt ihm mit seinen Großen in feierlichem Zuge entgegen, und führt ihn in seine Hauptstadt Regensburg ein. Das erste Geschäft des heiligen Mannes ist die Wiedertaufe des Herzogs und seiner Großen. Man darf daraus nicht schließen, daß jene wieder Heiden geworden waren. Sie galten nur dem heiligen Ruppert als solche. Als die ersten Geschäfte der Bekehrung vorüber waren, bat ihn der Herzog, für immer in seinem Lande zu bleiben, dort Alles anzuordnen, was er zur Verbreitung der heiligen Lehre für nöthig finden sollte. Ruppert gibt seine Zusage; kehrt daher nach Schottland zurück, und holt sich in der kürzesten Zeit Hülfspriester und eine Verwandte, Erentrude. Wieder in Bajern angekommen, eröffnet er dem Herzog, er wolle ein Bisthum vorläufig und in demselben für seine Verwandte ein Nonnenkloster errichten. Der Herzog stellt ihm frei, zu wählen, wo er will. Endlich wählt er zur Gründung seines Bisthums und Klosters jene Gegend an der Salzach, wo die Trümmer des alten römischen Juvaviums oder der Stadt Salzburg sind. Am östlichen Bergrücken stand schon ein Schloß und von diesem und der unten vorüber fließenden Salzach entstand der Name Salzburg. Das ganze Salzachthal erhält der Bischof vom Herzoge zum Geschenk. Freigelassene und Leibeigene werden hinlänglich zur Disposizion des heiligen Ruperts bestimmt. Der Freigelassenen waren 80. Sie standen zum Bischofe im emphytheutischen Verbande. Ein bischöflicher Kirchensprengel konnte natürlich nicht eher bestimmt werden, als bis der Herzog Theodo II. eine Reise nach Rom gemacht, und von dorther durch päbstliche Gesandte das Nähere über die kirchlichen Angelegenheiten des Landes erörtert worden war. Außer dem Salzachthale erhält Ruppert von Theodo II. noch Pidingen sammt dreißig Bauernhöfen und ihrem Zugehör; dann den Zehnten des herzoglichen Salzes und Zolles; den Geisberg und Lidaun zu Alpenschäfereien; alsdann — wie merkwürdig — fünf römische Bauerngehöfte am Böckl im Atergau und Pach-

maning im Praungau. Zwei Morgen Weinberg empfieng der Bischof am Kruckenberg unterhalb Regensburg. Und mit so wichtigen Geschenken ausgerüstet wurde nun der Bau der neuen Stadt begonnen. Am Nonnenberg errichtete man ein Kloster, so genannt bis auf den heutigen Tag. In demselben ward Erentrude erste Aebtissin.

Der Bischof richtete nun in seinem neuen Bezirke bald eine Kirche auf römischem Fuß ein. Ringsumher entstanden nach und nach Pfarreien und Salzburg war die erste Priesterschule für's ganze Bajerland. Die Großen ermangelten nicht, die ursprüngliche Dotazion des Bisthums durch neue Geschenke zum Nuzen und Frommen ihrer armen Seelen zu vermehren. So erhielten die Bischöfe von Salzbnrg nach und nach Land und Gut im Ueberfluße, so zwar, daß es in Folge der Zeit ihnen möglich wurde, Salzburg als selbstständiges Erzbisthum von Bajern gänzlich loszureißen. Wie Salzburg, so entstanden auch andere unabhängige Bisthümer in Teutschland und Bajern. Aus emsigen Aposteln im Weinberge des Herrn wurden souveräne Fürsten nicht unbedeutender Landesbezirke. Da konnte freilich die Hierarchie kräftige Wurzel fassen. —

Zur selben Zeit, im Anfange des achten Jahrhunderts nämlich, entstand auf gleiche Art das Bisthum Würzburg. Die thüringischen Herzoge jenes Gaues waren vertrieben und Burkhard der Nachfolger des ermordeten heiligen Kilian Diözesanbischof jenes Sprengels geworden, wozu später noch Bamberg kam. Der heilige Ruppert übte auf seinen Wohlthäter, Theodo II., einen großartigen Einfluß. Der Herzog wurde nach seiner neuen Bekehrung ein so inniger Anhänger von ihm, daß er sich bewegen ließ, bei seinem vorgerückten Alter noch eine christkatholische Reise nach Rom zu machen, dort den Segen des heiligen Vaters zu empfangen und sich römische Legaten zu erbitten, um mit ihnen und den Großen seines Reiches, den Priestern und dem Adel, die Bedürfnisse der Religion seines Landes zu berathen und zu beschließen. Es war im Jahre 716, als der alte Theodo nach der christkatholischen Hauptstadt pilgerte. Damals saß Gregor II. auf dem päbstlichen Stuhle. Mit ächt

christlicher Herzlichkeit wird der Bajerfürst in Rom empfangen. Alle Heiligengräber und Reliquien werden ihm gezeigt. Theodo wird ächt katholisch. Nachdem ihm von Seite des Pabstes alle Ehren angethan worden waren, ersucht er den heiligen Vater, ihm gediegene Männer in die Heimat mitzusenden, um dort die Interessen der römischen Kirche näher zu berathen, und die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Der Pabst war solchen Bitten natürlich sehr willfahrend. Es werden von ihm sogleich drei Gesandte ausgewählt, um in Bajern das Nöthige für eine systematische Kircheneinrichtung zu berathen, und mit dem dabei Interesse habenden Adel und der Geistlichkeit zu beschließen. Die Gesandtschaft besteht aus dem Bischof Martinian, dem Presbyter Georg und dem Subdiakon Dorotheus. Ihre Vollmacht, die sie vom Pabste erhielten, lautete im Wesentlichen, wie folgt: Um dem ganzen Volke die Aufklärung religiöser Interessen vorzulegen, sollten sie sich's für's Erste angelegen sein lassen, eine gesetzliche Nazionalversammlung des Herzogs oder damals der Herzoge, ihrer Geistlichkeit und des Adels zusammen zu rufen. Sei die Versammlung zu Stande gekommen, so haben sie folgende Punkte ihr zur Berathung und Entscheidung vorzulegen. Alle jene Priester, deren kanonische Fähigkeit erwiesen sei, sollen sie im Namen des römischen Stuhls in ihrem Amte gleichsam regeneriren. Alle in was immer für einer Beziehung untauglichen Subjekte seien zu entfernen. Die bajerische Geistlichkeit müsse auf römisch-katholischen Grundsäzen organisirt werden. Man solle Sorge tragen, daß in jeder Provinz oder in jedem Herzogthume ein Erzbischof und unter seinem Sprengel wenigstens drei Suffraganbischöfe aufgestellt werden. Gebe es in Bajern für solche Stellen taugliche Männer, so solle man sie dazu bestimmen; im entgegengesetzten Falle werde der heilige Vater für jenes Bedürfniß durch zweckmäßige Individuen Sorge tragen. Die aufgestellten Bischöfe aber mögen keine unerlaubten Weihen ertheilen, weder in Beziehung auf die Sache, noch in Beziehung auf die Person. Wer entweder zwei Frauen gehabt, oder zur Frau — keine Jungfrau genommen habe, dürfe nicht Priester sein. Eben so wenig dürfe

derjenige ein priesterliches Amt verwalten, welcher keine gesunden Glieder oder keinen moralischen Lebenswandel habe, oder der endlich gar ein Handwerk treibe. Leute, die schon einmal zu rechtgläubigen Christen getauft, aber abgefallen und wieder getauft worden seien, sollen eben so wenig Anspruch auf eine geistliche Pfründe haben. Die priesterlichen Funkzionen bestehen darin, daß ein angestellter Priester täglich eine heilige Messe lese, sein Brevir bete, dann sich in den heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes gehörig umsehe und das Volk mit ihren heiligen Lehren bekannt mache, ferner sei es ihre unerläßliche Pflicht — an Ostern und Pfingsten die heilige Taufe und das heilige Abendmahl zu ertheilen. Außerdem auch in Fällen der Todesgefahr. Monogamie sei gesetzlich. Mehr als eine Frau zu haben, auf's Schärfste verpönt. Heurathen von Blutsverwandten seien eben so strenge verdammt. Die Priester sollen lehren, daß das Christenthum den unbedingten Glauben an die Auferstehung der Toden predige. Von den Opfern der Gläubigen gehöre ein Theil dem Bischofe, ein anderer den Pfarrer, einer den Armen und der vierte der Kirche. Man sieht aus diesen Aufträgen den südlich-katholischen Geist schon hervorwehen.

Die Vorschriften waren gut; allein schlecht die Ausführung. Jeder Satz mußte tausend Widersprüche erfahren. Gewohnheiten aus Jahrhunderten läßt man nicht leicht. Die Legaten haben daher ihre gutgemeinten Aufträge wieder nach Hause zurückgenommen und die kirchlichen Verhältniße blieben so ziemlich beim Alten. Ein rohes Volk ist unempfänglich für die sanfteren Sitten des Christenthums. Die päbstlichen Legaten sollen daher in Bajern weiter Nichts ausgerichtet haben, als die Einsetzung eines Bischofs in Regensburg und die Bestätigung des heiligen Ruppert in Salzburg. —

Ein Muster von der damaligen Bildung eines Bischofs, und noch dazu eines Heiligen, gibt uns die Lebensbeschreibung des heiligen Korbinian zur Hand. Derselbe wurde nehmlich von Grimoald, Herzog zu Freising, im Jahre 617, als

Theodo II. gestorben war, eingeladen, das Christenthum auch in seiner Provinz zu verbreiten. Korbinian kam; aber sein Gefallen am Volke des Herzogs schien nicht groß zu sein. Er hält sich daher nicht lange auf. Das verdrießt den Herzog, und derselbe befiehlt den Bewohnern von Majas, einem Dorfe an der Etsch, wenn der Bischof Korbinian, von Rom zurückkehrend, wieder in ihre Mitte kommen sollte, denselben nöthigenfalls — wenn er nicht freiwillig an seinen Hof kommen wolle — mit Gewalt dahin zu führen. Das Etschthal gehörte damals noch zu Bajern, später, wie wir schon oben gehört haben, wurde es von den Longobarden in Besitz genommen. Der heilige Korbinian, der sich gerne in Majas seinen bischöflichen Sitz ausgewählt hätte, kommt wirklich dahin zurück; man zeigt ihm dabei die herzogliche Einladung, und gibt ihm den Wink, daß man den Auftrag habe, ihn nöthigenfalls mit Gewalt nach Freising zu bringen. — Dem Grimoald muß sehr viel am Christenthume gelegen sein. — Der Bischof von einer solchen Einladungsart aufgebracht, läßt bei seiner Ankunft in Freising dem Herrn Herzog einige unsaubere Worte sagen. Er werde nehmlich nicht eher seine Residenz betreten, bis er die Frau seines Bruders, die Pilitrude — mit dieser hatte sich Grimoald vermählt — aus dem Hause geschafft haben würde; denn gottselige Männer — wie er einer sei — dürften nicht mit Huren und Ehebrechern verkehren. Das ist doch Alles, was man einem herzoglichen Gemal und seiner rechtmäßigen Frau sagen kann. Aber es blieb beim blossen Worte. Die Gottseligkeit des heiligen Korbinian hat es doch auf sich genommen, nach kurzer Zeit das liebende Paar zu besuchen. Der Bischof verzeiht Beiden die Sünden und von einer Trennung ist keine Rede mehr. Auch der Heilige hat den Bitten der schönen Herzogin nicht Widerstand leisten können. Von der Zeit der Aussöhnung an wohnt er sogar in der herzoglichen Residenz; ja er aß mit den dispensirten Eheleuten an einem Tische. Später hat sich der heilige Bischof durch allerlei empfangene Geschenke das längst ersehnte Majas ange-

kauft, und durch die milden Beiträge frommer Gläubigen täglich mehr bereichert, baute er auf besondere Erlaubniß des Herzogs, auf dem nahen Berge sich eine Wohnung und Kirche, Weihenstephan genannt. Grobheiten sagte der Heilige dem Herzoge noch öfters an der Hoftafel, und aus Eifer christlicher Frömmigkeit hat er sogar auf der öffentlichen Strasse ein Weib derb durchgeprügelt, weil dasselbe ein krankes Kind der Herzogin durch ihre Sympathiekunst geheilt hatte. Das war denn freilich etwas unheilig. Pilitrude erfährt diese Handlung und schon von Anfang eine natürliche Feindin des rohen Heiligen, gibt sie ihrem Geheimschreiber den Auftrag, den groben Patron baldmöglichst aus der Welt zu schaffen. Das erfährt Korbinian, und weil er keine große Lust zum Märtyrerthum in sich verspürt, flieht er eilends aus Bajern über die Gebirge nach seinem geliebten Majas, das damals schon die Longobarden in Besitz genommen hatten. —

Das sind nun einige Hauptzüge des Fortschreitens im Christenthume von Seite unserer Ahnen unter Theodo II. und seinen Söhnen. Die Züge sind etwas rauh; aber um desto wahrer. In Beziehung auf den christlichen Geist kann natürlich von einem Fortschreiten nicht die Rede sein. Die Form aber wurde in so weit reiner, als wir drei Bischöfe in Bajern, den Wikterp in Regensburg und den Ruppert in Salzburg, dann den Burkhard in Würzburg, das zwar damals nicht zu Bajern gehörte, kennen. Wir sehen, wie schwer es hielt, die alten heidnischen Gebräuche nur umzuformen. Von einer gänzlichen Ausrottung war keine Rede. Wo Wissenschaft und Bildung unbekannt sind, wächst die zarte Pflanze des Christenthumes roh, wie ein guter Apfelbaum im Walde sauere Früchte trägt.

§. 82.

Rückblick auf das neunte Kapitel.

Nach den Schilderungen, die uns Tazitus, der erste Geschichtschreiber von den Sitten der Teutschen macht, in denen

er die Einfachheit und ächt natürliche Moral derselben rühmt, ihr Familienleben als ein Muster gegenseitiger Liebe und Hochachtung auf jede mögliche Art preiset, dürfen wir, wenn wir dieselben mit der Geschichte des bajerischen Volkes aus der im neunten Kapitel angegebenen Epoche vergleichen, mit vollem Rechte den Schluß machen, daß der politische und moralische Zustand des Volkes sich leider nur verschlimmert hat. Die Ursache davon mag wohl darin gelegen sein, daß das Heidenthum selbst auf jede mögliche Weise ausgeartet ist. Den Franken aber lag nicht sowol an der Kultur des Volkes, als an der Ausbreitung ihrer Herrschaft über dasselbe. Mit wenigen Variazionen ist dies das Thema aller fränkischen Politik in Beziehung auf Bajern. Wie sinnlos waren aber unsere Ahnen? Dadurch, daß Theodo II. sein Land theilte, war dessen Untergang reißend schneller hergerückt. Karl Martell zeigt bald den sichern Erfolg einer unseligen Theilung. —

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, aufmerksam zu machen, welche traurigen aber gewissen Folgen alle Theilungen sowol materieller als ideeller Natur haben. Alle Partheiungen in einem Lande haben nie zu seinem Glücke geführt. Ja am Oefteften bezweckten sie das Gegentheil von dem, was sie wollten. Einheit im großen Ganzen ist die Aufgabe jedes Zeitalters. Hievon giebt es keine Ausnahme. Die Regel liegt in den Körpern der ganzen Welt. Auch im Menschen liegt sie. Ein Staat, dessen Einheit auf ideelle oder materielle Art zerrissen wird, muß über kurz oder lang die Beute des lauernden Nachbars werden, oder in sich selbst zerfallen. Die Familie gedeiht nur durch Einheit; nur durch Einheit gedeiht der Staat. Wohl sind die Theile dem Ganzen gleich, aber kein Theil ist ein Ganzes. Aus der kleinen Epoche der Theodone unseres Vaterlandes stammt die tausendjährige Abhängigkeit von größeren Mächten, und die spätesten herzoglichen Enkel waren durch das Unglück Grimoald's noch nicht belehrt, daß eine Landestheilung nur zum Unglücke führen könne. Noch öfter ist getheilt worden. Die Folgen war-

ren immer dieselben. Dadurch wird die Geschichte zum Klein=nod der Lebensphilosophie, wenn sie ihre Warnungen nicht umsonst mit bitteren Worten in's öffentliche Leben der Staaten gräbt. Leider trägt auch das neunzehnte Jahrhundert den Partheigeist, die Trennung auf seiner Stirne. Die Folgen voraus zu sagen, ist nicht schwer. Zwietracht ist der Einzelnen, Zwietracht ist der Völker Untergang von ewigen Zeiten her gewesen und wird es auch für ewige Zeiten hinfort sein. —

Zehntes Kapitel.

Hugibert und Odilo.

Die Vergangenheit ist das Motto für die Zukunft.

§. 83.

Hugiberts Abstammung und Familie.

Nachdem sein Vater die Regirung über die Provinz Montana nach dem Tode seines Bruders Theodoald an Grimoald abgetreten, und nach dem Tode Theodos II. über das ganze nördliche Bajern mit den Hauptstädten Regensburg und Passau regirt habend, gestorben war, kam Hugibert 725 zur Regirung des väterlichen Erbes. Und durch den schon oben erzählten Einfall der Franken und den Tod seines Onkels Grimoald, dann durch endliche Ermittelung des Friedens von Longobarden und Franken erhielt Hugibert das ganze Herzogthum mit allen Theilen des Landes zur abhängigen Verwaltung 729. Er starb im Jahre 737, also im zwölften Jahre der Regirung über Niederbajern und im neunten seiner Herrschaft über das Gesammtvaterland. Seine Gemalin hieß Hildifried. Kinder, wenigstens Söhne, hatte er wahrscheinlich nicht; denn ihm ist in der Regirung kein Sohn gefolgt.

§. 84.

Geschichtliche Ereignisse unter Hugibert.

Sehr Weniges wissen wir von der kurzen Regirungszeit Hugiberts zu erzählen, und nach den Umständen im Frankenreiche zu schließen, dürfte sie an inneren Ereignissen reicher als manche andere Periode sein. Doch wir wissen so viel, daß

Hugibert von Karl Martell abhängig war, und die Folgen dieser Abhängigkeit mögen seine kurze Regirung auf mannigfaltige Weise vergiftet haben. Hugibert hat den geflüchteten Korbinian wieder an seinen Hof nach Regensburg geladen, und dort sich entweder von ihm taufen lassen, oder er hat ihn zum Gevatter gebeten. Wir glauben eher das Letztere. — Der Ausdruck heißt — sibimet sacro fontis lavacro sociavit. — Die Entscheidung geht hier lediglich aus der Bedeutung des Wortes sociare hervor, welches den Verbindungsbegriff, also irgend eine Freundschaft, eine geistige Verwandschaft anzeigt. Korbinian stand somit wieder in der ehemaligen Gnade. Durch die Taufe allein wäre aber Hugibert, als Herzog von Bajern, noch kein Socius eines Bischofs geworden, was er wohl durch die Pathenverbindung werden konnte. Wahrscheinlich ist Korbinian wieder, und zwar bald, nach seinem geliebten Majas zurückgekehrt; denn Bischof in Bajern ist er nicht geworden. Hugibert hat vielmehr bald den heiligen Bonifazius, Winfried genannt, den Apostel der Teutschen, nach Bajern eingeladen.

Keiner der früheren Apostel hat mit dem Eifer die Lehre des Christenthums verbreitet, wie Bonifazius. Wo Güte nichts fruchtete, hat er Gewalt gebraucht, so weit er sie brauchen konnte. Das war überhaupt eine gangbare Art der damaligen Zeit, das Christenthum mit Gewalt zu verbreiten. Bonifazius war ein schottischer Benedictinermönch, und zum Missionsgeschäfte erzogen. Schon in demselben Jahre, als Theodo II. eine Reise nach Rom gemacht hatte, kam Bonifazius nach Nordteutschland. Damals wohnten an der nordseeischen Küste die Friesen, ein rauher, teutscher Volksstamm. Mit nicht zu beugender Kraft schlugen sie und ihr Herzog Ratbod alle Mittel, alle Versuche des Heiligen ab, sie zu Christen zu machen. Da zog er, von mehreren Gehülfen aus seinem Vaterlande begleitet, nach Rom, um sich dort für seine Missionen die päbstliche Vollmacht zu holen. Auf seiner Rückreise kam er durch unser Vaterland; und als er hörte, daß Ratbod gestorben war, so wanderte er nochmal zu den Friesen, und seine zweite Be-

mühung scheint besseren Erfolg bei den rohen Völkern gehabt zu haben, als die erste, denn er blieb drei volle Jahre in jenem Lande. Auch im Lande der Hessen, die damals Katten hießen, predigte er das Evangelium. Der Pabst, durch solchen Eifer entflammt, rief den heiligen Mann nach Rom. Dort wird er zum Bischofe gemacht in demselben Jahre, als Hugiberts Vater in Bajern starb. Mit Empfehlungen an alle teutschen Regenten vom Pabste versehen, gieng er nach Teutschland zurück. Dort verbreitete er, wo eben die Verbreitung am Schwierigsten war, das Christenthum allenthalben. Ihn schreckte kein fürchterlicher Hain, keine Rohheit der Menschen. Dort, wo steinerne Altäre der Götzen standen, erhoben sich christliche Kapellen. Und als die Bemühungen des teutschen Apostels nicht selten mit wenigstens momentanem Erfolge gekrönt wurden, ließ er neue Helfer aus Brittanien kommen, um den jungen Saamen auf dornigem Felde nicht untergehen, nicht verderben zu lassen.

Bonifazius war der Gründer vieler Manns- und Frauenklöster nach der Regel des heiligen Benedikt. Durch den teutschen Apostel ward natürlich der Zusammenhang der teutschen Christen mit dem römischen Stuhle immer enger geknüpft. Das wußte der Pabst wohl, und deshalb wird Bonifazius auch zum Erzbischof von Teutschland, zum Patriarchen aller anderen Bischöfe und aller Kirchen in teutschen Landen erhoben. Nach Bajern kam der Patriach Bonifazius erst gegen das Ende der Regirungszeit des Hugibert. Damals waren schon wieder Ketzereien entstanden. Erenwulf, der Verbreiter einer Sekte, wurde von Bonifazius vertrieben, und nach diesem schwierigen Geschäfte, als schon der Nachfolger Hugiberts auf dem herzoglichen Throne saß, giug der Patriarch wieder nach Rom, und kam erst mit vielen päbstlichen Empfehlungsschreiben an die bajerischen Bischöfe in unser Vaterland zurück. Dort traf er die herrlichsten Einrichtungen. Er sankzionirte Bischöfe, theilte das Land in vier Diözesen, Regensburg, Passau, Freising und Salzburg. Der Bischof von Regensburg hieß Gabibald, von Freising Erenbrecht, von Passau Vivilo, von Salzburg Johan-

nes. Das geschah im Jahre 739. Im nächsten Jahre gründete Bonifazius auch das Bisthum Eichstädt. Der erste Bischof daselbst hieß Wilibald und war des Patriarchen Bruder. Augsburg war von langer Zeit her schon ein Bisthum. Salzburg war die erzbischöfliche Kirche für die anderen drei Diözesanen in Bajern. Eichstädt und Augsburg gehörten zu Mainz. Seben in Tirol, welches Bisthum aber später nach Brixen verlegt wurde, zum Erzbischofe nach Aquileja. Alle diese fruchtbaren kirchlichen Einrichtungen wurden mit Uebereinstimmung des Herzogs und der Großen seines Landes gemacht. Man will daraus auf die Unabhängigkeit des Herzogs von den Franken schließen; allein kirchliche Einrichtungen, die zunächst blos das religiöse Interesse Roms betrafen, haben mit politischen Nichts zu thun. Durch Errichtung von Diözesen hat man wahrlich keinen Eingriff in die fränkische Oberherrschaft gemacht; da die Franken selbst einer solchen Errichtung bedurften. Zu jener Zeit entstanden auch die Benedictinerklöster Nieder- und Oberalteich, Monsee, Osterhofen, Pfaffenmünster, Altomünster, Benediktbeuern, Schleedorf, Polling, Sandau, Wessobrunn und Tegernsee. Durch solche organische Einrichtungen konnte das Christenthum in unserm Vaterlande nur gewinnen. Die Hierarchie gewann zuletzt das Meiste dabei.

§. 85.

Odilo's Abstammung und Familie.

Nach dem Tode Hugiberts 737 kam Odilo oder Utilo zur Regirung. Derselbe soll ein Onkel des verstorbenen Hugiberts, der jüngste Sohn Theodo II. gewesen sein. Wir glauben vielmehr, er war ein Verwandter; denn von ihm, als von einem Sohne Theodo's II. hätte man erwarten können, daß er schon vor Hugibert zur Regirung gelangt wäre. Odilo regirte eilf Jahre, und starb 748, als Zacharias Pabst in Rom, Karl Martell Regent in Franken, Konstantin V. Kaiser in Konstantinopel und Rachisius König der Longobarden in Italien war. Der Herzog Odilo ruht in Osterhofen.

Seine Gemalin hieß Chiltrude und war die Tochter des fränkischen Majordomus Karl Martell, welcher damals schon unter Childerich III., dem letzten Merovinger, die Regentschaft des Frankenreiches an sich gerissen hatte. Die Vermählung geschah im Jahre 741, und Chiltrude starb im sechsten Jahre nach dem Tode ihres Gemals 754. Sie ruht an der Seite ihres Gatten in Osterhofen. Sie erzeugten einen Sohn, Tassilo II., welcher 742 geboren wurde. Ihre Ehe war sehr friedlich und glücklich. — Osterhofen war ein von Herzog Odilo gegründetes Benediktinerkloster. Es wurde später von den Hunnen gänzlich zerstört.

§. 86.

Politische Ereignisse unter Odilo.

Karl Martell hatte selbst den Arabern die nicht zu beugende Kraft der Franken gezeigt. Die Schlacht bei Tours gab ihnen den Beweis, welche Macht sie in den fränkischen Heeren zu fürchten hatten. Um wie viel mehr erst Bajern. Zwar hatte Odilo, als er den Thron bestieg, in ruhiger Unabhängigkeit vom Frankenlande geherrscht, aber jetzt war nun einmal die Zeit gekommen, wo alle frühere verkehrte Politik der Bajern die traurigsten Früchte tragen mußte. Wenn wir sagen, der Bajernfürst war unabhängig; so müßen wir dabei gestehen, daß diese Unabhängigkeit beinahe lächerlich gewesen ist. Odilo war unabhängig, so lange er nicht in's Interesse der Franken feindselige Eingriffe machte. Er war ein gefesselter freier Mann. Es thut uns so wohl, wenigstens vielen Geschichtschreibern, wenn sie aus der Epoche der Agilolfinger ein Momentchen herausschnappen können, um die bajerische Souveränetät recht hoch anzuschlagen. Was ist ein Moment gegen die Wahrheit von Jahrhunderten? Wenn der Franke schläft, ist er nur um so stärker nach seinem Erwachen. Jede Regel hat Ausnahmen; jede Politik in ihrer Ausführung hat Unterbrechungen; aber die Ausnahme ist keine Regel, die Unterbrechung keine Politik. Die Wahrheit ist, Bajern war gebunden, und im Laufe der

Jahrhunderte hat es sein Gebundensein nur weniger gemerkt. Ein Offensiv- und Defensivallianztraktat zwischen einem kleinen und großen Reiche kann in hundert Fällen dem kleineren nur von Nachtheil, dem größeren aber stets zum Vortheile sein. — Einen schweren Kampf im Inneren des Landes hatten allerdings die fränkischen Majores domus zu bestehen. Aquitanien, Thüringen und Allmannien rißen sich vom unbeschränkten Verbande mit Franken los. Aber Karl Martell war Herr seiner Zeit. Die Großen gewann er durch Milde, durch scheinbare Zulassung derselben zu den Staatsgeschäften; die Kleinen hat er besiegt. Wir haben ihn mit einem Heere in Bajern zur Zeit Hugiberts gesehen. Wir kennen die Folgen. Karl Martell hatte einen eisernen Charakter, und wie er, so war seine Politik. Bei seinem Ende theilte er das große Land der vereinigten Franken unter seine drei Söhne. Sie hießen Pipin, Karlmann und Gripho. Der Letztere war mit seiner zweiten Gemalin, der bajerischen Prinzessin Sunichild erzeugt worden. Pipin erhielt nach jenem Testamente Neustrien und Burgund; Karlmann Austrien, Allmannien und Thüringen; Gripho die von jenen abgerissenen Stücke zwischen den Großländern der beiden Brüder liegend. — Also eine Theilung. Die Folgen erscheinen bald. Karl Martell starb den 22. Oktober 741, im vierten Jahre der Regirung Herzogs Odilo über Bajern. Da bei dem Tode des Vaters Gripho noch unmündig war; so übernahm dessen Mutter Sunichild die Regirung des durch Testament ererbten Landes. Kaum trat sie aber die Vormundschaft an; so fielen ihre Stiefsöhne, Pipin und Karlmann, über die zwischen ihnen gelegenen Landestheile des Gripho. Gripho ward gefangen. Die Mutter Sunichild aber floh mit ihrer Stieftochter Chiltrude an den Hof des Bajernfürsten Odilo. Dort verheurathete sich Chiltrude mit unserm Landesherzog, ein Umstand, der den beiden Brüdern Pipin und Karlmann natürlich höchst unangenehm sein mußte. Die Folgen jener Flucht waren eine gänzliche Umänderung der bajerischen Politik. Odilo schloß sich nehmlich an das aufgeregte Aquitanien und Allmannien. In dieser plözlichen Noth hatten die klugen Brüder einen letzten Schatten-

König aus merowingischem Stamme, Childerich III., um ihn bei passender Gelegenheit wieder davon zu jagen. Dadurch, daß sie Childerich der Form nach an die Spitze stellten, heiligten sie gewißermassen das Recht ihrer Kämpfe mit den aufgeregten Provinzen. Ihre Exzepzionen, als seien ihre Abhängigkeitsverträge von den Franken nur unter den Auspizien der merowingischen Dynastie geschlossen worden, fielen jetzt durchgehends weg. Ein Merovinger saß am Throne, also durfte auch keine Provinz sich von dem gesetzlichen Abhängigkeitsverbande losreißen lassen. Aquitanien wird zuerst gedemüthigt. Sein Herzog, Hunald, erkennt fränkische Oberherrschaft wieder an. Als dies geschehen war, rückte ein Heer des Pipin gegen Allmannien. Auch diese Provinz trat unter den fränkischen Szepter zurück. Das geschah im Jahre 742.

Das folgende Jahr mußte Bajern die Demüthigung vom fränkischen Heere fürchten. Alle andern Kriege hatten die erzürnten Brüder mit gewöhnlicher Macht durchgekämpft, der Krieg gegen Bajern forderte einen ganzen Heerbann. Derselbe ward wirklich im Winter der Jahre 742 auf 743 aufgeboten, und beträchtliche Massen konzentrirten sich in Allmannien gegen den Lech hin. Auch Odilo sammelte tüchtige Schlachthaufen. Der Krieg war für die beiden Brüder aus doppeltem Grunde hinlänglich motivirt. Die erzürnte Sunichild befand sich am bajerischen Hofe. Im Gedanken der ihrem Sohne von den beiden Stiefsöhnen geraubten Länder, mußte sie sich immer mit der in Franken selbst sich befindenden unzufriedenen Parthei verbinden, und dadurch die Regirung Pipins und Karlmanns unsicher machen. Zudem war Chiltrude des Odilo Gemalin. Auch sie konnte nichts Anderes, als die Unabhängigkeit ihres Gatten von Seite der Brüder wollen. Die unzufriedene Parthei der Franken aber, der Herzog von Aquitanien, die Allmannen und Thüringer konnten, wenn Bajern siegte, alsogleich ohne irgend eine Exzepzion den Verband mit Austrien und Neustrien zerreißen. Schon die Verbindung der Chiltrude mit Odilo mußte den Brüdern ein immerwährender Stein des Anstoßes sein. Sie rüsteten sich daher mit einer um so größeren Macht

gegeu Bajern, als sie nur von einem Siege Entscheidung für ihre Ansprüche hoffen konnten. Odilo aber mochte alle traurigen Folgen einer etwaigen Niederlage wohl voraus sehen; daher bot er seine möglichste Kraft auf. Bei seinem Heere befand sich manches Häuflein von Hilfstruppen der ihm benachbarten Nazionen. Die im vorigen Jahre flüchtig gewordenen Allmannen, mehrere Häuflein aus dem den Franken eifersüchtigen Thüringen und Saxen, und viele kriegslustige Avaren.

Der Frühling rückte heran, die feindlichen Armeen konzentrirten sich, und auf dem Lechfelde, wo später noch oft das Blut vaterländischer Söhne und Fremder gefloßen ist, sollte die entscheidende Schlacht zwischen Bajern und Franken geschlagen werden. Der Lech trennte die Heeresmassen beider Gegner. Der rauhe Pipin kommandirt die vereinigten Haufen der Franken; Odilo die kampflustigen Bajern. Fünfzehn Tage stehen sich die Heere gegenüber. Der Lech war angeschwollen, und hinderte somit das Zusammentreffen der Armeen. Damals befand sich ein päbstlicher Legat, Sergius, unter dem Gefolge des bajerischen Herzogs. Innig war das Band zwischen Rom und Regensburg, seit Theodo II. sich den Segen des heiligen Vaters von der Apostelstadt geholt hatte. Sergius wußte wohl, daß der Franke die Oberhoheit über Bajern ansprach; allein er fand in diesem Ansprechen nach apostolischen Grundsäzen kein Recht. Als vermittelnde Person im Namen des apostolischen Stuhls gieng daher der Legat zu den beiden Brüdern am anderen Ufer des Lechs, und sprach: „Ich bin hier auf Authorität des heiligen Stuhles, um euch zu sagen, daß ihr rechtswidrig die Oberhoheit über Bajern ansprecht, und ich beschwöre euch, im Namen Petrus ziehet friedlich heim, und erkennet euer Unrecht.“ Pipin antwortet: „er habe alle mögliche Ehrfurcht vor der Authorität des römischen Stuhls; allein das in Frage stehende Recht oder Unrecht der Oberhoheit müße eine Schlacht entscheiden.“ Sergius kehrt nach fruchtloser Bemühung wieder auf das rechte Ufer des Lechs zurück.

Es war am fünfzehnten Tag, seit sich die Armeen gesehen, und nicht selten wegen der Unmöglichkeit des Zusammen-

treffens gegenseitig verspottet hatten. Da ließ Pipin in der Nacht des fünfzehnten Tages eine Brücke über den Fluß auf zwei Seiten schlagen, schickte seine Heeresmassen den unvorsichtigen Bajern in die Seite und den Rücken, und am sechszehnten Tage begann die fürchterliche Schlacht. Die bajerische Armee ist plötzlich von allen Seiten umgangen und wird total geschlagen. Mit größter Mühe entrinnt Odilo mit einem Häuflein der Gefangenschaft. Eben so Theobald, der Herzog der Bewohner des Lechs bis an den Bodensee. Den päbstlichen Legaten hat dießmal seine apostolische Authorität nicht aus den Händen der Sieger reißen können. Sergius wird gefangen und dem ironischen Pipin vorgestellt. Dieser redet ihn mit folgenden Worten an: „Mein Herr Sergius, du hast mir gestern erklärt, daß du im Namen des heiligen Stuhles unsere oberhoheitlichen Ansprüche auf Bajern als ungerecht zurückweisen sollst. Mir scheint, deine Sendung sei unwahr; denn du siehst nach der heutigen Schlacht, daß der Apostel mit seiner Interzession unserem Rechte selbst geholfen hat, und es also durch das offenbare Urtheil Gottes bestätigt sei, daß Bajern und sein Volk zum Frankenreiche gehöre.“ Aus dieser ironischen Rede läßt sich der Schluß ziehen, daß die Frankenherrscher schon von jeher an ein Recht der bajerischen Abhängigkeit vom Frankenlande glaubten. —

Nach der Zerstreuung, Niedermachung und Gefangennehmung der bajerischen Heerestheile floh Odilo mit seinen Ueberbleibseln über den Inn und der Sieger ergoß seine Massen über ganz Bajern. Zweiundfünfzig Tage lang hauste der Franke in unserm Vaterlande, wahrscheinlich nicht plündernd und verheerend; sondern nur für Pipin eine Stüze, seine Obergewalt fester und dauerhafter zu begründen. Da Odilo merkte, daß seine Person der Ruhe des Landes hindernd in den Weg träte; so lieferte er sich seinen beiden Schwägern aus, welche ihn mit sich nach Franken abführten. Seine persönliche Freiheit aber haben die verwandten Brüder doch geehrt. Die Bitten ihrer Schwester Chiltrude bewirkten noch in demselben Jahre seine Freilassung und Wiedereinsetzung in die Regirung unseres Vaterlandes, welches die Franken damals

Bajoarien nannten. Bajern trat wieder in den krankhaften Zustand einer mittelbaren Souveränetät zurück. In kleineren Sachen der inneren Politik war der Herzog unabhängig, das beweisen die Dotazionsurkunden und Installirungen der Bischöfe damaliger Zeit. In größeren, in wichtigeren Angelegenheiten herrschte fränkischer Einfluß, wie nie. Bajern war der gezwungene Bundesgenosse der Franken. Zu jener Zeit ward auf fränkische Interzession hin Virgilius Nachfolger des Bischofs Johannes von Salzburg. Virgilius war aus Irland, ein in der damaligen unwissenden Epoche höchst gelehrter Mann; um desto weniger beliebt bei'm römischen Stuhle. Der Bischof lehrte nehmlich, daß es Gegenfüßler, Antipoden gebe, und der teutsche Apostel, Bonifazius, verwarf diese Lehre als etwas Verdammenswerthes. Daraus folgte, daß man dem aufgeklärten Virgilius die bischöfliche Ordinazion versagte, und daher mußte wirklich der gelehrte Bischof die geistlichen Funkzionen durch den Weihbischof Dobda verrichten lassen. — Insoweit hatte also doch der römische Stuhl einen allerdings beachtungswürdigen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Landes, als er die bischöflichen Ordinazionen verweigern konnte. —

Wir haben oben gehört, daß ein gewisser Theobald nach der unglücklichen Schlacht am Lech geflohen war. Dieser endete den Kampf für seines Landes Freiheit nur mit seinem Leben.

Ein Jahr vor dem Tode Odilos, 748, gieng der Bruder Pipin's, ein gemüthlicher und frommer Herr, ins Kloster nach Monte-Cassino. Ihm waren die beständigen Kämpfe zuwider. Somit erhält nach seinem Abtreten der muthige und charakterfeste Pipin die fränkischen Länder insgesammt zur Regirung. Childerich III., der Popanz der Nebenprovinzen, wird von ihm einige Jahre darauf auch in's Kloster gesteckt.

§. 87.

Moralischer Zustand des Volkes von 738 bis 748.

Unstreitig war die Epoche der Regirung Hugiberts in Beziehung auf die moralische Bildung des bajerischen Volkes von

wesentlichem Vortheile. Bonifazius und Ruppert leisteten zum Fortschreiten des Christenthums gediegene Dienste. Sie verdienen die Hochachtung und Verehrung der Nachwelt. Ihren Bemühungen gelang es, in die rohe Masse den Geist einiger Ordnung zu bringen. Wir sahen Bisthümer, Klöster und Pfarreien entstehen. Selbst in der Wahl der Bischöfe ist man äusserst behutsam. Eben so in der Auswahl von Priestern. Die Regel des heiligen Benedikt schuf emsige und mit der Zeit gelehrte Mönche, denen höchstens fanatischer Haß ihre Verdienste um's Vaterland absprechen kann. Sie waren nicht innerhalb vier Mauern gebannt, um durch Gewohnheit das Gebet und die kostbare Zeit zu entheiligen. Aus ihrer Mitte gingen die Seelsorger des Landes hervor. Die Benediktinerklöster waren die ersten Seminarien bajerischer Priester. Sie waren zu jener Zeit für ein unwissendes, rohes, an abgeschmackten Begriffen hängendes Volk ein wahres Kleinod. Wir setzen den Fall, es hätte die Vorsehung von Schottlands fernen Küsten nicht Männer gesendet, deren Kenntnisse um einen guten Theil höher, als die unserer Ahnen, stehend, deren Eifer für das Christenthum die damalige Welt unpartheiisch anerkannt hat; wir setzen den Fall, diese Männer hätten den festschlafenden Verstand unserer Ahnen, ihr in rauhen Begriffen rauh fühlendes Herz nicht zum Besseren geweckt: was wäre die Folge gewesen? Eine immer tiefer wurzelnde Rohheit und Unkultur. Das Volk wäre verwildert, und was wäre aus seinen Enkeln geworden? — Doch über die Reife der Völker waltet ein Gesetz, das höher steht, als sie. Auch die Klöster haben sich überlebt; aber der Saame, den sie in's Feld der Religion und Wissenschaft gesäet haben, trägt heute noch Früchte, deren Werth wir schätzen müssen, wenn wir nicht von Einseitigkeit befangen sein wollen. Minderen Dank verdient die Gründung der Nonnenklöster. Sie sind der Beweis der Uebertreibung menschlicher Kraft. Ihre Zweckwidrigkeit für's Leben war und ist auffallend. Doch ein Volk, welches den Geist der Religion so schwer erfasset, wie unsere Ahnen, und nicht selten die größere Zahl ihrer Apostel, glaubt auch gern dem Himmel einen Gefallen zu erweisen, wenn

es ihm weibliche Naturen opfert. Hätte man die Nachtheile solcher Stiftungen gegen ihre Vortheile reiflich erwogen; so wären keine Nonnenklöster bis auf den heutigen Tag geblieben.

§. 88.

Rückblick auf das zehnte Kapitel.

In Franken wuchs die Macht der Majores Domus, während in Bajern die Unabhängigkeit der Herzoge gemindert wurde. In Bajern und Franken hob sich die Zivilisazion durch Ausbreitung, Konstituirung und Befestigung der christlichen Lehre. Die Schlacht am Lechfeld entschied das präsumtive Recht fränkischer Oberhoheit in Bajern. Odilo ist aus schwägerlicher Gnade in seine Regirung restituirt worden. Von Franken mußte unser Vaterland in Zukunft Alles fürchten, und welcher Herzog es wagt, gegen den Riesen anzukämpfen, der wird verzehrt. Jahrhunderte lassen sich nicht ungeschehen machen, so wenig, als ein matter Greis, der sein ganzes Leben hindurch zu schlafen gewohnt war, wieder ein kraftvoller Jüngling zu werden im Stande ist. Die Geschichte, die folgt, ist leicht zu ahnen. Bajern war unter den bisherigen Agilolfingern in Beziehung auf seine moralische Kraft nach Außen gänzlich gesunken. Die fränkischen Annalisten finden es oft der Mühe nicht werth, von unserem Vaterlande zu reden; und wenn wir auch wissen, daß Pipin und Karlmann einen ganzen Heerbann aufgeboten haben, die Bajern zu demüthigen; so finden wir leider darin keinen anderen Wink, als den, daß Odilo erst gethan hat, was alle seine Vorgänger hätten thun sollen, Hilfsvölker sich verbinden; seine Nachbarn, die gleich ihm Feinde der Franken gewesen sind, sich zu Freunden zu machen. Das Heer, welches auf dem Lechfelde den Franken gegenüber stand, war immer noch eine Masse von ungleichartigen Theilen. Ich glaube, wir werden vernünftiger Weise nicht ungerecht gegen unsere Ahnen sein, wenn wir sagen, wir vermissen einen tüchtigen Mann an der Spitze unseres Vaterlandes unter den bisherigen Agilolfin-

gern. Sie ſtanden, und konnten nicht viel höher ſtehen, als ihr Volk. Von ſogenannten Herrſchertalenten, von Männern, die gegen Pipine als Rivalen auftreten konnten, iſt keine Rede, und kann keine ſein. Hugibert brauſte; Odilo aber gehorchte ſeiner klügeren Frau und Schwiegermutter. Es war zu ſpät. Wo Prieſter und Adel über ein Volk von rohen Sitten herrſchen; dort ſchlummert das Talent, um erſt nach Jahrhunderten zu erwachen. Um ſo kräftiger erwacht es, je länger es geſchlafen hat.

Eilftes Kapitel.

Tassilo II., der letzte Agilolfinger.

Aber Götter, warum soll heut der Schuldlose büßen Anderer Vergehen?

Homer Il. 20. 284.

§. 89.

Tassilo's II. Abstammung und Familie.

Herzog Odilo hinterließ nach seinem Tode 748 einen Sohn, Tassilo II. Dieser war bei'm Ableben seines Vaters sechs Jahre alt. Anfangs übernahm die vormundschaftliche Regirung unter dem minderjährigen Thronfolger dessen Mutter Chiltrude, und ihr zur Seite stand die Oberhoheit ihres Bruders Pipin. Nach erlangter Volljährigkeit regirte Tassilo II. selbst. Unter ihm wurde die Synode zu Dingolfing und der Landtag zu Aschheim gehalten. —

Tassilo II. wurde 788 nach einundvierzigjähriger Regirung von Karl dem Großen des Thrones entsetzt, und des Landes beraubt, dann zum Mönch gemacht und in ein Kloster gesperrt, wie der letzte Merovinger, Childerich III. Seine Familie mußte sein Schicksal theilen. Später söhnten sich Tassilo und Karl wieder aus, aber Bajern blieb im strengsten Sinne des Wortes eine fränkische Provinz. —

Tassilo war ein Mann, der es mit seinem Vaterlande wohl redlich meinte; aber zu unbesonnen gewesen ist, um etwas Tüchtiges durchzuführen. — Seine Gemalin hieß Luitpurg, und war die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius. Die Vermählung geschah um's Jahr 763. Sie theilte das Schicksal ihres Gatten. Ein Kloster ward ihre Ruhestätte. Beider Todesjahr ist unbekannt, eben so wenig wissen wir mit

Bestimmtheit ihre Gräber. Sie mögen ruhen, wo es auch sei; die Nachwelt wird ihr Andenken mitleidsvoll ewig ehren. In einer höchst glücklichen Ehe hatten sie zwei Söhne und eben so viele Töchter erzeugt. Die beiden Söhne waren Theodo und Theodebert; die Namen der Töchter sind unbekannt. Alle Kinder mußten sammt den Eltern in's Kloster wandern. Das Kloster des Vaters hieß Gemedium und lag in der Gegend von Rouen, im Innern von Frankreich. Theodo war Mönch zu St. Maximin bei Trier. Eine Tochter war Nonne im Kloster Cala, die andere in einem Frauenkloster zu Laudun. Die Klöster der Mutter Luitpurg und Theodeberts kennen wir nicht. Eben so wenig wissen wir das Todesjahr der einzelnen Unglücklichen anzugeben. Tassilo II. war der letzte regirende Agilolfinger in unserm Vaterlande.

§. 90.

Krieg mit Gripho.

Gripho war, wie wir oben hörten, der Sohn Karl Martells und seiner zweiten Gattin, der bajerischen Prinzessin Sunichild. Sein Vater hatte ihm mehrere Landesbezirke zwischen Austrien und Neustrien zum Erbe angewiesen. Seine Stiefbrüder aber haben den jungen Nebenbuhler verjagt, und ihn in ein festes Schloß im Ardennenwalde gesperrt. Als jedoch zwischen Pipin, Karlmann und ihrer Stiefmutter dann ihrer Schwester Chiltrude eine Versöhnung zu Stande gekommen war; wurde Gripho wieder von seiner Haft entlassen, erhielt die Renten mehrerer Güter zum Unterhalte, mußte jedoch in der Residenz Pipin's wohnen, um nöthigenfalls keine Vorsicht gegen einen unruhigen Geist zu vergessen. Wir haben ferner gehört, daß Karlmann nach Monte-Cassino gieng, und dadurch Pipin Herr aller fränkischen Provinzen wurde. Das mußte Gripho geduldig mit ansehen. Er war der Bruder Pipin's, der Schwager und Blutsverwandte Odilo's. Odilo war daher kaum gestorben, und der unmündige Tassilo, sein Neffe, zum Herzog von Bajern erklärt, als er den Lockungen der Feinde

Gehör gab. Saxen und Allmannen schloßen sich willig an Pipins Stiefbruder. Gripho entflieht aus seiner vornehmen Haft, sammelt ein starkes Heer von Saxen, Allmannen und Slaven, stellt seine Armee im Saxenlande und an den Ufern der Oker schlagfertig, und erwartet für den folgenden Tag die Schlacht mit dem ihm gegenüberstehenden Heere des Pipin. Da hört er von seinen Anhängern in Bajern, daß man von Seite der Grossen der vormundschaftlichen Regirung Tassilo's II. alle möglichen Hindernisse in den Weg lege, daß die Bajern überhaupt den Tassilo nicht zum Herzoge wollen; sondern den muthigen Gripho mit offenen Armen als den selbstständigen Regenten ihres Landes empfangen werden. Der unbesonnene Abentheurer gehorcht dem vielversprechenden Winke. Noch in derselben Nacht verläßt er die schlagfertige Armee seiner Bundesgenossen, und eilt in rasender Schnelle nach Bajern. Nichts war lächerlicher für die Armee am andern Tage, als die Nachricht, Gripho wäre durchgegangen. Die Folge dieses sinnlosen, gegen allen gesunden Menschenverstand anstrebenden Schrittes war für Pipin die günstigste. Kein Mensch will am Tage von einer Schlacht etwas wissen; denn es fehlt der dabei interessirte Führer. Die Saxen, Allmannen und Slaven gehen ganz friedlich auseinander, und Pipin hat ohne Schwertstreich seinen Zweck erreicht. Es gibt für ihn keinen Empörer wider seine Herrschaft mehr.

Gripho kommt inzwischen in Bajern an. Tassilo war sammt Mutter und Großmutter nach Franken geflohen. Schnell ward nach ihrer Flucht von Lanfried, dem seinem fränkischen Arreste entflohenen und gegen seinen Einsperrer Pipin rachesüchtigen Schwabenherzog, dann dem Grafen von Hirschberg, Suitgar, eine Armee im ganzen Bajerlande aufgeboten, und zur Leitung dem Grypho übergeben. Pipin jedoch kam in doppelten Eilmärschen von Saxen her schnell in unser Vaterland, um die unvorsichtigen Empörer zu demüthigen. So schnell hatte man den kleinen Mann, aber desto größeren Geist, nicht erwartet. Alles flieht daher zitternd vor seiner Rache. Am rechten Ufer des Inn sammeln sich die bajerischen Schaaren. Pipin

stand fürchterlich durch moralische Kraft in seinem Heere am linken. Wie in Saxen an der Oker; so ging's dem glücklichen Franken in Bajern am Inn. Kommenden Morgen sollte die Schlacht entscheiden. Da öffneten sich die früher kurzsichtigen Blicke der bajerischen Großen bei der Armee. Man raunte sich anfangs schüchtern in die Ohren, Pipin sei doch weit mächtiger, als der Abentheurer Gripho, dann der erzürnte Flüchtling Lanfried, und als der agilolfingische Empörer Suitgar. Im Grunde hätten sie durchaus kein Recht, den Gripho, als einen Franken und nur von weiblicher Seite mit Bajern Verwandten auf den Thron des mit Unrecht vertriebenen Herzogs Tassilo zu setzen. Tassilo sei Odilos Sohn und somit gesetzlicher Erbe des väterlichen Reiches. Nach und nach sprach man seine Gesinnungen laut aus, die zur Vernunft gebrachten Großen schloßen sich der Stimmung des Heeres an, die Empörer wurden gefangen genommen, und als man sah, daß Pipin thätigen Ernst machte, Schiffbrücken über den Inn zu schlagen, begann man Unterhandlungen, und lieferte das saubere Triumvirat der sinnlosen Empörung an den gnädigen Herrn Pipin noch in der Nacht aus, um sich am anderen Tage nicht für den Ehrgeiz der drei erbitterten und nur ihr Interesse im Auge habenden Männer schlagen zu müssen. Pipin gab dafür mit Herrenhand dem Vaterlande Tassilo II. zurück, und setzte fest, daß während seiner Unmündigkeit er und Tassilo's Mutter, Chiltrude, die vormundschaftliche Regirung über Bajern führen würden. So kam Bajern unter die Oberherrschaft des energischen Pipin. Gripho kam später in Italien um's Leben, da er durch allerlei Verschwörungen sich seinem Bruder verdächtig machte. Lanfried starb im Exil, und Suitgar gieng für die Geschichte verloren.

Das waren die Rivalen Pipins zur damaligen Zeit, lächerliche und unbesonnene Menschen. Gripho hatte sich natürlich den meisten Nachtheil dadurch zugezogen, daß er die sächsische Armee, wie einst Lepidus die römische, sich gleich einem Rocke von den Schultern gerissen hat. Würde Gripho in Saxen den Pipin mit umsichtigem Muth beschäftigt, während der Zeit

aber Suitgar und Lanfried in Bajern einen Aufstand in Masse organisirt haben, so wäre Pipin zwischen zwei empörten Völkern gestanden, und hätte vielleicht unterliegen können oder müssen, da selbst im Frankenlande ein errungener Sieg über ihn Empörungen aller Art vorbereitet hätte; denn der Herzog von Aquitanien war noch lange nicht gesonnen, sich der fränkischen Oberherrschaft anzuschmiegen. So aber haben die Feinde dem Pipin mehr genüzt, als geschadet.

§. 91.

Pipins Regentschaft über Bajern während Tassilo's II. Minderjährigkeit.

Pipin war also durch die ungeschlagene Schlacht am Inn Oberherr unseres Vaterlandes, einflußreicher Vormund unseres kleinen Herzogs geworden, und blieb es volle vierzehn Jahre von 749 bis 763. Manche Geschichtschreiber fragen mit welchem Rechte, auf welchen Titel hin Pipin die oberste Regirungsgewalt in unserm Vaterlande ausüben konnte. Mit dem Rechte des Stärkeren und dem Titel der eroberten Vormundschaft. Es war noch Gnade genug von ihm, daß er den Tassilo, wenn auch nur als formellen Herzog wieder eingesetzt hatte. Mit welchem Rechte Gripho unter günstigeren Umständen Herzog von Bajern geworden wäre; mit demselben und noch größerem Rechte hätte Pipin ohne alle Rücksicht auf Tassilo Herzog desselben Landes sein können. Ein Eroberer fragt gewöhnlich nicht viel nach Erbrechten und Titeln. Wir glaubten daher auch, daß Tassilo sein Herzogthum vorläufig nur den Bitten seiner Mutter und der Verwandtschaft mit Pipin zu verdanken hatte; denn wäre Tassilo mit Pipin nicht so innig verwandt gewesen; so hätte der Frankenherrscher, der ohne einen Blutstropfen zweimal Sieger gewesen ist, nicht so viele Umstände gemacht. Genug, Pipin übt von dieser Zeit an seine Vormundschaft auf ganz deutliche Art aus. Sein Name legalisirt alle öffentlichen Urkunden mit wenigen Ausnahmen. Doch offen konnte er vor aller Welt noch nicht als Frankenkönig dem Rechte nach her-

vortreten. Immer saß Childerich III. als merovingischer Popanz auf dem Throne, der sein rechtliches Erbe war. Ihn aus dem Wege zu schaffen, konnte mehr schaden, als nüzen. Aus seiner Noth half ihm der den Longobarden in Italien mißgünstige Pabst Zacharias. Dadurch, daß Pipin auf den fränkischen Thron als wirklicher, als rechtlicher König kam, also nicht funkzionirender Monarch eines Monarchen blieb, konnte der Pabst hoffen, den Longobarden, die durch ihren Arianismus ohnehin dem römischen Stuhle fremd waren, Italien zu entreißen, und mit Hilfe fränkischer Energie die katholische Religion endlich auch unter seine nächsten Nachbarn zu verpflanzen. Pipin pflog mit dem heiligen Vater einige Zeit über jenes Thema geheime Unterhandlungen. Endlich kam im Jahre 751 eine Gesandtschaft Pipins, bestehend aus dem Würzburger Bischofe Burkhard und dem Abte von St. Denys Fulrad nach Rom, und fragte im Namen ihres Herrn: „Soll derjenige König sein, der die Krone trägt und Nichts thut, oder der, welcher sie nicht trägt, und Alles thut?“ —

Der Pabst entscheidet natürlich für den Letzteren. Die Gesandtschaft kehrt in freudiger Stimmung nach Hause, und eröffnet unterwegs den Franken das päbstliche Wort.

Pipin, gestüzt auf die fromm geglaubte Unfehlbarkeit der apostolischen Entscheidung, ruft sogleich die Großen des Reiches zur Nazionalversammlung nach Soissons. Der betitelte König Childerich III. wird vorgeladen. Er erscheint. Man eröffnet ihm den päbstlichen Ausspruch. Er ist damit zufrieden. Er muß es sein. Man nimmt ihm die Krone vom Haupte, entkleidet ihn seines königlichen Schmuckes, scheert ihm die langen Haare, wirft ihm eine Kutte um, und schickt ihn in's Kloster. Das war das Ende von allen Bestrebungen der fränkischen Majores Domus.

Pipin, der glorreiche Sohn Karl Martells, der sieggekrönte Enkel Pipins von Heristall, besteigt jezt den Thron, der schon viele Jahre nur auf ihm geruht hat. Er ist Monarch aller Franken. Wenn Pipin die rechtmäßige Dynastie der Merovinger so gleichsam mit unfehlbarem Rechte vom Throne stossen

konnte; was blieben da für redliche Hoffnungen dem bajerischen Tassilo übrig, dessen Vormund der große König gewesen ist? Dem neuen Könige schwören die Großen des Reiches zu Soissons, die Geistlichkeit und der Adel vom Frankenlande den Eid der Unterwerfung und Treue. Der heilige Bonifazius, als oberster Erzbischof oder teutscher Patriarch krönt und salbet den kleinen Mann.

Da stirbt Pabst Zacharias in der Mitte des Jahres 752, in welchem Pipin König geworden war. Sein Nachfolger ist Stephan II. Dieser muß in demselben Jahre über die Alpen sich flüchten. Die Longobarden hatten nehmlich das Exarchat der Griechen erobert und Rom in Besitz genommen. Der Pabst sollte sich, wie früher der griechischen, so jetzt der longobardischen Herrschaft unterwerfen. Er zieht die Flucht im Vertrauen auf die Dankbarkeit Pipins gegen den römischen Stuhl vor, und betrügt sich in seinen Erwartungen nicht. Mit Begeisterung wird der heilige Vater von Pipin und seinen Franken aufgenommen. Der Pabst salbt auch Pipin's Söhne, Karlmann und Karl, ernennt den königlichen Vater zum römischen Patrizier, und macht ihn dadurch zum verpflichteten Schutzherrn der päbstlichen Gewalt. Der neue König konnte alle diese Titel recht gut brauchen, wie später Napoleon die seinigen. Das Volk mußte in der neu begonnenen Ehrfurcht gegen den frischen König warm erhalten werden. Stephan der Zweite starb zwar in demselben Jahre noch, und an seine Stelle trat Stephan der Dritte. Allein auch dieser hatte mit seinem Vorgänger ein und dasselbe politische Interesse. Die Longobarden mußten besiegt werden.

Pipin, der dankbare König, bietet im Jahre 753 alle seine Heeresmassen zum Kampfe gegen die Longobarden. Auch Bajern mußte seinen Heerbann liefern. Im nächsten Jahre zog unter Anführung ihres Königs die furchtbare Armee über die Alpen. In zwei blutigen Schlachten werden die schwächeren Longobarden besiegt, der König Aistulf zum tributpflichtigen Nachkönig Pipins gemacht, das Exarchat erobert, dem Pabste ge-

schenkt und so die apostolische Gefälligkeit auf's Dankbarste belohnt.

Seit dieser Zeit wachsen die Arme der Hierarchie, bis sie so lang werden, daß sie sich über die halbe Welt wie ein amphitritischer Gürtel erstrecken.

Im Jahre der Eroberung Italiens durch die Franken 754 starb Tassilo's II. Mutter, Chiltrude. Die mütterliche Vormundschaft über Tassilo hörte somit auf, und an ihre Stelle trat unbedingt der neue Frankenkönig und Oheim des jungen Herzogs. Schon in den longobardischen Krieg hatte der Neffe den mütterlichen Oheim begleitet, und die bajerischen Schlachthaufen mit den fränkischen vereinigt. Der kluge König nahm daher nach dem Tode seiner Schwester ihren Sohn an seinen Hof, und ließ ihn dort mit seinen Söhnen erziehen. Welche Tendenz die Erziehung gehabt habe, ist leicht zu enträthseln. Das mochte den jungen Herzog, den die Abhängigkeit seines Landes tief schmerzte, sehr verdrießen. Beständige Reibungen zwischen ihm und seinem Oheim waren das Resultat. Tassilo ärgerte sich, in den öffentlichen Urkunden seinen Namen immer nur unter den des Königs schreiben zu dürfen, und dadurch die Abhängigkeit Bajerns von den Franken öffentlich sankzioniren zu müssen. Doch das half Alles Nichts. Bajern ist und bleibt abhängig und die Unbesonnenheit des Herzogs hat unser Vaterland nur um so schneller zur fränkischen unmittelbaren Provinz gemacht; als man doch voraussehen mußte, dasselbe könne seinem Verhängniß nicht mehr entfliehen. Endlich als Tassilo den Oheim zu bitten, ihn majoren zu machen, nicht nachließ, entschließt sich der bisherige Vormund, König Pipin, den fünfzehnjährigen Neffen vor einer Nazionalversammlung großjährig zu erklären, und das väterliche Erbe ausfolgen zu lassen, die bisherige Vormundschaft also zu schließen.

§. 92.

Bajern wird Vasallenland der Franken.

Es war im Mai des Jahres 757, als König Pipin die

Großen des Bajerlandes und ihren minderjährigen Herzog zur Nazionalversammlung nach Compiegne feierlich einlud. Dazu berief er auch die Großen seines Frankenreiches, um den folgenden Akt so öffentlich als möglich zu machen. Alle Bischöfe und Großadeligen beider Länder waren hier versammelt in gespannter Erwartung kommender Dinge. Da erscheint der König in Purpur und die Krone auf dem Haupte. Er besteigt den Thron. Vor ihm rechts liegen auf marmorenem Tische Szepter und Schwert, links die Gebeine des heiligen Martinus, Germanus und vieler anderer Heiligen. Feierliche Stille herrscht. Da winkt der Monarch, und der fünfzehnjährige Tassilo trit aus der vordern Reihe in die Mitte der Versammlung vor den königlichen Thron mit entblößtem Haupte. Hier bleibt er stehen sich verbeugend vor seinem mächtigen Oheim. Der König spricht sodann mit lauter Stimme den jungen Herzog Tassilo großjährig und der Regirungsübernahme aus seiner vormundschaftlichen Hand fähig. Hierauf schwört der nun gewordene Herzog, indem er die Rechte auf die Reliquien der Heiligen legt, folgenden Eid: „Ich will für die Zeit meines Lebens dem Könige Pipin und seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann mit ganzer Seele, wie es einem rechtschaffenen Vasallen zusteht, treu und ergeben sein.“ Diesen Schwur widerholen alle anwesenden Bischöfe und Großadeligen unseres Vaterlandes. Das war also der berüchtigte Vasalleneid der Bajern zu ihrem jetzt unmittelbaren Lehensherrn, dem Könige der Franken. Pipin war klug genug, den Akt des Vasallenverhältnisses so feierlich als möglich zu machen. Die religiöse Form mußte dabei dem Ganzen den Anstrich des Rechtes geben.

Aus jenem Lehensverbande ergaben sich natürlich die wichtigsten Folgen. Die Vasallen waren ihrem Lehensherrn verantwortlich. Sie mußten bei den fränkischen Nationalversammlungen erscheinen, an allen Kriegen der Lehensherren Theil nehmen und überhaupt ihr Interesse als ein untergeordnetes dem des Höheren opfern. Das war freilich die höchste Entwürdigung der bajerischen Nazionalehre. Allein was wollte Tassilo, was die neuen Vasallen in diesem Augenblicke gegen einen König

unternehmen, dessen Charakterfestigkeit, Muth, Kraft und Ausdauer, Klugheit und Ernst, Tiefe der Politik und Kunst der Diplomazie kaum seines Gleichen hatte? Man schwieg, weil jedes Reden schädlich gewesen wäre. Man ertrug den Schimpf bis auf bessere Tage. Sie kamen nicht. Es war gut, daß sie nicht kamen. Das Gebäude der inneren und äußeren Verfassung des Landes war morsch. Die Franken und das habsüchtige Interesse der Großen haben ihre Pfeiler untergraben. Das agilolfingische Geschlecht war seit Jahrhunderten matt und mürbe. Karl der Große rüttelte mit energischer Faust und das Ganze ist eingestürzt. Aus den Ruinen hat man neuen Bau errichtet, er blieb aber immer ruinos, bis das neunzehnte Jahrhundert den Grund zu einem weit festeren Gebäude gelegt hat. Möge man nicht zu schnell auf jenem Grunde fortbauen, daß das Werk nicht eben so bald wieder zur Ruine wird, wie die Herrschaft der Agilolfinger es geworden ist. —

Wir finden nach jenem Akt des Vasallenschwurs den jungen Herzog beständig im kriegerischen Gefolge des Frankenkönigs. Er ist der Befehlshaber der zu den fränkischen Heeren gestossenen bajerischen Armee. Er zieht mit in den Krieg gegen die beständig unruhigen Saxen, mit welchen selbst Karl der Große noch manchen schwierigen Kampf zu bestehen hatte. Er, der dem Aquitanerherzog Weifar, welcher sich von Pipin stets unabhängig machen wollte, gern geholfen hätte, muß gegen ihn kämpfen, um dem verhaßten Oberherrn das Lehensrecht zu sichern. Schwierig und lange unentschieden blieb der Kampf gegen den patriotischen Weifar. Darüber erbittert bot König Pipin alle nur möglichen Mittel auf, durch einen letzten und derben Schlag den kühnen Herzog zu vernichten. Es war im Jahre 763, als dieser blutige Riesenstreich auf das Haupt des Aquitaniers fallen sollte. Aquitanien war das südliche Frankreich bis an die Pyrenäen. Schon war das Lager der vereinigten Bundesheere aufgeschlagen; schon befand sich Tassilo in demselben als Heerführer seiner Fahnen; da erhielt eines Tags Pipin die Nachricht, sein Neffe, der Herzog von Bajern sei

wegen einer Unpäßlichkeit schnell in sein Land zurückgereist. Die Unpäßlichkeit kam zu spät.

§. 93.

Ständeversammlung zu Aschheim.

Es war den Bajern höchst empörend, ihren Herzog Jahre lang in eigenem Lande zu vermissen. Alle Geschäfte mußten durch dritte Hände geführt werden. Die Adeligen des Landes schrieben somit ihrem Fürsten: „sie seien höchst unzufrieden mit den gegenwärtigen Verhältnissen der Regirung. Sie haben wohl einen Herzog; aber derselbe sei seinem Lande fremd, da er sich beständig in der Nähe des mächtigen Frankenkönigs aufhalten müsse. Er habe doch die Pflicht, zunächst für Bajerns Wohl, nicht aber für das der Franken zu sorgen. Es liege ohnehin eine schwere Schuld anf des Vaterlandes gesammtem Adel, da derselbe gewissermassen nothgedrungen den Vasalleneid in des eifersüchtigen Pipins Hand geschworen habe. Der Herzog möge nicht vergessen, daß alle Bajern seiner Unabhängigkeit, nicht aber einer schimpflichen Abhängigkeit huldigen. Gerne wollen sie ihrem, nicht aber einem fremden Landesherrn Gehorsam zollen. Es sei nicht vereinbar mit Bajerns Nazionalehre, einem zweiten Herrn neben dem eigenen zu gehorchen.“ —

Tassilo war mit solchen Aeußerungen höchst zufrieden; denn auch er haßte, näher mit Pipins Intriguen bekannt, den fränkischen Usurpator. Eilends flieht er daher aus dem Lager nach seinem Lande zurück, und beruft die Stände des Reiches, die Geistlichkeit und den Adel zu einer Versammlung nach Aschheim. Hier wird nun auf eine von den Franken ganz unabhängige Weise des Landes Wohl berathen. Der Herzog führt in der Versammlung als unumschränkter Herr den Vorsitz, und eröffnet derselben die nöthigen Vorträge. Dieselben werden von den Anwesenden näher erörtert und darauf folgende Beschlüsse gefaßt. Die Geistlichkeit soll täglich für das Wohl Tassilo's, des Großen, beten. Der Herzog läßt die bisherigen Einrichtungen der Kirche in ihrem Zustande. Er hält nöthigenfalls

die Rechte der Geistlichkeit mit landesherrlicher Gewalt aufrecht. Er versichert Gerechtigkeit der Justiz für Wittwen, Waisen und Arme. Er schützt die Bajern vor rechtswidrigen Bedrückungen der Höheren gegen Niedere. Nur nach Landesgesetzen kann ein Bajer prozessirt werden. Das Eigenthum ist heilig. Die Konfiskazion nur bei Hauptverbrechen erlaubt. Den herzoglichen Prüfungskommissär für die Provinzverwaltungen begleitet in Zukunft ein Priester. Derselbe verhindert Bestechungen. Jeden Monat und jeden Samstag hält der Herzog Sitzung mit seinem Staatsrathe. Auch ein Geistlicher wird beigezogen. In solchen Sitzungen wird Gericht gehalten. Das Evangelium muß mit den richterlichen Aussprüchen verbunden werden, damit in die Jurisdikzion der Weltlichen auch christliches Salz komme. Das waren ohngefähr die Hauptbeschlüße jener bajerischen Nazionalversammlung in Aschheim. Von Pipin geschieht bei diesem **Placitum generale** durchaus keine Erwähnung. Desto beleidigender wars für ihn. Allein der Schritt wurde eben wegen seiner jugendlichen Unbedachtsamkeit leichter entschuldigt. Fragen wir um die näheren Ursachen der Entweichung Tassilos; so ergibt sich Folgendes. Der Herzog von Aquitanien befand sich in den Verhältnissen, wie Tassilo. Beiden lag daran, ihrer Länder Unabhängigkeit zu erwerben und zu behaupten. Beide hatten e i n feindliches Interesse gegen Pipin. Und es läßt sich wohl annehmen, daß Weifar den Tassilo auf seine Seite zu bringen gesucht haben werde. Der Winter war vor der Thür. Durch den Abzug der Bajern konnte Aquitanien gerettet werden. In der That, Pipin unternahm in jenem Augenblicke Nichts mehr gegen den Weifar. Aber auf der fränkischen Nazionalversammlung zu Worms wurde zunächst Tassilo's Entweichung zur Sprache gebracht und ein Feldzug gegen Bajern ward beschlossen. Doch der Aquitanier hatte auf's Neue den Krieg begonnen, und so unterblieb wenigstens für das nächste Jahr die Ausführung obigen Beschlußes. Zudem schickte Pabst Paulus I. Gesandte an König Pipin in Betreff einer Versöhnung zwischen ihm und Herzog Tassilo, dem frommen Sohn der römischen Kirche. Die Versöhnung ist

zu Stande gekommen. So lange Pipin lebt, hören wir von keinen Reibungen zwischen Bajern und Franken mehr.

§. 94.

Verbindung der Bajern mit den Longobarden.

Es war dem Tassilo klar geworden, daß er im möglichen Falle eines Krieges mit den Franken longobardischer Hilfe bedürfen werde. Der Krieg war aber nur verschoben, nicht aufgehoben. Weifar und die persönliche Zuneigung Pipins zu Tassilo waren die verzögernden Gründe. Endlich ward der kühne Aquitanier im neunten Jahre eines unausgesetzten blutigen Krieges besiegt. Es war im Jahre 768, in welchem auch Pipin, der große Mann seiner Zeit, starb. Wir müssen einem solchen Manne Ehrfurcht zollen. Zwar hat er eine uralte Dynastie ihres Thrones beraubt; er hat Bajern zum geschworenen Vasallenlande von Franken gemacht; er hat die unruhigen Provinzen gedämpft und aufs Neue dem fränkischen Reiche einverleibt. Allein, wenn er es nicht gethan hätte, was wäre die Folge jener Zerrüttung gewesen? Vielleicht eine endliche Auflösung. Frankenland bestand aus verschiedenartigen Theilen, aus mancherlei Volksstämmen. Durch eine Repräsentazion aus den obersten Ständen, durch die sogenannten Reichstage hat er sich an die letzte Authorität, die ihm als Mittel zum Zwecke sehr nothwendig war, gewendet, und durch päbstliche Machtsprüche wurde seine Usurpazion sankzionirt. Das Glück hat ihn während seines ganzen Lebens nie verlassen. Er hat Vieles geleistet, was ein Merovinger nie geleistet haben würde. Pipin hinterließ zwei Söhne, Karl und Karlmann. Unter sie ward die väterliche Monarchie getheilt. Karl hatte Austrien, Karlmann Neustrien; der Eine das nordöstliche, der Andere das südwestliche Frankenland zur Regirung erhalten. Von beiden Prinzen war Tassilo Jugend- und Spielgenosse, so lange er am fränkischen Hofe lebte. Er mochte wohl ahnen, was Karl, sein späterer Lehensherr, für Absichten auf Bajern haben konnte. Darum schloß er sich noch bei Lebzeiten des Pipin näher den

Longobarden an. Damals herrschte in Italien König Desiderius. Seine Tochter Luitpurg verlangte und erhielt Tassilo zur Ehe. Die Longobarden hatten gegen Franken mit Bajern gleiches Interesse. Auch sie hatten an Pipin einen schimpflichen Tribut zahlen müssen. Auch sie mußten befürchten, der Frankenherrscher werde mit Hilfe des aufregenden Pabstes ihre Herrschaft zerstören, und den endlichen Zweck, Italien zur fränkischen Provinz zu machen, erreichen. Daher konnte ihnen eine engere Verbindung mit Bajern, ihrem Nachbarlande, nur willkommen sein. Bajern suchte aber in der Heurath mit Luitpurg einen anderen wesentlichen Vortheil. Die Prinzessin brachte nämlich das unter Grimoald von den Longobarden abgerissene südliche Tirol mit den Städten Seben, Bozen und Majas als Morgengabe wieder an Bajern zurück. Eine Landesvergrößerung der Art hätte dem Tassilo nur nüzen können. Doch die jugendliche Unbesonnenheit unseres Herzogs machte allen Landeszuwuchs überflüssig und nuzlos.

Karls Bestrebungen konnten nur auf wenige Jahre zurückgehalten werden. Zwar lebte damals ein uneigennüziger Genius des Friedens, Bertha, Karls und Karlmanns erhabene Mutter. Sie war es, welche das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Jugendfreunden Tassilo und Karl wieder herstellte. Sie entwarf den Plan, eine longobardische Prinzessin ihrem Karl, und eine fränkische dem Sohne des Longobardenkönigs zu verbinden. Doch durch eine solche Verbindung ward das ruchlose Interesse des Pabstes benachtheiligt. Damals fiengen die heiligen Väter schon an, ihre durch Jahrhunderte und Energie gehobene Authorität auf der Grundlage eines verdorbenen Christenthums zu mißbrauchen.

§. 95.

Untergang des longobardischen Reiches.

Als Pabst Stephan IV. hörte, daß Bertha, die wohlwollende Mutter Karls, es wagt, eine Verbindung zwischen ihrem Sohne und einer longobardischen Königstochter herzustellen, und

dadurch die Grundlage des aufrichtigsten Friedens zwischen beiden Völkern zu schaffen; als er vernimmt die seinen Haß und seine Politik erschütternde Mähr, es sei die longobardische Prinzessin dem Frankenkönige sogar schon anverlobt; da ergrimmt der heilige Vater, denn er sieht seine eigennüzigen Zwecke vernichtet, wenn Karl die Verlobte heurathet. Auf den Trümmern des longobardischen Reiches sollte ja die weltliche Souveränetät des Pabstes entstehen, und jetzt sah er voraus seinen ganzen Plan selbst zertrümmert, statt die Ruinen seines verhaßten Nachbars zu sehen. Stephan wußte, wie sehr die fränkische Herrscherfamilie dem römischen Stuhle ergeben war, wie sehr sie ihm ergeben sein mußte, da dieselbe ihre Kronen der päbstlichen Sophisterei verdankte. Auf dieses hin mußten nun die möglichsten Mittel, Berthas Plan und ihre beabsichtete Verbindung zu zerstören, ergriffen werden. Zu diesem Ende schrieb der ergrimmte Nachfolger des heiligen Petrus folgenden, eines Apostels ganz besonders würdigen Brief an Karl und seinen Bruder Karlmann, nachdem er in dem Eingang sie auf möglichste Art gelobt hatte: „Welcher Dämon es ihnen denn in den Sinn gelegt habe, das edle Blut der fränkischen Dynastie mit der treulosen und durch und durch stinkenden Longobarden-Rasse zu vermengen? Die Longobarden gehörten durchaus nicht einmal zu den Nazionen der Welt; ihr Stammgeschlecht seien die Kräzigen. Er — der heilige Vater — verböte ihnen im Namen des heiligen Apostels Petrus, eine von Gott verabscheute Verbindung mit den größten Feinden des römischen Stuhles einzugehen, und wer nur immer dieselbe begünstige, oder dazu rathe, sei durch seine Authorität von der Kirche ausgeschlossen und dem Teufel in seine flammende Hölle übergeben.“

Ein solcher enorm grober Brief wirkte bei den leichtgläubigen Frankenherrschern mehr, als eine feindliche Armee von 100,000 Mann. Keiner wollte mit dem angedrohten Teufel nähere Bekanntschaft machen. Die unter jener Grobheit ver-

borgene unchristliche Politik des Pabstes erkannte Keiner, und so erreichte der Pabst mit seiner gewagten Diktatur seinen Zweck. Die schon eingegangene Verbindung ward aufgelöst, und die neu Vermählte mußte beschämt in ihre nach päbstlichen Ansichten stinkende Heimat zurückkehren. Karl hatte nehmlich sogleich nach Empfang des apostolischen Sendschreibens eine andere, die Hildegard aus Schwaben geheurathet. Um die nun feindlichen Verhältnisse zwischen Longobarden und Franken zu vermehren, trat ein neues zur Feindschaft noch mehr reizendes Ereigniß dazu.

Der König von Neustrien, Karls Bruder, war 771 gestorben. Seine hinterlassenen Kinder waren sämmtlich unmündig. Der Wittwe wollte man die Regirung nicht übergeben, und somit beschloßen des Reiches Große, Neustrien mit Austrien unter Karls Alleinherrschaft zu vereinigen. Es geschah. Karlmanns Wittwe war während der Zeit an den Hof des erbitterten Königs Desiderius geflohen. Eine liebende Aufnahme ward ihr zu Theil. Desiderius erzürnt über die Treulosigkeit und Unverschämtheit Karls schrieb an den Pabst, er solle den ältesten Sohn Karlmanns zum Könige salben und krönen. Doch der heilige Vater verweigert die Gewährung der gerechten Bitte. Vielmehr schreibt er sogleich an Karl, jetzt sei es Zeit, die aussätzige Rasse zu demüthigen. Er, der heilige Vater meine es ja so gut mit ihm. Karl, der vortrefflichste Fürst, der durchlauchtigste Held, der würdigste Beschüzer des römischen Stuhls, solle doch keine Stunde verlieren, das Longobarden-Reich zu erobern, und der Kirche des Apostels Petrus auch eine Landesporzion zu Nuzen und Frommen der armen christlichen Seelen überlassen. Karl war ruhmsüchtig genug, um eine ungerechte Eroberung zu wagen. Es war im Jahre 774, als er mit seinem Heerbann gegen Italien zog. Desiderius bot auch seine Schlachthaufen zum Kampfe über Leben und Tod auf. Doch es war schon zu spät. Der Longobardenkönig wird gänzlich besiegt, gefangen und in's Kloster Corvey gesteckt. Karl ist von nun an auch Herr von Italien, spendet dem Pabste

manchen Landestheil und die listige Politik des heiligen Vaters hat Früchte getragen.

Die erste Frage muß sich uns hier aufdringen: warum hat Tassilo seinem Schwiegervater Desiderius nicht geholfen? haben ihn Kriege oder päbstliche Intriguen oder beides zugleich gehindert? Daß der Pabst seinen Einfluß auf ihn geübt habe, ist wohl kein Zweifel; denn es wäre nicht das Erstemal gewesen. Uebrigens sehen wir, daß seine Verbindung mit der Königstochter des Desiderius in politischer Beziehung zum Vortheile unseres Vaterlandes Nichts gefruchtet hat. Die Folge des Ruhigbleibens von Seite Tassilos war natürlich dem listigen Karl willkommen. Es scheint sogar, als habe Tassilo unter der Bedingung, in seinem Lande unabhängig regiren zu dürfen, gerne in sicherer Neutralität sich gehalten. Allein ein Umstand berechtigt uns, zu glauben, Tassilo sei von anderer Seite sogar auch gehindert gewesen, seinem Schwiegervater bei der kriegerischen Frage um Sein oder Nichtsein zu helfen. Es hatte nämlich nach sicheren Quellen Tassilo mit den slavischen Völkerschaften in Kärnthen, welche sich gegen ihren Landesfürsten empört hatten, vor jenem longobardisch-fränkischen Kampfe Krieg geführt und sie gezwungen, den vertriebenen Fürsten wieder anzunehmen, und sogar bajerisch-fränkische Hoheit anzuerkennen. Durch jenen Krieg mochten seine Kriegserfordernisse vielleicht vermehrt, der Stand seiner Armee also verringert worden sein. Wir mögen einen Entschuldigungsgrund von welcher Art auch immer annehmen; so bleibt zuletzt doch noch das Bewußtsein übrig, Bajern habe auch die letzte Gelegenheit, seine politische Unabhängigkeit zu behaupten, aus den Händen wischen lassen. Wahr ist, Tassilo hat die Unabhängigkeit de facto deutlich und bestimmt während jener Epoche durch viele Regirungshandlungen geübt; allein eben so wahr ist auch der Schluß, daß die einseitige Ausübung seiner Souveränetät dem sich immer mehr vergrößernden Karl später auch um so mehr Gelegenheit geben mußte, seine eine kurze Zeit politisch zurückgehaltenen lehensherrlichen Ansprüche mit aller Macht zu verfolgen. Je länger der Riese schläft, desto kräftiger erwacht er.

§. 96.

Ständeversammlung zu Dingolfing.

Zwei Jahre vor dem Einfalle der Franken in Italien schrieb Herzog Tassilo II. einen Landtag nach Dingolfing aus. Es versammelten sich dort die Großen des Reiches, die Bischöfe, Aebte und der Adel. Ihre endlich erfolgten Beschlüsse hießen **decretum Tassilonis.** Der wesentliche Inhalt jenes Landtagsabschiedes ist: Im vier und zwanzigsten Jahre der Regirung hat Herzog Tassilo, der Fromme, die Stände des Reichs berufen, Disziplinarverordnungen in geistlichen und nöthige Abänderungen der Gesetze in weltlichen Dingen zu beschließen. Zu diesem Zwecke wurden Regulirungen der Ordensgeistlichen, dann und ganz vorzüglich Gesetze wider die steigende Unmoralität des Volkes erlassen. Die Feier des Sonntags auf's Neue eingeprägt. Die Bestimmungen des bajoarischen Gesetzes über persönliche Rechtsverhältniße ergänzt, und überhaupt beschlossen, was der Zeit passend und den Umständen angemessen war. Die vollständigen Beschlußakten sind nicht auf uns gekommen. Die Namen der Bischöfe und Aebte scheinen spätere Anhängsel zu sein. Uebrigens darf man das Ganze als Zusäze, und derogirende Gesetze der früheren **Leg. Baj.** ansehen. Für uns hat das Ganze insofern einen Werth, als wir daraus erkennen, wie der Herzog unabhängig vom Frankenkönige, auf einen Augenblick schaltete, wie er wollte.

§. 97.

Tassilo II. schwört Karl dem Großen den Lehenseid.

Besonders merkwürdig in dem Charakter des letzten Agilolfingers ist der Umstand, daß Tassilo vertrauend auf sein Recht mit trotzigem Sinne nicht selten der fränkischen Oberhoheit Hohn gesprochen hat. Er wollte **summus Dux,** Oberherzog in jeder Beziehung sein. So lange er's bis jetzt sein wollte, war er's wirklich. Aber die Folgen seiner leichtsinnigen Hand-

lungsweise mußten kommen, sobald Karls Eroberungsgeist in gediegener Muße an Bajern dachte.

Tassilo hatte seinen Sohn Theodo, der in Rom getauft worden war, also mehr denn ein Kind gewesen sein mußte, zum Mitregenten und Nachfolger bestimmt. Alle früheren Klösterrichtungen konnte er allein vornehmen. Eine Klosterdotazion war doch kein Eingriff in die oberherrliche Gewalt eines anderen Königs, welcher zudem jedes geistliche Geschenk dem Pabste aus Grundsätzen gönnen mußte. Aber einen Mitregenten, einen Erben zu bestimmen, das war zu viel. Karl hätte vielleicht in jenem Augenblicke, als er von dem Eingriffe in die oberherrliche Gewalt gehört hatte, schon sein höheres Recht mit Waffengewalt angesprochen, wenn nicht die langwierigen Kriege mit den Saxen ihn davon abgehalten haben würden. Schwierig war jeder Kampf mit ihnen und doch hat Tassilo denselben nicht beigestanden. Eine ganz verkehrte Politik. Karl wuchs während der Zeit immer mehr an Macht und zuletzt war nicht mehr abzusehen, wie er ein unabhängiges Reich neben sich dulden sollte, das jetzt ohnehin durch verwandtschaftliche Verhältnisse mit ihm vegetirte. Tassilo hat zudem die Tochter des vertriebenen Longobardenkönigs, Desiderius, zur Ehe. Ein Stein des Anstosses für den Pabst und Karln. Ueber kurz oder lang mußte die angemaßte Herrlichkeit des feurigen Herzogs ihren Glanz doch verlieren.

Die Saxen waren wieder auf einige Zeit besiegt; da eröffnete der umsichtige Frankenherrscher einen Kreuzzug gegen die Sarazenen in Spanien. Alle christlichen Völker wurden zu demselben aufgeboten. Auch Tassilo sendet sein Häuflein gegen die Pyrenäen. Es galt ja den Muhamedanern. Im Grunde kämpften die gutmüthigen Schlachthaufen alle für den Ehrgeiz des fränkischen Monarchen. Karl wollte wieder ein würdiger Kaiser der Römer werden. Bis zum Ebro reicht der Sieg des größten Mannes seiner Zeit. Katalonien, Arragonien und Navarra formten die sogenannte spanische Mark, das Reich Karls jenseits der großen Berge. Jetzt gebot er von der sächsischen Elbe bis zum spanischen Ebro, und dieser Gebieter war der

Sohn jenes Königs, dem Tassilo den Lehenseid geschworen hatte. Was konnte man noch Gutes für die unabhängige Existenz der Agilolfinger bei denselben so ungünstigen Verhältnissen erwarten?

Nach beendigtem Feldzuge gegen die Sarazenen, 779, beginnt daher Karl die versuchende Maxime, seine Oberherrschaft auch über Bajern auszudehnen. Auf Anrathen seiner Gemalin Luitpurg widerspricht Tassilo. Karl, der seinen Eroberungsgrundsäzen immer gerne den religiös-rechtlichen Anstrich gibt, berathet sich über Bajern mit dem Pabste. Der König feiert 781 die Ostern in Rom. Die Vorfahrer Hadrians hatten schon den fränkischen Königen viel Gutes erwiesen. Jetzt war die Reihe an ihm. Die Dankbarkeit für das dem römischen Stuhle geschenkte Exarchat durfte besonders jetzt nicht versiegen, als Tassilo noch immer gerne mit den unzufriedenen und dem Pabste feindlichen Longobarden verkehrte. Hatte es doch Arrachis, der Herzog von Benevent gewagt, sich von fränkischer Herrschaft los zu sagen. Wie viel mehr konnte es der bei Weitem mächtigere Tassilo wagen, Gleiches offen in so ferne zu thun, als er sich mit den unzufriedenen Longobarden verbinden, und Italien und Bajern mit einander vereinigen konnte. Der Pabst wußte wohl, wie gehorsam Tassilo gegen den römischen Stuhl war; aber er kannte auch die Rachsucht seiner Gemalin gegen ihn und Karl wegen des widerrechtlich vertriebenen Vaters. Alle diese Umstände wirkten zusammen und erzeugten den Beschluß, eine Gesandtschaft an den kühnen Bajernfürsten zu senden.

Der Pabst schickte die Bischöfe Formosus und Damasus. König Karl der Große den obersten Mundschenk Eberhard und den Diakon Rikulf. Diese hatten den Auftrag, dem Herzoge seinen Eid wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen, und ihm zu sagen, daß er denselben wiederholt bei der nächsten Maiversammlung in Worms bei gegenwärtigen Großen des Reiches in die Hände des glorreichen Karls schwören müsse. Dazu seien sie gesandt von Pabst und König. Was wollte Tassilo dagegen einwenden? Jedermann sah freilich die Unbilligkeit einer solchen Forderung recht wohl ein, wem es darum zu thun war, sie

einzusehen. Man wußte, daß Pipin dem unmündigen Herzoge den Vasalleneid abgezwungen hatte. Man wußte, daß ein erzwungener Eid durch List oder Gewalt nicht verbinde. Allein was wollte der machtlose Herzog, dessen Land im Verhältniß zu Franken so enge Gränzen hatte, gegen einen König unternehmen, dessen Reich von der Elbe bis zum Ebro, vom atlantischen Ozean, der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere reichte; gegen einen König, dessen Klugheit und Umsicht Tassilo Nichts, als einen ungeuferten Strom von Patriotismus und politikfosen Selbststolzes entgegensetzen konnte. Saxen, Burgunder, Thüringer, Allmannen, Franken, Aquitanier, Longobarden und Sarazenen horchten mit furchtsamer Demuth dem Winke des königlichen Karls. Rühmlicher wäre es freilich gewesen, Tassilo hätte, wie einst Pipin, im offenen Kampfe die Rechtmäßigkeit seiner ererbten Herrschaft gegen Karl bewiesen. Allein damals sahen die Großen unseres Vaterlandes die Folgen eines solchen Kampfes schon voraus, und ohne sie konnte der gebundene Herzog, wenn er auch den vielsagenden Titel eines **Summus Dux** hatte, Nichts unternehmen. Die Antwort, die er den Gesandten zu geben gezwungen war, lautete daher dahin, daß er bei der nächsten Maiversammlung im geforderten Betreff erscheinen werde; jedoch müsse er *sicheres* Geleite haben. So viel Vertrauen schenkte Tassilo den Forderungen seines verwandten Karls. Es geschah.

Tassilo II. erschien zu Worms. Unter denselben Feierlichkeiten, wie er einst in die Hände Pipins geschworen hatte, schwur er jetzt in die Hände des weit mächtigeren Karls in Gegenwart der zeugenden Großen des Reiches den entwürdigenden Eid eines — *Vasallen*. Karl traute aber auch dem Eide nicht allzuviel; sondern verlangte noch außerdem zwölf Geiseln. Sie wurden gegeben. Reichliche Geschenke waren ihnen beigefügt. Alles das bewirkte endlich ein scheinbar freundliches Verhältniß zwischen beiden Blutsverwandten. Daß es bei dem Charakter Tassilos nicht lange dauern werde, war voraus zu sehen. Von beiden Kontrahenten hat es Keiner aufrichtig gemeint. Bei nächster Gelegenheit ward das Band zerrissen, und es war gut.

§. 98.

Bajern wird eine fränkische Provinz.

Es war nicht zu vermeiden, daß Luitpurg auf ihren feurigen Gemal einen wirksamen Einfluß übte. Beide hatten gleiches Interesse. Beide waren natürliche Feinde der Franken. Beide trugen den Schmerz einer an ihnen ausgeübten Ungerechtigkeit in der Seele. Die Rache kochte in Beiden von gleichen Flammen geschürt. Beide waren unglücklich und liebten. Unglück und Liebe zerbricht auch erzwungene Eide.

Bei solchen Umständen brach der Krieg in Saxen und Italien gegen Franken aus. Die Saxen wollten nun einmal nicht katholisch werden. Sie konnten dem Christenthume ihrer groben Apostel keinen Geschmack abgewinnen; denn Karl hatte den Missionären befolen, wenn die Saxen nicht gutwillig Christen würden, dieselben mit Gewalt dazu zu machen. Das war die saubere Verkündungsweise des Evangeliums zur damaligen Zeit. Der Saxenkrieg dauerte drei Jahre und endete mit ihrer Unterwerfung 785. Als er aber begann und Karl seine ganze Macht der fanatischen Wuth der Saxen entgegensetzen mußte, erhoben sich auch die unzufriedenen Longobarden in Italien 784. Arrachis von Benevent war der Haupträdelsführer jenes Aufruhrs. In der Meinung, es werde jetzt noch Zeit sein, den in Saxen streng beschäftigten Karl zu demüthigen, schloß sich Tassilo an Arrachis an. Jener agirte von Tirol, dieser von Unteritalien aus. Fehlte es an Ausharrung, so ermunterte Luitpurg zur Fortsetzung des verzweifelten Kampfes. Allein jetzt war jede feindliche Unternehmung gegen Karl zu spät. Der Riese konnte wohl hingehalten, aber nicht mehr besiegt werden. Leicht wars daher dem fränkischen Statthalter von Trient, Robert, das ganze Gebiet der Montana, welche Luitpurg ihrem Gemal einst zum Brautschaze gebracht hatte, mit der Haupstadt Bozen, den Städten Majas und Seben zu erobern und dem Frankenreiche einzuverleiben. Zwar wurde Robert im Kampfe erschlagen, aber das Land blieb fränkische Provinz. Da ward der Saxenkrieg geendet. Die mit höchster Gewalt unterworfenen

Männer mußten Soldaten in fränkischen Reihen werden. Sie wurden es gerne; denn sie waren froh, aus dem durch viele Kriege verheerten Lande einmal wieder in menschlichere Gegenden zu kommen.

Nach Vollendung dieses schwierigen Kampfes, der dreißig Jahre bei wenigen Unterbrechungen mit fanatischer Wuth geführt worden ist, konnte der glückliche Karl erst wieder auf diejenigen denken, welche es gewagt hatten, seiner Macht leichtsinnig zu trozen. Arrachis und Tassilo, Unteritalien und Bajern waren die kühnen Gegner des mächtigen und klugen Frankenherrschers. Erst mußte Arrachis, dann Tassilo fallen. Karl zog im Jahre 786 nach Italien. Der heilige Vater, sein verbindlichster Freund, half zum neuen Unternehmen auf ähnliche Art, wie einst Zacharias dem Pipin. Wer den größeren Theil beherrscht, müsse auch Herrscher des kleineren sein. So meinte die päbstliche Authorität. Und Karl stimmte natürlich bei. Arrachis versuchte umsonst alle Mittel, die ungebetenen Gäste nicht empfangen zu dürfen. Nichts half. Das fränkische Heer eroberte Unteritalien und Arrachis schwur in Salerno dem siegenden Karl den Eid eines Vasallen. Schon im Jahre 787 ward jener Krieg vollendet, und Benevent unter fränkische Oberhoheit gestellt. Während der Führung desselben hatte Tassilo seine letzten Kräfte aufgewendet, dem ihm drohenden Geschicke zu entfliehen. Er hatte sich zu diesem Ende auf Antrieb seiner gegen die Franken erbitterten Gemalin mit den Avaren und Griechen in ein enges Bündniß eingelassen. Dazu hoffte er die Beihülfe der Saxen, Thüringer und Allmannen. Was seine Vorgänger bei einer günstigeren Zeit hätten thun sollen, that er. Aber es war zu spät. Er rechnete in seiner Politik zu sicher und unüberlegt. Selbst den Pabst wollte er für seine gerechte Sache gewinnen, um dem Kampfe auch einen moralischen Grund zu unterschieben. Allein das Mittel, wodurch er diesen Zweck erreichen wollte, harmonirte durchaus nicht mit seiner Politik am Hofe der Kaiserin Irene von Konstantinopel. Seine Gemalin Luitpurg forderte ihn nämlich auf, ihren Bruder Adalgis, der bei dem Sturze des Vaters an den griechi-

schen Hof geflohen war, in's Interesse gegen Karl zu ziehen, und bei dem allseitigen Kampfe das longobardische Reich durch Adalgis wieder herzustellen. Sobald der Pabst diese Politik erfahren mußte, war er der Natur der Sache gemäß ohnehin ein Gegner Tassilos, weil er ein Gegner von Adalgis gewesen ist. Vorläufig wurde jedoch die Schließung der verschiedenen Bündnisse aufs Geheimste betrieben. Weder Karl noch der Pabst wußten etwas. Demnach schickte Tassilo eine Gesandtschaft nach Rom. Arno, Bischof von Salzburg, und Heinrich, Abt von Monsee, waren die bevollmächtigten Gesandten. Das geschah im Jahre 787, als die fränkische Armee die Unterwerfung des Herzogs Arrichis bewirkte.

König Karl hatte damals die Ostern in Rom gefeiert, und war daher bei der Ankunft der bajerischen Gesandten gegenwärtig. Insofern nun Arno und Heinrich den Pabst ersuchten, den Friedensvermittler zwischen Tassilo und Karl zu machen, stimmte Hadrian durchaus bei. Der heilige Vater äußerte sich wie Karl. Beide seien Freunde des Friedens. Nur meinte Karl, ein Friede zwischen Bajern und Franken sei nur dadurch möglich, daß sich Tassilo ihm — dem Könige — gänzlich unterwerfe. Ein sauberer Friedensvorschlag. Auf eine gänzliche Unterwerfung, sagten die Gesandten, einzugehen und zu unterhandeln, seien sie durchaus nicht bevollmächtigt. Da änderte sich der friedliche Ton der beiden Fürsten sogleich. Karl zog über die Treulosigkeit des Bajernfürsten los, und Hadrian widersprach dem erzürnten Patrizier nicht. Zum Schluße wurde die Gesandtschaft mit der tröstlichen Versicherung des heiligen Vaters entlassen, daß jeder Krieg, der aus dem ungerechten Ausspruch der Unabhängigkeit Tassilos gegen den König Karl entstehen würde, mit all seinem Blute allein auf der Seele des Bajernherzogs hafte, und durchaus nicht auf dem Könige und den Franken. Das war also das ganze Resultat der Gesandtschaft. Man sieht schon aus diesem Ereigniße, was der Pabst fürchtete. Siegte Tassilo; so wurde das Longobardenreich wieder hergestellt und um's Exarchat war's geschehen. Der Pabst hatte nur sein materielles Interesse im

Auge, und auf dieses hin konnte sich Tassilo nie an einen ihm günstigen Ausspruch von Seite des heiligen Vaters halten. Karl war der mächtigere Theil und zugleich der Wohlthäter des heiligen Stuhls. Was er wollte, mußte auch der Pabst wollen; denn dieser hatte nur von Karl Alles zu hoffen, mußte aber fürchten von den erbitterten Longobarden Alles zu verlieren.

Der König war von Rom in seine Residenz nach Worms abgereist und kaum dort angelangt, als er von Hadrian durch Eilboten Briefe erhielt, es seien Emissarien in Neapel angekommen, mit ihnen der Sohn des vertriebenen Desiderius, Adalgis. Sie hätten sich mit den unzufriedenen Beneventern vereinigt, und wollten die longobardische Herrschaft vorläufig in Unteritalien wieder herstellen. Erscheine der König mit einem Heere nicht bald, so werde ein Aufstand nicht ferne sein. Sogleich rief der König eine Versammlung der Reichsstände nach Worms. Noch wußte der König Nichts von der Verbindung Tassilos mit den Avaren und Griechen. Nur was die Gesandtschaft in Rom vorgetragen hatte, erzählte er den versammelten Großen. Man muthmaßte sogleich einen Zusammenhang jener Gesandtschaft mit den griechischen Emissären in Unteritalien. Ob die Muthmassung gegründet sei oder nicht, wollte man erfahren. Es wurde daher beschlossen, eilfertig Gesandte nach Regensburg zu schicken, und den Tassilo auf den Grund seines Vasalleneides hin zur Versammlung nach Worms einladen zu lassen. Tassilo, ahnend, daß man von seinen geheimen Verbindungen etwas wisse, kam natürlich nicht. Das bestärkte den König in seiner Muthmassung noch mehr, und erbitterte die Großen auf jede Art. Sogleich ergieng der Befehl durchs ganze Reich, so schnell als möglich den Heerbann aufzubieten. Drei Armeen wurden aufs Schleunigste ausgerüstet. Eine fiel von Italien aus in Oberbajern, die andere bei Pföring über die Donau in Niederbajern, die dritte über den Lech in Schwäbisch-Bajern ein. Die erste befehligte Prinz Pipin; die zweite Likulf, ein fränkischer Großer; die dritte der König selbst. So schnell als Karl mit seinen Armeedivisionen erschienen war, sind die Bundesgenossen Tassilos nicht gewesen. Im eigenen Lande

des Herzogs fieng man an, gegen die unüberlegten Schritte des Agilolfingers zu murren. Wer ist denn eigentlich Herr in unserem Lande? fragten die des Aufruhrs gegen den König müden Bajern. Wenn's der König; so brauchen wir keinen Herzog. Jetzt ist es zu spät, eine Unabhängigkeit in Anspruch zu nehmen, die wir doch nie ganz behaupten können. Man verbinde uns mit dem Frankenreiche. Es gibt in demselben auch Provinzen, die früher unabhängig, jetzt abhängig, und in jeder Beziehung als Theil eines großen Ganzen recht wohl daran sind. Handel und Wandel ist durch eine unbesonnene Politik des Herzogs gehemmt. Zudem ist nicht einmal der Herzog Herr. Vielmehr ist es seine Frau, die rachsüchtige Luitpurg. Wir verargen es der Tochter nicht, wenn sie ihren unglücklichen Vater zu rächen sucht; allein wir — das Volk — haben mit ihrer Rache Nichts gemein. Es ist unrecht, die Ruhe und Wohlfahrt einer Nazion wegen des politischen oder selbstsüchtigen Interesses einer einzigen Familie aufs Spiel zu setzen. Tassilo hat nun einmal den Vasalleneid geschworen. Einen Schwur muß man halten. Er hat ihn jedoch nicht gehalten; also ist er meineidig. Selbst der Pabst steht gegen ihn. Was soll aus uns und unsern Kindern werden, wenn die Neckereien zwischen Lehensherren und Vasallen nicht aufhören? Ist denn die Nazion des Herzogs, oder ist der Herzog der Nazion wegen da? —

Solche und andere Reden zeigten von der Erbitterung der Bajern gegen die charakterlosen Schritte ihres Herzogs. Ihre Abneigung gegen ihn war nur zu gewiß. In einer so mißlichen Lage, verlassen von König und Volk, blieb ihm, wie einst dem Odilo, seinem Vater, nichts Anderes übrig, als freiwillig sich in die Arme des erzürnten Königs zu werfen. Es geschah. Tassilo von allen Seiten mit fränkischen Heeren eingeschlossen, von seinem politischeu Bundesgenossen und dem eigenen Volke verlassen, erscheint im Lager seines Geschwisterkindes, Karls des Großen. Hier gesteht der Herzog, er habe allerdings in seiner Handlungsweise gegen den König gefehlt. Er übergebe somit in aufrichtiger Reue das Symbol der Herrschaft über das Bajerland in die Hände des Monarchen. Dieses Symbol

war ein Stab, auf welchem statt des Knopfes die Figur eines Menschenkopfes befestigt stand. Der König nahm jenes Symbol, und ließ sich vom Herzoge den früher geleisteten Vasalleneid wiederholen. Tassilo schwört, und nach abgelegtem Schwure fordert der König zur Bekräftigung des abgelegten Eides zwölf Geiseln, als dreizehnte aber den Sohn des Herzogs, Theodo. Sie wurden gegeben, und der König kehrt nach Worms, Tassilo aber nach Regensburg zurück.

Es muß eine traurige Empfindung für den fünf und vierzigjährigen Agilolfinger gewesen sein, eine so entwürdigende Behandlung von seinem Geschwisterkinde zu erdulden. Jedermann erkennt das Unrecht, welches Karl an unserem rechtmäßigen, landeseingeborenen Beherrscher Tassilo geübt hat; aber die Umstände haben das Unrecht zum Rechte gestempelt. Alle möglichen Intriguen hat Karl aufgeboten, seinen letzten Zweck zu erreichen. Die Agilolfinger mußten vom Throne entfernt, Bajern aber eine unmittelbar fränkische Provinz werden. Dieser Zweck wurde schon im nächsten Jahre, 788, erreicht. Gründe ließen sich ja leicht finden, nach welchen die Behauptung geltend gemacht werden konnte, Tassilo habe seinen zweiten Vasallenschwur, kaum abgelegt, wieder gebrochen.

Bisher war bei den Verhandlungen zwischen König und Herzog nie die Rede von dem Bündniße Tassilos mit den Avaren und Griechen. Es wäre lächerlich zu behaupten, Karl habe von Allem Nichts gewußt. Als er den Tassilo wieder nach Regensburg entließ, wußte er wohl, daß die Zeit bald kommen werde, wo er ihn mit Einwilligung des ganzen Volkes nicht mehr entlassen dürfe. Karl war Herr seiner Zeit. Der Pabst aber half zum Ganzen getreulich mit. Bisher wußte Karl durch seine Kundschafter von den sogenannten politischen Geheimnissen auf geheime, bald weiß er sie auf officielle Art. Jahrhunderte haben die Agilolfinger den ererbten Thron besessen, und zwar mit Recht und mit Gesetz. Um sie zu entfernen, um ihre Rechte zu anulliren, muß man auch die Bajern glänzend überzeugen, daß die Agilolfinger nicht mehr für sie passen. Diese glänzende Ueberzeugung kann aber nicht auf Ein-

mal kommen. Wirksamer ist sie, wenn sie progressive fortschreitet. Bisher hat Tassilo durch Ungehorsam seinen Vasalleneid gebrochen. Alle Folgen daraus waren unglücklich für's Volk. Und das Volk fürchtete sich vor dem ihm gerecht erscheinenden Zorne des Königs so gut, wie vor den Bannstrahlen des Pabstes. Wäre übrigens Tassilo mit Karl nicht so nahe verwandt gewesen; der König hätte sein letztes Ziel weit eher erreichen können. So aber vermied er durch Zögerung auch den Schein der Lieblosigkeit in den Augen des Volkes. Man sah immer nur den König als den großmüthigen Beleidigten, den Herzog aber als den leichtsinnigen Beleidiger an. Das Jahr 788 erschien. Für die agilolfingische Dynastie das verhängnißvollste. Pabst Hadrian schrieb an den königlichen Patrizier zu Worms. Der Bruder der Gemalin Tassilos, der Luitpurg, Adalgis, ist Empörer in deinen Besitzungen Unteritaliens. Gegen deine Exzellenz werden Feindseligkeiten aller Art verübt. Die Kaiserin Irene hat sich gegen dich zu Gunsten der aufrührerischen Longobarden erklärt. Allenthalben sieht man griechische Volkswiegler. Der apostolische Stuhl ist in Gefahr. Komm und rette! Zu gleicher Zeit kommen Eilboten von den königlichen Vasallen in Bajern und sagen: Große Heeresmassen konzentriren sich im Avarenlande gegen Bajern und Italien. Die Avaren stehen in Verbindung mit den Griechen, Longobarden und dem wiederholt meineidig gewordenen Tassilo. Die Ursache von Allem ist der Herzog und seine Gemalin, Luitpurg. Sie wollen mit vereinter Macht ihrer Bundesgenossen Bajern frei machen, und das Longobardenreich in Italien wieder herstellen. —

Karl der Große hatte das Alles vorausgesehen, vielleicht auch im Geheimen begünstigt; denn so kam er nur um so schneller zu seinem Ziele. Jene drei Armeen vom vorigen Jahre hatten deshalb auch noch immer die bajerische Gränze besetzt. Die Vasallen des Landes waren für das königliche Interesse gewonnen, und Tassilo somit allenthalben von Verräthern umgeben. Möchte doch ein Fürst nicht e i n e m Verräther sein Ohr leihen. Seine Umgebung haschte nach jedem Worte, wenn

dessen Sinn dem Könige feindlich war, und Karl wußte Alles, aber Tassilo desto weniger. Er meinte, der König wisse von seinen äußeren Verbindungen nichts. Man bestärkte ihn in dieser Meinung, und darum ging er auch leicht in die Falle. Kaum hatte nun der König auf offiziellem Wege jene Nachrichten erhalten, und gewußt, daß gegenwärtig zur Erreichung seines Zweckes Alles reif sei; so schreibt der König einen allgemeinen Reichstag nach Ingelheim, wo er die Ostern feierte, aus. Das geschah jährlich; also regte sich in Tassilo, den man in seiner Meinung außerdem bestärkte, kein Argwohn. Sogar die Saxen und Longobarden erschienen; also auch Tassilo und seine Großen. Niemand wußte den Gegenstand der Verhandlung außer dem Könige und seinen Verschwornen, den Verräthern ihres Herzogs Tassilo, den bajerischen Bischöfen und dem Adel. Gemüthlich sitzt der Herzog in der Versammlung, sich freuend durch die geheim erbetene Hülfe Anderer auf eine bessere Zukunft, wo er nicht mehr unter einem lehensherrlichen Throne sitzen dürfe. Zahlreich und stille erhoben sich die Repräsentanten so vieler Nazionen, als im königlichen Ornate Karl in den Saal trat, und den Thron bestieg. Der Reichsherold winkte Ruhe, und es begann die Berathung. Wie der Blitz den in seligen Träumen versunkenen, unter einem ausgehöhlten Felsen schlummernden Hirten aufschreckt, wenn er bei gewaltig herabschlagendem Donnergeroll in die nahe Linde zuckt: so war's dem Tassilo, als seine Großen, seine eigenen Unterthanen ohne Unterbrechung mit erbitterten Stimmen hundertmal ihn einen Verräther, einen Meineidigen gegen Seine Exzellenz den König und Lehensherrn Karl nannten. Das niederträchtige Spiel gelang. Tassilo widersprach nicht, daß er die gegen den König beschworene Treue eines Vasallen auf Betrieb seiner Gattin Luitpurg wiederholt verletzt habe. Er widersprach nicht, daß er Unterhandlungen mit den Avaren zu seinem Vortheile gepflogen, daß er die Vasallen des Königs auf seine Seite zu ziehen gesucht, daß er ihnen nach dem Leben gestrebt, daß er den Seinigen, mit Mentalreservazionen dem Könige zu schwören, befolen, daß er sich sogar geäußert habe,

wenn er auch zehn Söhne hätte, so wolle er sie lieber dem Verderben überlassen, als unter solchen Umständen sein Leben fristen. Ein ehrenvoller Tod sei einem schimpflichen Dasein immer vorzuziehen. —

Das waren in den Augen der durch die Macht ihres Kö=nigs bethörten Großen freilich abscheuliche Verbrechen. Nie=mand dachte daran, daß Tassilo von Karl zuerst auf die be=leidigendste Art behandelt worden war. Der Herzog in gerech=ter Verzweiflung über die Verräther aus eignem Lande wider=sprach keinem Klagepunkt. Er sah mit einem Male das Netz der Politik Karls zerrissen; der Schleier war vom Gesichte der falschen Göttin gehoben, und seine Regirung ging zu Ende. Seine offenen Geständniße nahm man, was sie auch waren, für Troz, und die Erbitterung stieg immer höher. Was man nur immer von ihm Nachtheiliges wußte, wurde vorgebracht. Er sei schon vor fünf und zwanzig Jahren des Verbrechens der Herisliz, der böslichen Verlassung des Heeres aus dem fränkischen Lager, schuldig gewesen. Des Königs Vater habe die Untersuchung und Strafe jenes Verbrechens beruhen lassen. Nichts desto weniger habe er aber alle Mittel aufgesucht, sei=nen Vasalleneid wieder zu brechen. Er wolle den Feind in's Land führen, und wisse doch, daß das bajerische Gesetz die Todesstrafe demjenigen androhe, der Solches wage. Er unter=halte Verbindungen mit den Feinden des Königs, und sei somit Staatsverräther und Majestätsverbrecher zugleich. Da Tassilo Alles bekannte; so sprach die Versammlung einstimmig die To=desstrafe über den Herzog aus. So weit kam's mit den Agi=lolfingern. —

Karl, von Natur durchaus nicht grausam, wenn er durch andere Mittel seine usurpatorischen Zwecke erreichen konnte, zu=dem auch Blutsverwandter des zum Tode verurtheilten Herzogs, wird jetzt sein Vorbitter bei den Richtern. Er kannte das menschliche Herz recht wohl. Sein Zweck, unumschränkter Gebie=ter von Bajern zu werden, war erreicht. Was half ihm der Tod des Tassilo? Er konnte ihm, denn des Volkes Stimme ist be=weglich, in Zukunft nur mehr schaden, als nüzen. Als der

König für das Leben seines Vasallen bei seinen Richtern flehte, war man überrascht, und achtete die schönen Gefühle des Monarchen nur um so höher. Die Sentenz ward kassirt, und, als Tassilo sich an die Art und Weise der Vertreibung des letzten Merovingers durch Pipin erinnerte, daher seinen Entschluß, in ein Kloster zu gehen, aussprach, stimmten die Richter in sein Begehr. Dort könne er, sagte man, seine begangenen Sünden doch abbüßen.

Ob übrigens die Wahl des Klosterlebens bei ihm frei war, wollen wir nicht untersuchen. Die damalige Methode, gekrönte Häupter auf gute Art von ihren Thronen zu entfernen, kennen wir; und stimmen daher dem aufrichtigen Eginhard bei, welcher zwischen Freiheit und Zwang schwankt. Wäre es Karl dem Großen Ernst gewesen, nur den Tassilo zu entfernen; so hätte er nicht auch seine Familie gefangen setzen, und sie in Klöster sperren lassen. So aber wanderte die ganze Familie ins beschauliche Leben. Karl wollte Bajern, und somit mußte er jeden Stein des Anstosses auch für die Zukunft entfernen. So verschwand der letzte Herzog aus der agilolfingischen Dynastie, Tassilo II. Bajern fiel an die Karolinger.

Im Laufe der Jahre hat man in Bajern sein Unrecht erkannt. Man dachte klarer über die eigennützige Politik des Königs. Gerne und oft nannte man den zum Mönch geschornen Tassilo unschuldig. So ist der Mensch. Ein Spiel der Einflüsse zwischen Unrecht und Recht. Ein Sklave der Verzeihung und Rache. Auch das wußte Karl wohl. Er war überzeugt, daß des Volkes Stimme keine Stimme Gottes sei, sonst würden den Tassilo nicht diejenigen für unschuldig erklären, die ihn einst zum Tode verdammt hatten. Um also für alle Zukunft im Besitze von Bajern sicher und gewissermassen rechtlich befestigt zu sein und zu bleiben, ging seine Politik dahin, durch die Patres im Kloster Gemedium, wo Tassilo Benedictinermönch war, ihm das klösterliche Leben recht angenehm zu machen, und ihn nach und nach dahin zu bringen, öffentlich allen Ansprüchen für sich und seine Söhne zu entsagen. Was läßt sich nicht Alles mit einem Manne anfangen, mit welchem seine

Gemalin schon so viel angefangen hatte. Luitpurg war ja doch zuletzt am ganzen Unglücke Tassilos die erste Ursache. Der herzogliche Pater war bald bekehrt. Er hielt sich nach so vielen Kämpfen und Mühseligkeiten in seinem Kloster, wo er natürlich alle Hochachtung genoß, für sehr glücklich, und gewann den Glauben, daß seine Familie in andern Klöstern eben so glücklich als er sein müsse. Als nun Karl hörte, daß Tassilo eine brüderliche Versöhnung mit ihm wünsche, ja, daß er ihm sogar den Besitz von Bajern öffentlich und feierlich für sich und seine Erben abtreten wolle; so berief er eine Reichsversammlung nach Frankfurt am Main, wo kirchliche Angelegenheiten zur Sprache gebracht werden sollten.

Es war im Jahre 794. Tassilo, der Mönch, erscheint. Mit klösterlicher Demuth söhnt er sich durch den Kuß des Friedens mit Karl dem Großen aus, und trit in feierlichen Worten dem Könige seine und seiner Kinder Ansprüche auf Bajern ab. So war also auch der ungerechte Besitz Karls in den Augen des Volkes zum gerechten geworden. Das neunzehnte Jahrhundert spricht aber ganz anders, als das achte gesprochen hat. Tassilo wandert nach jener Feierlichkeit in sein Kloster zurück, und wird vergessen.

So ist's in der Welt. Friede Ruhe und Mitleid haben seine Enkel auf des unglücklichen Agilolfingers unbekanntes Grab gehaucht. In ihm verschwand eine Dynastie, die ihr Recht aus dem grauen Alterthume teutscher Sitte mitgebracht hatte. Und durch wen? Durch Karl den Großen! Durch Karl, den Heiligen! Tassilo und seine Familie ist verschwunden. Ihr Andenken nicht. Ihre Gebeine mögen ruhen, wo es immer sei; derjenige, der auch Fürsten richtet, hat gewiß seinen Segen über ihre Asche gehaucht, und die Nachwelt urtheilt mit gerechtem Unwillen über eine Handlung des fränkischen Königs, die ihn wahrlich nicht zum Großen gestempelt hat. Ein König, den die Nachwelt den Großen nennt, weil er mit widerrechtlich errungener Macht der politische Meister seiner Zeit blos gewesen ist; ein solcher König wird oft sehr klein, wenn man an seine

Handlungen den Maaßstab der Gerechtigkeit setzt, und sollte ihn auch ein Pabst heilig gesprochen haben. —

§. 99.

Rückblick auf das eilfte Kapitel und die ganze agilolfingische Periode von 554 bis 788.

Aus der wüsten Epoche der Völkerwanderung erstand das agilolfingische Bajern. Die Nazion war teutschen Stammes. Treue und Anhänglichkeit an ihre Fürsten war ihr angeboren. Frei war das Volk. Natürliche Tugenden schmückten sein öffentliches Leben. Da kam das Christenthum in seiner rohen mißverstandenen Form; und es schwand die Einfalt der Sitten. Da kam der Franke; und es schwand die Treue zum Regenten. Endlich nahte das Ungeheuer, die Zwietracht; und es starb der Patriotismus; es verschwand der letzte Agilolfinger als das lebendige Bild seiner Zeit. Der Patriot bricht im gerechten Unwillen den Stab der Verdammung über die fränkische Politik. Der Politiker sieht mit Mitleid auf eine Epoche von 234 Jahren zurück, die ihm kaum einen Regenten aufzuweisen vermag, von dem man sagen könnte, er habe die Bedeutung seiner Zeit erfaßt; er sei höher, als seine Zeit gestanden. Und wahrlich, ein Fürst, wenn er den ganzen Umfang seiner Pflichten kennt, soll und muß höher als seine Zeit stehen. Mancher Geschichtschreiber suchte sein Verdienst darin, daß er uns schöne Tiraden über das agilolfingische Bajern vorjauchzte. Aber wie prosaisch war diese Epoche! Ersteht, ihr Herzoge, aus euerm Todenhause! Laßt euch von euern Enkeln scharf ins Auge fassen, damit ihre Fürsten auch aus euern Fehlern lernen, wie man ein Volk regire, welches zum Guten der Anlagen so viele besitzt. Doch nein! schlummert fort! Ihr waret vielleicht auch nur die Drahtpuppen eurer Zeit, wie hundert andere vor euch und nach euch. Was half dir, Garibald, deine väterliche Freude beim Glücke deiner Töchter? Kein Sohn ist dir gefolgt. So wollte es der Wille des Franken. Du hast nicht eingesehen,

daß zweihundert Jahre nach dir dein Vaterland unter den Fußschemmel der Herrschaft eines Fremden getreten werden wird. Mit dir hat das Spiel des Eigennuzes begonnen, mit deinem Enkel Tassilo II. geendet. Habt ihr gewußt, ihr Agilolfinger, daß die Gesetze, die euch der listige Franke gab, einst eueren Untergang sankzioniren würden? Daß feindliche Geschenke Gift seien, wußtet ihr nicht? Was half es eurer Dynastie, daß Theodo II. nach Rom pilgerte? Gerade Rom war es, welches sich über eueren Sturz freute; denn eure Ruinen haben auch Materialien zum großen Bau der profanen Hierarchie liefern müssen. Was half es, ihr verwesten Fürsten, daß ihr die Apostel der Zeit in euer Land riefet? Doch, Vieles hat es geholfen. Ihr habt wenigstens den Anfang gemacht, die holperige Schaale des Heidenthums zu zerbrechen, und der Nachwelt nach tausend Jahren Gelegenheit zu geben, den gesunden Kern in einen gesunden Boden zu verpflanzen. Daß ihr nicht klüger und nicht politischer waret, als die Könige der Franken und die Päbste; das war nicht euere Schuld. Ihr seid gemüthliche Fürsten eines gemüthlichen Volkes gewesen, und eben, weil ihr das waret, habt ihr fallen müssen. Wo der Verstand ausharrend mit dem Gemüthe kämpft; dort ist der Sieg für ihn nicht schwer.

Der Kampf hätte nie aufgehört; das Volk wäre dabei nicht glücklich gewesen, also war es gut, daß ihr gefallen seid. Recht war es nicht. Aber lieber falle der Einzelne, als das Ganze. So denken wir. So haben hundert Konsuln der Römer aus Patriotismus gehandelt. Ihr waret gut; aber euere Güte wurde von der Schlauheit Anderer misbraucht. Ein guter Fürst ist noch kein weiser Fürst. Nur,

Wo sich das Strenge mit dem Zarten,
Wo Hartes sich und Mildes paarten:
Da gibt es einen guten Klang. —

Karolinger.

Zwölftes Kapitel.

Karl der Große.

Pyramiden liegt ihr! und schlaft, des Schmeichlers
Werk, in des Saals Gruft, nicht weckbar! Ihr macht
Unsterblich des Genius Flug
Und die Kühnheit des Entschlußes.

Quellen für die Karolingische Periode.

Pütters teutsch. R. G. §. 52. 60. 64. — Albericus ad ann. 906 — 912. — Luitprand in hist. s. t. L. II. p. 100 — 120. — Annal. Hildesh. ad a. 900 — 910. — Gatterer d. Ludov. IV. inf. Germ. Reg. impub. p. 10 — 14. — Guden. Cod. dipl. T. I. p. 345. — Annal. Aust. p. 219. — Statist. v. Regensb. p. 140 — 168. — Mausol. S. Emeram. P. I. p. 20 — 260. — Paul Heyenberg Germ. media Diss. III. c. 17. 18. 21. Adlzreiter P. I. — Calles Annal. Aust. p. 200 — 220. Cuspinian. in vit. Carol. Grass. p. 300 — 329. — Annalista Lambecian. ad. Freher ad ann. 880 — 890. — Johann. Tilii Comment. d. r. G. L. I. — Hahns Gesch. d. t. R. P. I. p. 230 — 290. Buchners bai. G. L. II. — Leibnitz Scr. r. Brunsw. T. I. p. 193 — 300. Rom. Zirngibl u. Geb. u. Wahl d. K. Arnulf p. 19 — 42. — Otto Frising. L. VI. c. 6 — 9. — Ughelli Ital. sacra. T. I. p. 850. — Oefele Script. rer. b. T. I. p. 46. 48. 31. 200. 453. 457. 601. T. II. p. 643. — Annal. Cremif. ap. Rettenbacher. L. I. p. 34. 35. 39. — Sigon de regno Ital. L. V. p. 135. — Heineccii opusc. posth. p. 693. — Dubrav. hist. Bohem. L. IV. p. 20 — 39. — Chron. Bohem. p. 6 — 12. — Pagi T. III. p. 664. — Miraeus T. I. p. 28 — 30. —

Lambert, Schafnab. a ann. 864. — Everh. Otto de comit. Palat. c. 2. §. 5. 6. 7. — Tolner hist. Palat. c. 4. et 8. — Fr. Wideburg von der verdun. Theilung in Joachims G. d. R. Tage. T. I. p. 78. — Regino Prum. ad ann. 842 — 907. — Du Chesne T. II. p. 585. T. III. p. 125. — Bouquet T. V. p. 12. 190. T. VI. p. 331. — Act. Acad. Theod. Palat. T. I. p. 313. — Annal. Laurish. ad ann. 788. — Mabillon Annal. O. S. B. L. 25. T. I. dann P. II. p. 445. — Roschmann Gesch. v. Tirol. B. I. p. 268. — Mederers Beiträge St. I. §. 13. 14. St. IV. §. 33. — Gcsch. desselb. d. baj. Haupt. Ingolst. §. 2. §. 5. §. 9. §. 12. — Neue Abhandl. d. Acad. d. Wissensch. B. I. §. 130 — 149. B. II. §. 13 — 49. III. p. 295 — 314. 341. 321. 373. — Heumann in Comment. de re dipl. N. A. d. b. A. d. W. B. II. p. 16. 26. — Du Buat Orig. boic. P. I. p. 124. Orig. Quelf. T. I. p. 134. 306. Eginhard in vit. Carol. M. ap. Bouquet. T. V. — Annal. Loissan. p. 46 sqq. — Annal. Metens. ad ann. 885 — 895. — Eginhard annales. — (p. 208 seqq. — Falkenstein Antiq. Nordg. T. II. p. 348 — 350. 196. — Cod. dipl. n. 4. — Gesch. von Baj. P. II. p. 146. 153. 160. 170 — 178. — Pfeffinger vit. illust. T. I. p. 59. 60. 309. 459. 468. 236. T. II. p. 572. — J. H. Refs Capitul. Carol. M. de villis p. 17. — Schmidts Gesch. d. Teutsch. B. III. p. 124. 128. 132. 138. 170. 178. 180. 280. — Pallhausen üb. R. St. p. 115. — Sirmond Conc. germ. ap. Schannat T. I. d. 389. Herm. Contr. ad ann. 842. 870. 891. 896. (ap. Basnage T. III. p. 255.) — G. v. Lori Gesch. v. Baj. B. I. p. 104. 162. — Annal. Reg. Franc. ad ann. 842. 864. — Act. ex auct. Ludov. pii p. 400 seqq. — Ratbert in vita Wallae L. II. c. 17. — Nithard de dissens. Lud. filior. L. p. 86. 87. 443. L. IV. p. 104. — Annal. Phitaeani et annal. Bertini ad ann. 830 — 840. — Auth. vit. Ludov. pii. p. 89 — 496. Andr. Brunner Annal. Boic. P. II. L. 1. — Koeleri famil. august. Caroling. p. 60. — Astronomus in vit. Lud. pii ad ann. 796 — 819. — Scheidii Orig. Quelf. L. V. §. 1. 8. 6 — 8. et in Tab. T. II. p. 234. — Monach. Weing. ap. Leibnitz T. I. rer. Brunsw. p. 782. — Gundlings Discours üb. d. R's Hist. p. 284. — Goldast rer. Alemann. T. II. p. 34. — Annal. Fuldens. ad ann. 841 — 880. dann 890 u. 900. — supl. ad ann. 903. ap. Collar. T. I. p. 526. ap. Freher T. I. p. 68. — Theogan in vit. Lud. pii c. 20. 21. ap. Bouquet T. VI. §. 35. 37. 38. 39. 79. — J. Chr. Krause G. d. wicht. B. d. heut. Europ.

B. III. p. 23. — Posselts Gesch. d. Teutsch. B. I. — Mannerts teut. G. — G. Z. Haas diss. hist. d. Dan. et Rhen. conjunct. a Carol. M. tentata. — Act. acad. Theod. Palat. in Diss. d. f. caroling. p. 42 — 44. — Monach. S. Galli in vit. Carol. M. L. I. — Baluz Analect. T. I. c. 54. 439. 789. 798. (ad ann. 860.) 441. 573. T. II. p. 221. — Hansitz T. I. p. 128. 178. 181. T. II. p. 106. 129. — Pez. Thes. noviss. Anect. T. I. p. III. p. 4. — Placid. Braun. B. I. p. 100 — 130. — P. L. Lieble Memoires sur les limites de l'Empire du Charles M. p. 33. 34. — In vit. C. M. lect. antiq. Canisii. Eginhard T. II. P. 2. 73. 54. 251. 789. — Welser L. VI. p. 400 — 460. — Pez Epist. encycl. de celebranda Synodo in Rispach in cod. dipl. P. I. p. 24. — Meichelböck Hist. Frising. T. I. p. 94. 146. 151. T. II. p. 21. 372. 495. 498. 499. — Aventin L. IV. 9. 29. 95. 287. 352. 363. 364. 375. 423. 444. 475. 480. — Mansii suplem. Collect. Concil. T. I. p. 746. — Westenrieder, Abrifs der baj. Geschichte 8. München 1798. — Handbücher in Höcks Repertorium nro. 8 — 17. (im einschlägigen Thema). — Eckart Franc. orig. T. I. p. 616. T. II. p. 45. 49. 286. 298. 215. 562. 611. 628. 780. 804. 806. 809. — Conrad Schurzfleisch Comment. de divis. Imp. Carol. p. 14. 16. — Joh. Gottlieb Faber Diss. de Leone III. Pontif. Rom. §. 6. 8. 20. 40. Leon. III. P. P. Epist. ad Carol. M. I. ex edit. et cum not. Herm. Conring. — Pallhausen Nachtr. z. Urgesch. d. Baj. p. 98. 106. 162. 167. — Hundii Metr. Salisb. T. I. p. 3. 4. 32. 71. 198. 296. 128. 195. T. II. p. 8. no. 4. p. 251. T. III. p. 1. 40. 41. 42. 44. 138. 140. — Abh. d. churb. Acad. d. W. B. II. p. 403. B. X. p. 11. 13. 92. — Annal. Laurish. ad ann. 792. 793 — 800. — Lipowsky Uebers. d. Gesch. d. Teut. B. I. p. 45. 48. 50. — Resch-Annal. Sab. T. I. p. 756. 740. T. III. p. 308. — J. B. Enhuber de Conc. Ratisb. p. 27. — Westenrieders Beiträge B. III. p. 57. 172.

§. 100.

Karl des Großen Abstammung, Familie und Charakter.

Karl der Große ist in demselben Jahre, als Tassilo II., der letzte Agilolfinger in Bajern, das Licht der Welt erblickte, geboren worden. Es war im Jahre 742. Sein Vater ist Pipin, erster König der Franken aus dem Hause der Majores

Domus gewesen. Seine Mutter hieß Bertha. Sein Geburtstag war der 10te April des obengenannten Jahres. Seinem Vater folgte er in der Regirung von Austrien 768. Als sein Bruder Karlmann ins Kloster von Monte Cassino ging, vereinigte er die fränkische Monarchie 771. Nach Entsetzung Tassilos II. im April 788 wurde er auch König von Bajern. Zum Kaiser wurde Karl der Große gekrönt im Jahre 800. Gestorben ist er am 26. Jänner 814, im 72sten Jahre seines Alters. Er hatte 46 Jahre über Austrien, 43 über Neustrien, 26 über Bajern regirt. Er liegt in Aachen begraben. Karl der Große hatte fünf Gemalinen. Die erste war eine fränkische Dame. Die Zweite hieß Sybilla, und war des vertriebenen Longobardenkönigs Desiderius Tochter. Die dritte war aus einem hochadeligen Hause von Schwaben, und hieß Hildegard. Mit ihr erzeugte Karl folgende Kinder. Vier Söhne. Karl, der 811 starb. Pipin, König von Italien, starb 810. Derselbe hinterließ einen Sohn, Bernard, der jedoch schon 818 gestorben ist. Dann die Zwillinge, Ludwig I. und Lothar. Der erstere folgte dem Vater in der Regirung. Drei Töchter. Rotrude, welche sich an den Grafen Gaubert verheurathete. Bertha, des Kanzlers Agilberts Gemalin. Gisela, welche als Klosterfrau starb. Die vierte Gemalin Karls des Großen war Fastrada, die Tochter eines fränkischen Grafen. Diese starb 793. Mit ihr hatte er zwei Töchter erzeugt, welche beide Aebtissinnen im Kloster zu Farmutiers wurden. Die Eine hieß Theodrate; die Andere Hiltrude. Die fünfte Gemalin Karls war Luitgard aus Schwaben. Dieselbe starb im Jahre 800. Karl der Große wurde von der römischen Kirche unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Unstreitig war Karl der größte Mann seiner Zeit. Wir kennen Alexander und Cäsar. Sie sind die politischen Helden der Vorwelt gewesen. Karl der Große war aber im Verhältniß zu diesen mächtigen Vorgängern eben so groß, wie jene. Er kannte seine Zeit, benüzte ihre Schwächen und herrschte über sie. Nazionen hat er besiegt, und sein Szepter war für die Besiegten ohne Unterschied gleich mild und wohlthätig. Das tief stehende Geschlecht zu heben, war sein Plan. Wenn auch

seine Nachfolger beinahe Alles wieder zerstörten, was er gebaut, oder wozu er den Grund gelegt hatte; so beweiset das nur mehr für seine isolirte Hoheit. Er war in jener an Bildung und Moral schwarz umflorten Zeit ein Stern erster Größe. Seine ganze Regirung war ein heiterer Tag für die Menschheit. Er starb, und die Dämmerung begann wieder. Ja es folgte die Nacht. Karl der Große war zwar nicht gelehrt; aber er besaß ein großes politisches Talent. Der Maasstab, den er an seine Zeit anlegte, war einfach, und eben deswegen der treffendste. Der zum Unheil führenden Trennung der Grossen setzte er List und Charakterstärke entgegen. Eine eiserne Konsequenz in der Durchführung seiner politischen Plane war seine Alles meisternde Eigenschaft. Nicht auf Einmal konnte er seinen Feinden insgesammt entgegen treten. Er besiegte sie einzeln. Um so sicherer Alle. Vom Ebro bis über die Elbe hinaus; vom ehemaligen Pannonien bis zum atlantischen Meere nannte er endlich Alles sein. Gegen fünfzig Millionen horchten dem Winke Seiner Exzellenz des Kaisers. Handel und Wandel hat er befördert. Nazionen, die sich am Fernsten standen, befreundet. Sein Ruhm erklang in alle Welt. Die entlegensten Fürsten warben um seine Freundschaft. Dem päbstlichen Stuhle hing er mit aller Innigkeit an. Dankbar nüzten ihm dagegen die Päbste. Rechtmässige Fürsten hat er zwar von ihren Thronen gestürzt; aber den besiegten Völkern gab er Friede und Wohlstand. Karl war in jeder Beziehung für seine Nazionen ohne Unterschied ein segnender Genius. Die römische Religion fand an ihm eine namhafte Stüze. Durch Errichtung von Bisthümern und Klöstern hat er die öffentliche Moral des Volkes gehoben. Obgleich er erst in seinen alten Tagen schreiben zu lernen versuchte; so hat er doch für die Wissenschaften mehr gethan, als später Karl V., der sieben lebendige Sprachen gesprochen haben soll. Das Wenige, was er wußte, reichte hin, rohe Massen mit Klugheit und Scharfsinn zu regiren. Er ist, mit einem Worte, der erste Mann der Männer seiner Zeit in politischer Beziehung gewesen. Weniger war er es als Mensch, als Gatte, als Familienvater.

Seine Begriffe über die Heiligkeit der Ehe waren unsicher. Liebenswürdige Frauen hat er verstossen. Die Reize weiblicher Schönen haben den Helden nicht selten besiegt. Welches Geschlecht hätte aus dem Blute dieses Mannes sprossen können, wenn er in der kleinen, wie in der grossen Welt einen gleich riesigen Charakter entwickelt hätte. Doch wir wollen über einen Kaiser, den die gerechte Dankbarkeit des Pabstes heilig gesprochen hat, nicht den Stab brechen. Wir sagen nur, daß auf Karl den Grossen Ludwig, der Fromme, gefolgt ist. —

Die Meinungen der Geschichtschreiber über den Charakter Karls sind getheilt. Ein Mann jedoch, der im eigentlichen Sinne des Wortes seine Zeit meistert, ist über befangene Urtheile erhaben. Er steht über der Geschichte; denn er ist Schöpfer derselben.

§. 101.

Staatseinrichtung und Verfassung Bajerns unter Karl dem Grossen.

Es ließ sich von der Regirung des grossen Karls in Bajern alles Gute und dem Lande Vortheilhafte erwarten. Bajerns politische Lage war ernst und forderte festen Willen und konsequente Thatkraft. Gegen Ost gränzte unser Vaterland, als Karl der Grosse dasselbe zur fränkischen Provinz gemacht hatte, an das Land der Avaren; gegen Nord an das der Slaven. Auf allen andern Seiten war es von der fränkischen Monarchie umgeben. Dadurch, daß Slaven und Avaren die Nachbarn der bajerisch-fränkischen Provinz gewesen sind, läßt sich ahnen, was eigentlich Bajern für Karl den Grossen sein mußte. Ein Land, das er gewissermassen als Vormauer gegen lüsterne Nachbarn gebrauchte. Daraus folgte aber ferner, daß die Verfassung des Landes wenigstens an den Gränzen vorläufig in eine kriegerische umgewandelt werden mußte. Uebrigens war voraus zu sehen, daß auch diese Anordnung von keiner langen Dauer sein werde; denn die Eroberungsplane Karls blieben bei der Provinz Bajern nicht stehen; sondern zielten immer weiter

gegen Nord und Ost. Vorläufig aber mußte es in Karls Politik liegen, wenigstens die östlichen Gränzen durch eine militärische Verfassung gegen die Angriffe der Nachbarn sicher zu stellen. Wir werden sie später kennen lernen. —

Hier bezeichneten wir nur die Nothwendigkeit der genannten Grundsäze von der Politik Karls nach Außen, sobald wir Bajern zur Gränzprovinz des nordöstlichen Reiches der Franken gemacht sahen. Die Politik Karls im Innern des Landes war eben so einfach dem Eroberer vorgezeichnet. Er wußte, daß ein neuer König in einem Lande, welches seit vielen Jahrhunderten einheimische Herrscher aus dem agilolfingischen Geschlechte gehabt hat, eben nicht gar zu sicher auf dem Throne ruht. Des Volkes Stimme ist wandelbar. Bajern konnte wohl im ersten Augenblicke der Aufregung sich in die Arme des schlauen Karls werfen; aber wer bürgt für die Zukunft? In ruhigeren Tagen, wo das Gewebe fränkischer List klarer wird; wo man mit erwachtem Mitleid sich an den alten rechtmässigen Herzog zurück erinnert; das konnte Karl wohl voraussehen. Er sah es wirklich. Seine Politik im Innern unsers Vaterlandes war somit leicht zu bemessen. Zuvörderst durfte er dem Volke seine Nazionalität nicht rauben; denn würde er's gethan haben, so wäre er beständig Gefahr gelaufen, die Bajern als beleidigte Patrioten im Bunde der Avaren zu sehen. Eines Volkes Nazionalität ist aber nichts anderes, als sein Charakter, seine Gesetze und Sitten. Vor der Hand mußte er also diese unberührt lassen. Dadurch gab er den Beweis, daß er den Bajern durchaus nichts rauben wolle, was ihnen durch ihre Ahnen zum theuern Erbgute geworden war. Nebenbei mußte er aber auch Sorge tragen, die Regirung so viel als möglich mit Eingebornen des Landes zu besetzen, um in den Großen nicht den Verdacht zu erregen, als wolle er ihnen ihre Immunitäten rauben, oder ihre Rechte durch Hintansetzung verkürzen. Alles das that Karl der Große wirklich.

Im Herbste des Jahres 788, als Tassilo schon sicher in seinem Kloster saß, gieng der König nach Regensburg, um an Ort und Stelle die nöthigen Vorkehrungen für seine kriegeri-

schen Zwecke zu treffen, und zugleich die wesentlichsten Punkte der inneren Politik festzusetzen. Um die Gränzen gegen die Avaren, die natürlich auf Geheiß Tassilos sich gerüstet hatten, und durchaus Miene machten, den unglücklichen Bundesgenossen zu rächen, zu sichern, errichtete er von der Sau in Kärnten bis zur Donau bei Regensburg sogenannte Markgrafschaften. Die Bewohner derselben waren eigentlich nach römischer Legionenart ständige Soldaten. Zu diesem Behufe und um besonders die Einheit kriegerischer Aufgebote herzustellen, erhielt ein Graf mehrere Marken, damit er mit ziemlich vereinter Kraft den barbarischen Einfällen begegnen konnte. Ein solcher Graf hieß Marchio illustris, erlauchter Markgraf.

Aber nicht allein vor den Avaren mußte das Land geschüzt werden. Auch gegen Nord gränzte Bajern an ähnliche rohe Volksmassen, die Böhmen und Sorben. Also auch auf der nördlichen Gränze erstanden Marken; die sorbische und böhmische. Ueber beide herrschte mittelbar als sogenannter königlicher Statthalter ein Markgraf. Sie erstreckten sich von der Regnitz bis Regensburg. An dem westlichen Ende der Linie lag Forchheim.

Was wir von allen diesen Marken aus jener Zeit wissen, ist Folgendes. Die östliche Mark war in Beziehung auf die Bestimmtheit ihrer Gränzen immer unsicher. Die Ursache waren die beständigen Kriege mit den Avaren. Da die Franken gegen diese Seite hin immer Sieger und Eroberer wurden, so erstreckte sich nach und nach die östliche Mark bis über den Balatonsee hinaus tief nach Ungarn, ja sogar bis an die Wallachei, und wurde im Süden begränzt von Kroazien, und im Osten von der Wallachei und der Theis; im ganzen Norden aber vom Slavenlande. Die Sorben und Böhmen gehörten damals auch in das Bereich unsers Vaterlandes. Gewöhnlich waren zur Zeit Karls des Großen die Markgrafen auch königliche Statthalter. Ihr Amt war also dasselbe wie bei den früheren Gaugrafen. Sie hatten mittelbare Zivil- und Militärgewalt in ihrer Hand. Die östliche Mark bestand aus zwei Theilen. Sie hießen die obere und die untere Mark. Die obere reichte

von Regensburg bis Lorch, wo der Sitz des Markgrafen war; die untere von Lorch bis nach Steiermark. Steiermark und Kärnten aber hatten ebenfalls Marken; diese standen aber unter Leitung des Herzogs von Friaul, der jedoch auch den Namen eines Markgrafen erhielt. Die Residenz des Markgrafen über die sorbische und böhmische, oder über die nördliche Mark war Regensburg. Der erste Markgraf der Nordgränze hieß Audulf; der Markgraf der oberöstlichen Mark Werinhar, und der unteröstlichen Gotram. Die Funkzionen dieser Markgrafen waren in vielen Punkten verschieden von denen der Gaugrafen. Ihre Thätigkeit mußte vielseitiger, als die der Gaugrafen sein; denn sie waren zugleich königliche Regirungskommissäre oder missi dominici, Abgeordnete des fränkischen Königs. Die Markgrafen waren natürlich, so viel es thunlich, besondere Vasallen des Königs aus Bajern. Wenige geborne Franken. Die Meisten waren aus den höheren vaterländischen Geschlechtern und hatten am Hofe ihres Herrn längere Zeit schon gedient. Ihre Rechte waren die der königlichen Missen. Da sie statt des Königs da waren, genossen sie auch königliche Ehre. Jedoch erstreckte sich ihre Mission nach dem Innern des Landes nur auf kriegerische Geschäfte. Für Zivilangelegenheiten waren besondere Missen angeordnet. Jenem Wirkungskreise zur Folge hatten die Markgrafen die Aufsicht und den Befehl über die vaterländischen Heerbannsabtheilungen. Gewisse Gaue mußten ihre Kontingente zum Markgrafen liefern, der sie alsdann weiter gegen den Feind bestimmte. Die bajerische Armee bestand demnach der Anzahl der Marken gemäß aus drei Divisionen. Zwei Divisionen der östlichen und eine der nördlichen Marken.

Die Oberaufsicht über die Regirung des Landes hatte ein sogenannter Statthalter, der gleichsam Vizekönig des ganzen Landes gewesen ist. Der Erste war Gerold, Graf von Bussen, ein Allmanne und Bruder der Königin Hildegarde. Da nehmlich der König wegen der Größe seines Reiches und wegen beständiger Kriege bald da, bald dort sein mußte, alle Geschäfte demnach an ihn, als die letzte Instanz, nicht gelangen konnten, ohne eine Verzögerung in der Verwaltung zu verur-

sachen; so besorgte sein Statthalter dieselben, ohne das Recht der Besorgung als ein erbliches Amt zu besitzen. Unter Karl dem Großen war überhaupt aus wohlweislichen Gründen keine Stelle erblich. Seine Politik brachte es mit sich, den geistlichen Stand seiner neu erworbenen Macht nicht zu entfremden. Demgemäß bestätigte er die Bischöfe und Pfarrer in ihren Aemtern, und vermehrte ihre Benefizien sogar mit neuen. Eben so machte er es mit den weltlichen Großen. Wer ihm anhieng, den bestätigte er in seiner Würde, oder wenn er kein Amt besaß, gab er ihm ein solches. Die offensten Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten das Land meiden. Die Verfassung der Landstände ließ er. Bei ihnen führte stets ein königlicher Kommissär den Vorsitz, nehmlich der königliche Statthalter des Herzogthums in Regensburg. Selten wurden jedoch solche Landtage gehalten. Dafür erstanden die Provinzialständeversammlungen. Auch bei ihnen führten königliche Kommissäre den Vorsitz. Die Gesetze des Landes, so wie die Gerichtsordnung blieben. Bajern behielt auf gleiche Art den Namen eines Herzogthums fort.

Früher war das Land in einzelne Gaue abgetheilt. Diese Eintheilung blieb auch unter Karl dem Großen. Jedoch brachte er in dieselbe eine größere Gleichheit. Demnach machte er aus einem großen Gau mehrere kleine, die er Grafschaften oder Komitate hieß. Der Vorsteher eines solchen Komitats war ebenfalls ein Graf, wie früher. Seine Funkzionen blieben dieselben. Dadurch, daß ein kleinerer Bezirk unter seiner Botmäßigkeit stand, konnte er auch leichter die Justiz und Verwaltung handhaben. Es kam eine größere Sicherheit in die Ausübung des Richteramtes und in die Funkzionen der Administrazion. Karl der Große aber erreichte dadurch einen weitern Hauptzweck seiner Politik. Er zersplitterte die Macht der Großen des Landes und machte sie somit unschädlich. Aus jener Zeit ging ein wichtiges Resultat der Landeseintheilung hervor. Es erstanden nehmlich nach und nach einzelne unabhängige Grafschaften, Herzogthümer und Bisthümer, indem die Komitatsgrafen durch Erwerbung von Land und Leuten sich Vermögen,

Recht und Unabhängigkeit erwarben. Das waren vorzugsweise die Einrichtungen, die Karl der Große während seiner Anwesenheit in Regensburg in Beziehung auf die Eintheilung, Hauptregirung, Justiz und Provinzverwaltung in Bajern getroffen hat. Das Nähere hören wir weiter unten.

§. 102.

Besondere Veränderungen in der Zivil-, Militär- und kirchlichen Verwaltung des Landes unter den Karolingern insgesammt.

Es ist natürlich, daß Karl der Große nicht allein die Verwaltung des Landes im Innern nach seinen etwaigen Grundsäzen auf Einmal modifiziren durfte und konnte. Die Karolinger haben 123 Jahre über unser Vaterland regirt und während dieser geraumen Zeit hat sich Vieles in jeder Beziehung geändert. Wir halten es der Mühe werth, die Grundzüge dieser Veränderungen der karolingischen Epoche voran zu schicken, um dadurch einen Ueberblick über die inneren Verhältniße des Landes zu geben, und es dem Leser leichter zu machen, die historischen Begebenheiten mit politischem und moralischem Interesse zu verfolgen.

So lange Karl der Große regirte, war Bajern eine fränkische Provinz, die eben nach demselben Prinzipe, wie ein Theil eines großen Ganzen regirt wird, regirt wurde. Bajern in seiner bisherigen Ausdehnung zu einem Königreiche zu erheben, wäre in der Nähe der großen Frankenmonarchie ein lächerliches und durchaus unzweckmäßiges Projekt gewesen. Von Bajern als einem Königreiche konnte nur dann die Rede sein, wenn seine Gränzen erweitert, oder das Frankenreich zerstückelt wurde. Beides geschah. Bajern hat seine Gränzen bis zur Wallachei ausgedehnt und die fränkische Monarchie wurde nach Karl dem Großen getheilt. Bajern ist aus diesen Gründen also ein unabhängiges Königreich geworden. Daß sich bei solchen Verhältnißen seine politische Verfassung ändern mußte, ist natürlich. Die Sendgrafen oder königlichen Missen hörten auf. An ihre

Stelle trat das Hofgericht des Königs in Regensburg. Das Präsidium auf dem Landtage hatte der König, auf den Provinzversammlungen die Gaugrafen. Das Institut der Markgrafen blieb lange Zeit, vorzüglich in der nördlichen Mark. Jeder solcher Markgraf hatte, wie schon gesagt wurde, mehrere Gaue unter sich, die wieder einzeln von Gaugrafen verwaltet wurden. Die Mark- und Gaugränzen genau anzugeben ist schon deshalb unmöglich, weil im Laufe dieser Periode mehrere Kriege mit den benachbarten unkultivirten Nazionen geführt wurden, und dadurch eine beständige Unsicherheit der Gränzen des Landes erzeugt worden ist; im Innern aber die Topographie aus Quellen bei aller Sorgsamkeit der Bestimmung unmöglich bestimmt angegeben werden kann. Hier interessirt zunächst das Allgemeine. —

Die Grundlage der ganzen Landesverfassung war eine beschränkte Monarchie. Jedoch war diese gänzlich verschieden von einer Monarchie der Art in unserer Zeit. Der despotische Druck des Lehenthums und Vasallenwesens fieng beim König an, und ging über auf die Prinzen des Hauses, die gewöhnlich die ersten Stellen im Königreiche einnehmen mußten, dann die Markgrafen, Herzoge, Grafen, Zentgrafen, Dekane u. s. w. Wo die sogenannten Freien aber aufhörten, und diese endigten sich mit dem Grundeigenthümer eines Gutes, da begann die Sklaverei unbedingt. An der Spitze aller Regirungsrechte standen die Könige als supremi domini. Die Volksrepräsentazion wurde gebildet durch die Freien des Landes. Ihre Anzahl kennt man nicht. Bei den drückenden Gesetzen des Landes aber läßt sich muthmassen, wie sehr ihre Anzahl im Laufe der Jahrhunderte gesunken sein möge. Die Art der Wahl zum allgemeinen jährlichen Landtag läßt sich nicht bestimmt angeben. Wahrscheinlich sah man vorzugsweise dabei auf Kenntniße und Reichthum, nebenbei aber auch auf Ergebenheit gegen den König. Das Volk wählte seine Abgeordneten nicht selbst; sondern der König berief sie in öffentlichen Umschreiben. Daß dabei auch auf die ergebenen Vasallen gedacht wurde, läßt sich ahnen. Die Rechte des Mittelstandes wurden somit auch selten oder

gar nicht vertreten. Daher kam es, daß derselbe nach und nach immer mehr fiel. Gänzlich gefallen war der Bauernstand ohnehin. Auf seinem Rücken lag zentnerschwer die Leibeigenschaft der Großen. Der Landtage gab es dreierlei: allgemeine, besondere und provinzielle. Allgemeine hieß man diejenigen, welche zum Nuzen für die ganze fränkische Monarchie in außerordentlichen Fällen in Worms gewöhnlich gehalten wurden. Besondere aber waren die in den zum fränkischen Reiche gehörenden einzelnen Provinzen, wie in Bajern, Allmannien, Thüringen u. s. w. Provinzielle aber hieß man die sogenannten monatlichen Gerichtstage, wobei jedoch auch die Interessen der Administrazion verhandelt worden sind. Dieselben wurden unter Vorsitz der königlichen Missen abgehalten; später, als die Könige selbst in Bajern residirten, fielen diese natürlich weg und an ihre Stelle traten die königlichen Oberrichter oder Gaugrafen. Zu den allgemeinen Landtagen mußten natürlich auch die bajerischen Großen kommen. Aus dem Umstande, daß der König der Wähler seiner Abgeordneten war, läßt sich leicht die Antwort folgern, warum nach und nach die Anzahl dieser Volksvertreter reißend abgenommen hat, und aus der beschränkten eine unbeschränkte Monarchie geworden ist. Die allgemeinen Landtage kamen mit der Theilung des fränkischen Reiches ohnehin in Verfall, eben so die besonderen. Nur die Provinziallandtage sind, viele Modifikazionen abgerechnet, bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Die Versammlung der Konnetablen in Frankreich erinnert an die ehemaligen allgemeinen Landtage und beweist zugleich, daß der bei ihnen dem Vortheile des Königs inhärirende Charakter des Absolutismus in Folge der Zeit erkannt und mit übermäßiger Erbitterung gerächt wurde.

Die allgemeinen so wie die besonderen Landtage jener Zeit waren gewiß auch eine der ergibigsten Quellen zur Sklaverei, die sich so tief mit dem öffentlichen und Privatleben der Völker verzweigte, daß es vielleicht recht viele Jahre nöthig haben wird, um auf dem Wege einer besonnenen Aufklärung nach und nach das Ziel einer gleichmäßig vertheilten Gesetzlichkeit in

Beziehung auf Eigenthums- und Personenrechte zu erreichen. Eine von einem Jahrtausend geschmiedete Sklavenkette ist schwer zu zerbrechen, denn sie ist in das Fleisch dessen gewachsen, der sie trägt. Aber nicht allein die Freiheit der Wahl, die dem Regenten des Landes allein zustand, war es, welche die öffentliche Freiheit nicht heran reifen ließ; ein weiterer Umstand die Kraft der allgemeinen Regirung zu lähmen, war die Ertheilung der sogenannten Immunitätsbriefe an Kirchen und Klöster. Eine Immunität aber war das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit. Alle Individuen nehmlich, welche zu einem Kloster, oder zu einem Bisthume gehörten, konnten und durften nur von ihrem einschlägigen Vorstande in allen Dingen prozessirt und administrirt werden. Die Justiz- und Administrativbeamten solcher Immunitäten waren die Vögte; Advocati ecclesiae. Die Jurisdictio necessaria und voluntaria lag in ihrer Hand. Ihre Herren waren die Aebte und Bischöfe. Ueber beide stand der König. Die erste Immunität erhielt das Erzbisthum Salzburg unter seinem Erzbischofe Arno von Ludwig dem Frommen, als ein dingliches Recht. Später der Abt von Niederalteich. Nach und nach, und zwar schon in der ersten Hälfte der karolingischen Periode erreichte die Zahl der Immunitäten die der Gaugerichte. Die Folge war die Zertrümmerung der Souveränetätsrechte der Fürsten und die daraus sich stolz und mächtig erhebende Hierarchie.

Die Gesetze, nach welchen die Kloster- oder Kirchenvögte die Justiz übten, so wie die Gesetze der Gaugrafen waren und blieben die Leges Baiuwariorum. Zusäze zu denselben wurden schon von Karl dem Großen gemacht. Bekanntlich war die Criminalrechtslehre eine Hauptlehre jenes Gesetzbuches, und diese wurde im Laufe der Zeit auch immer das erste Augenmerk derjenigen, welche das alte Gesetzbuch mit neuen Zusäzen bereicherten. Da die Verbrechen sich vermehrten; so wurde die darauf gesetzte Geldstrafe gesteigert, und die Todesstrafe vervielfältigt. Daher kam es, daß in jedem Gaue ein Galgen errichtet wurde. Die Ordnung der Gerichte war folgende. Es gab nicht, wie bei uns, drei Instanzen, wohl aber eine von

unſerer abweichende Art von Berufung. Die niederſten Gerichte waren die Zentdinge oder Zentgerichte. Ihre Kompetenz erſtreckte ſich auf Polizeigegenſtände, niedere Prozeßformen und die ſogenannte Jurisdictio voluntaria. Ueber den Zentgerichten ſtanden die Gaudinge oder Gaugerichte. Karl hat ihnen in höheren Prozeßſachen ihre Kompetenz bezeichnet. Alles, was den Verluſt der Freiheit oder des Lebens nach ſich ziehen konnte, gehörte vor das Gaugericht. Ueber die Gaugerichte ſtanden die Gerichte der königlichen Miſſen. Sie bildeten die höchſte Inſtanz der Art, daß es wieder gewiſſe Zivil- und Kriminalhandlungen gab, welche nur vor ihre Schranken gebracht werden durften. Alle Gerichte der Art wurden in Rathsverſammlungen abgehalten. Die Räthe beſtanden aus den vorzüglichſten Freien des Volks und wurden von den königlichen Miſſen dazu ernannt.

Nach und nach haben die Zent- und Gaugrafen, dann die Miſſen die Gerichtsbarkeit erblich an ſich geriſſen und die Berathungen eben ſo in ihrer Perſon vereinigt. Woher die niedere und höhere, dann die Hofmarksgerichtsbarkeit ſtammt. Die Gerichte wurden öffentlich gehalten. Das Präſidium führte, je nachdem das Gericht ſelbſt entweder ein Zent-, ein Gau- oder ein Miſſengericht war, der Zentgraf oder der königliche Miſſus. Alle dieſe hatten im Verhinderungsfalle ihre Stellvertreter oder Vikare. Sogenannte Rechtsgelehrte ſaßen neben dem Präſidenten. Bei einem Zentgerichte bildeten den Beirath die Dekane, Schultheißen und Geſchworne. Dazu kamen noch die vornehmſten Freien des Bezirks und das Volk. Die Beſchlüſſe dieſer Gerichte hießen Gemeinbeſchlüſſe. Bei den Gaugerichten ſaßen die hier ſchon Genannten und die Zentgrafen, dann auch die Vögte. Der Ort, wo dieſe Gerichte gehalten wurden, hieß von jeher Mallſtadt, mallus. Anfangs war's auf freiem Feld, ſpäter unter Bäumen, zulezt unter Bedachungen. Den Miſſen ſtand es zu, mit königlichem Vorbehalt die Mitglieder der Gerichte zu ernennen und nöthigenfalls abzuſetzen. Blos die Präſidenten der einzelnen Gerichte ſtanden unbedingt unter dem König. Vom Fiſkus bezogen die Richter

und überhaupt Gerichtspersonen keine Besoldung. Nach dem Gesetze gehörte ihnen ein Theil der Strafgelder. Armensachen wurden den Richtern vom Regenten besonders an's Herz gelegt. Um jedoch für ihre Mühe einige Entschädigung in grösserer Quantität zu haben, wurden die betheiligten Partheien von dem Grafen frühzeitig angehalten, ihnen Gegendienste zu thun, wodurch der Bestechung freier Spielraum gegeben wurde. Nebenbei wurden die Gefälligkeiten im Laufe der Zeit auch zum Rechte.

Eine Art von höchster Instanz in unserm Sinne waren die Gerichte der Missen. Sie wurden von Karl dem Großen als außerordentliche Gerichte eingesetzt, welche zum Zweck hatten, die Justiz der Gau- und Zentgerichte prompter zu machen, ferner höchst wichtige Gegenstände zu verhandeln, dann und ganz vorzüglich das Verfahren der unter ihnen stehenden Gerichte zu prüfen und zu ordnen. In besonderen Fällen, z. B. bei Todesstrafen, blieb die Gnade des Königs als allerhöchste Instanz übrig.

Die Gerichte der Missen verschwanden, wie gesagt, sobald Bajern ein unabhängiges Königreich unter Ludwig II. wurde. Die Art und Weise des prozessualischen Verfahrens war folgende. Am bestimmten Tage erscheinen die Mitglieder des Gerichtes. Der Vorstand erhebt sich und verkündet in Gegenwart des versammelten Volkes, das Gericht sei geöffnet, und wer klagen wolle, könne vortreten. Der Kläger trit vor, bringt seine Klage an, erzählt das Faktum und bittet die Richter um ein gesetzliches Urtheil in dieser Sache. Der Beklagte bringt seine Einrede vor; der Kläger antwortet darauf und wird durch die Klage, Exzepzion, Replik und Duplik, die alle auf Einmal vorgetragen werden, der Thatbestand hergestellt; so berathen die Richter und Beisitzer sich zusammen über das Urtheil, und der Vorstand schlägt die Sentenz vor. Die Richter stimmen ein. Das umstehende Volk zollt dem richterlichen Ausspruche seinen Beifall. Der Prozeß ist aus. Die Exekuzion wird nach dem Gerichte durch eine dazu bevollmächtigte Kommission sogleich vorgenommen. Wird aber der Thatbestand in diesem

summarischen Verfahren nicht hergestellt; so wird die scheinbar verlierende Parthei aufgefordert, nach Verlauf von 14 Nächten Zeugen für die Wahrheit ihrer Aussage beizubringen. Diese erscheinen. Hat Niemand gegen ihre Tüchtigkeit etwas einzuwenden; so werden sie zum Schwur gelassen. Auf den Grund der eidlichen Zeugenaussage wird dann der Prozeß entschieden. Die römische Art, Zeugen bei'm Ohre zum Gerichte zu führen, gilt auch hier. Wird endlich auch sogar 24 Sakramentalen widersprochen, so entscheidet, aber nur in höchst seltenen Fällen, der Zweikampf, und im Anfange der karolingischen Epoche weniger, als in der Mitte und am Ende, das Gottesgericht oder die Feuer- und Wasserprobe. Die erste besteht darin, daß Jemand mit bloßen Füßen auf glühendem Eisen stehen, oder glühendes Eisen in der Hand tragen, glühende eiserne Handschuhe anziehen oder glühende Kohlen in den Busen schleudern muß. Die zweite, wenn Jemand seinen Arm oder Fuß in kochendes Wasser tauchen muß. Wer den Schmerz verbeissen konnte, ward für unschuldig; wer in's Wasser geworfen, nicht untergieng, für schuldig erklärt. Solche Gottesurtheile kamen besonders in Vogtgerichten zum Vorschein, wo es sich um das Interesse der Klerisei handelte. Bei jedem richterlichen Ausspruche oder Urtheil mußte übrigens das Gesetz, welchem der vorliegende Fall zu subsumiren war, genannt werden. Für die richtige Zitazion des Gesezes waren die Richter und Geschwornen den königlichen Missen verantwortlich, welche Verantwortlichkeit einigermassen auf ein Instanzenverhältniß hinweisen dürfte. —

Daß schon und ganz vorzüglich unter Karl dem Großen die Organisazion des Kriegswesens eine ziemliche Aenderung erleiden mußte, war voraus zu sehen. Früher war Bajern blos im losen Verbande mit dem großen Frankenreiche; jetzt wurde dasselbe eine in militärischer Hinsicht höchst wichtige Provinz. Die unkultivirten Nachbarn machten sie dazu. Der Heerbann war früher nur schwach; jetzt mußte er immer stärker und wichtiger erwachsen, da Bajern in den Händen eines Eroberers lag. Zunächst durften nur freie Männer zum Heerbann aufgeboten werden.

Dabei wurde das erste Moment, das Interesse für's Vaterland, nicht vergessen. Ein freier Mann, der zugleich Soldat war, mußte auch Eigenthümer von wenigstens 160 Jauchert Feld oder Hof sein. Wurde er zum Heerbann gerufen; so mußte er sich auf drei Monate mit allem zum Kriege Nöthigen selbst versehen. Je nach dem Umfang des Besitzes richtete sich der Rang des Kriegers in der Armee, die Art seiner Bewaffnung und die Qualität der Pflichten. Gegenseitige Unterstüzung in der Ausrüstung und Herbeischaffung des Proviantes ward den Niederen wie den Höheren zur Pflicht gemacht. Nur wenn alle Waffenfähigen auszogen, fiel die Pflicht gegenseitiger Unterstüzung weg. Vom Heerbann war weder weltlich noch geistlich ausgenommen. Das Fußvolk war bei den Bajern ein Hauptpunkt des Krieges. Ein Schild, ein kurzes und langes Schwert; ein mit Pfeilen gefüllter Köcher und Bogen war seine Bewaffnung. Der Reuter hatte außerdem noch zur Bewaffnung eine Lanze. Kriegsbedürfnisse mußten auf Kosten der Krieger nachgefahren werden. Kleidung und Proviant war Sache des Kriegers für drei Monate. Der Heerführer erhielt stets eine sogenannte Leibschaar. Alle Schlachten waren höchst blutig. Wenn Noth an Mann kam, sprang selbst der Reuter vom Roße und kämpfte zu Fuß. Ihre Befestigungskunst war schlecht. Sie bestand auf freiem Felde im Verhau und der Wagenburg. Die Maschinen zur Eroberung von festen Plätzen hatten sie von den Römern erlernt. Meistens gewann moralische Kraft, weniger siegte die Taktik. Karl der Große warf durch seine Massen zu Boden. Anfangs wußte man von Seite der Geistlichkeit nicht anders, als es sei auch für sie Pflicht, mit in den Krieg zu ziehen. Doch der Pabst meinte, eine Schlacht vertrage sich nicht gut mit dem Priesterkleide. Dazu kamen die geistlichen Immunitäten. Nach und nach wollten sich die Klöster wenigstens mittelbar von der kriegerischen Staatspflicht losreißen. Sie besaßen ohnehin schon wie die Bischöfe freie Jurisdikzion und ihre Vögte behaupteten somit nicht ohne Grund, durch das Wegfallen der Authorität des Staates in Zivil- und Kriminalrechtssachen falle auch die Authorität des-

selben in Beziehung auf den Krieg weg. Uebrigens zieme es sich ohnehin nicht für die Kirche und ihre Angehörigen, Blut zu vergießen. Durch diese allerdings aus christlichen Grundsätzen nicht zu verwerfende Dedukzion geschah es, daß Mancher, dessen Vermögen ihn durchaus nicht unabhängig erhalten konnte, in den Verband einer Kirche trat, um dort sich vom Kriegsdienste und seinen Beschwerlichkeiten zu befreien. Dadurch erhielt die Kirche immer mehr materiellen Umfang. Der Staat aber verlor seinen Einfluß auf die Geistlichkeit. Zwar schickten auch die Klöster und Bischöfe fortan Krieger in den Kampf; allein nicht aus Pflicht; sondern aus Gefälligkeit.

Die Folgen jener priesterlichen Immunitäten waren nach und nach der Sturz des demüthigen Christenthums und der tüchtigste Hebel der Hierarchie. Aber noch ein anderes Ungeheuer erwuchs aus der Immunitätenschöpfung Karls des Grossen. Die Trennung des Gemeinwesens; die Zersplitterung des Patriotismus. Das Beispiel der Geistlichkeit ahmten nämlich auch die Weltlichen nach. Die Gaugrafen, durch die stets an Macht wachsende Klerisei in ihren materiellen Interessen und Pflichten zum Staate gehemmt, suchten sich eben so, wie jene, von den täglich sich mehrenden Auflagen an das Gemeinwesen los zu reißen, und in ihren Besitzungen eine herrschaftliche Unabhängigkeit zu begründen. So entstanden nach und nach hundert kleine Staaten in unserm Vaterlande, das doch selbst ein kleiner Staat war. Der Patriotismus starb, die Authorität der Könige fiel. Das Resultat der unvorsichtigen Güte Karls des Großen und der frommen Agilolfinger vor ihm war die die Menschheit entehrende Geburt des Faustrechts. Könige wurden gezwungen, sich eine Hausmacht zu halten. Statt Herren ihres Landes zu sein, waren sie die majestätischen Diener ihrer Vasallen. Jene sogenannte Hausmiliz war die Schöpferin der Pfalzgrafen, eigentlich Pallastgrafen — Comites palatini. Die Folge jener immer höher wachsenden Macht Einzelner schwächte das Ganze, und die Könige sanken zum willenlosen Werkzeuge ihrer Großen herab. Es gab von jener Zeit kein Volk der Bajern mehr. Die Nazion war jeder für sich.

Wie es mit der öffentlichen Ordnung, mit der Handhabung der Gesetze und Staatspolizei gieng, läßt sich wohl sehr leicht folgern. Jeder wurde nach und nach Herr in seinem Bezirke. Der König aber mußte sich's zum Glücke rechnen, wenn er bei Aufbietung eines Heerbanns Soldaten erhielt. —

Das Streben der Weltlichen nach Souveränetät stammte, wie wir hörten, aus dem unchristlichen Streben der Geistlichen nach Unabhängigkeit. Wie der Pabst sich früher durch Pipinische Güte ein Exarchat geschaffen hatte; so wollte es jetzt jeder Bischof in seinem Bezirke, jeder Abt, jedes Stift machen. Bisthümer und Klöster wurden somit selbstständige Körperschaften im Staate. Der Erzbischof wurde Herr der Könige in Beziehung auf seine geistliche Macht und in Rücksicht auf die weltliche hatte er keinen Herrn über sich. Dadurch, daß Karl der Große in seinem frommen Eifer den religiösen Instituten Mittel schaffen wollte, das Volk zu zivilisiren, hat er das Gegentheil bezweckt. Jene Mönche, welche er zum großen Aufklärungswerke bestimmt hatte, suchten die Aufklärung zunächst für sich, um ihrer geistlichen Macht auch die überwiegende weltliche zu sichern. Die Hierarchie erhielt nach und nach durch so unbesonnene Schritte der Großen nicht allein ihr Entstehen, sondern auch eine immer höher wachsende Bedeutung und Macht.

Erzbischöfe gab es am Ende der agilolfingischen Periode nicht; dagegen kennen wir die Bischöfe von Regensburg, Freising, Salzburg und Passau. Im Jahre 798, also 10 Jahre nach Vertreibung des Tassilo, wurde Arno Erzbischof von Salzburg. Derselbe hat sich zwar schon früher als solcher gerirt; jedoch hatte er den Charakter dieses wichtigen Amtes noch nicht von Rom erhalten. Jetzt bekam er auf Ansuchen des Königs das erzbischöfliche Pallium vom apostolischen Stuhle, und wurde durch dieses Geschenk dem neuen König natürlich nur mehr verpflichtet. Freilich mußte das Pallium selbst nach Rom theuer bezahlt werden; aber die Würde, die damit verbunden war, blieb doch immer nur ein Geschenk. Das Recht eines Erzbischofes vor anderen Bischöfen bestand darin, daß derselbe

in geistlichen Dingen die oberste Instanz bildete, und daß er zugleich die Provinzialsynoden zusammenrief, und dabei präsidirte.

Durch die Eroberung benachbarter Länder wurden natürlich die Gränzen der Bisthümer auch auf jede Art erweitert, und ihre weltliche Macht immer größer. Die Verkündung des Evangeliums ward den Bischöfen, vorzüglich dem Passauer und Salzburger zur ersten Pflicht gemacht. Bei den Slaven und Avaren gabs genug zu bekehren. Um aber dem Bekehrungseifer auch materiellen Reiz an die Hand zu geben, wurden den Bischöfen ziemlich wichtige Striche eroberten Landes zugetheilt. So mußte selbst der bekehrende Apostel für seine Pflicht bezahlt werden. Wirklich erhielt Salzburg das Immunitätsrecht für alle in und außer Bajern gelegenen Güter. Auf gleiche Art hob sich schon frühzeitig die weltliche Macht des Bisthums Passau. Das Freisinger Bisthum stieg eben so zu einer einem Fürstenthum ähnlichen Größe. Regensburg blieb nicht zurück. Am Unbedeutendsten war der Umfang des Bisthums Eichstädt. Auch das Bisthum Seben hat Immunitätsurkunden aufzuweisen. Später wurde der bischöfliche Sitz von Seben nach Brixen verlegt. Das Bisthum Augsburg leitet seine Dotazionen von der ältesten Zeit her.

Wie die Gewogenheit und Schenkluft der Großen gegen die Bisthümer, so war dieselbe gegen die Kirchen auf dem Lande oder Städten. Kirchen groß und klein erstanden allenthalben, und eine Verordnung unter Ludwig dem Frommen sucht jeder neu erstandenen und jeder älteren Kirche einen Priester zu verschaffen. Der fromme Glaube der benachbarten Seelen dotirte ein solches Gotteshaus um die Wette. Aber es blieb nicht allein bei Dotazionen. Schon 794 entstand der Zehent. Karl der Große erließ nehmlich das Gesetz, nicht allein der Pächter eines Kirchengutes, der Freigelassene; sondern jeder Eigenthümer in einem kirchlichen Bezirke solle an den funkzionirenden Priester, den Pfarrer, den zehnten Theil seiner Produkte abliefern. Diese Produkte aber waren diejenigen, welche durch Ackerbau oder Viehzucht ihr Entstehen hatten. Zunächst gehörte also der Zehent der Geistlichkeit. Bald wurde er ge-

theilt, und seine Theile an die Priester, die Armen und die Bischöfe abgegeben. Später kam das Zehentrecht auch in weltliche Hände. Schenkungen, Tausche, Käufe oder sonstige Verträge waren die Ursache dazu. So wurden denn die Geistlichen an materiellen Interessen immer reicher, und über die weltliche Macht überwiegender. Dem Zehentgesetze Karls wurden zwar von vielen Seiten Einsprüche gemacht; allein der beharrliche Wille des mächtigen Monarchen nahm keine Rücksicht darauf. Daß das Institut höchst drückend sein mußte, läßt sich denken. Unsere Zeit liefert noch die Beweise dazu. Aber auch in Jurisdikzions-Sachen erhielt die Klerisei nach und nach das Uebergewicht. Wir haben schon oben die Existenz der geistlichen Vögte kennen gelernt. Diese hatten jedoch nur weltliche Kompetenz. Ueber Geistliche selbst durften sie nicht aburtheilen. In so ferne es sich um dingliche Rechte der Priester handelte, wurden dieselben in Beisein des Bischofs anfangs vor den Gaugerichten abgehandelt. Alle persönlichen Rechtsverhältniße des Klerus jedoch gehörten vor das Forum des Bischofs; Bischöfe aber vor das Forum des römischen Stuhls. Um jedoch auch in weltlichen Angelegenheiten die römische Kompetenz geltend zu machen; erschienen die falschen Dekretalen. Dieselben waren eine Sammlung von Gesetzen, welche dem römischen Stuhl das Recht der höchsten Instanz in weltlichen und geistlichen Dingen zu sichern suchten. Das Volk wurde mit diesen Lügen, zum Vortheile der Hierarchie abgefaßt, ordentlich überrumpelt. Die Priester ermangelten nicht, die Aechtheit dieser sogenannten apostolischen und wie man sagte von den Aposteln sogar zum Theil noch herrührenden Vorschriften anzupreisen.

Rom erreichte durch diese List wirklich seinen herrschsüchtigen, dem Christenthum durchaus feindlichen Zweck. In der That wurden schon Rechtssachen vor das allgemein kompetente Forum des Pabstes gebracht. Der heilige Vater entschied, und aus der Gewohnheit der Entscheidungen wurde ein Recht. So kam es, daß das Uebergewicht des Pabstes immer fühlbarer wurde. Selbst Bischöfe erhoben sich gegen so ungerechte Ansprüche. In der Kirchenversammlung zu Tribur wurden War-

nungen gegen die Umtriebe der römischen Parthei an die Geistlichkeit des teutschen Volkes erlassen; allein die Folge lehrte, daß die Sache beim Alten blieb. Wie sollte es anders möglich gewesen sein, da die Bischöfe dasselbe Interesse im Kleinen hatten, wie Rom im Großen? So tief war die höhere Bedeutung des Christenthums gesunken, daß man über dem Streben nach Macht die heilige Pflicht christlicher Demuth ganz vergessen hat, und die römischen Bischöfe auch zugleich die obersten Herren der weltlichen Gewalten sein wollten. Die vom Klerus und dem Volke gewählten Bischöfe, die jedoch die kanonische Bestätigung haben mußten, hatten die Pflicht, die Disziplin der Sitten auf jede Art aufrecht zu halten und zu befördern. Zu diesem Ende reisten die Bischöfe jährlich in milder Jahreszeit in ihrer Diözes herum, und hielten Synoden. Auf denselben erschien der Klerus des betreffenden Bezirks, dann die Gaugrafen. Einzelne aus dem Klerus machten den Vortrag über den dermaligen Sittenzustand ihrer Seelen; die Uebrigen hörten zu, und nachdem durch gegenseitige Erörterungen der Thatbestand der gangbarsten Verbrechen und ihrer Urheber ermittelt worden war; bestimmte der Bischof die Strafe. Die Verbrecher mußten öffentliche Buße thun. Sie mußten beten, fasten, Almosen geben, Schenkungen an die Kirche machen, wallfahrten, sich überhaupt durch die bischöfliche Auflegung einer Indulgenz oder eines Ablasses von ihren Sünden los machen. Waren die Verbrechen größerer Art, wie z. B. Blutschande, Ehebruch, Gotteslästerung, Nothzucht u. dgl., so erfolgte die Ausschließung aus dem christlichen Verbande, die Exkommunikazion.

Bei der Exekuzion dieser allerdings bedeutenden Disziplinarstrafen mußte die weltliche Macht beihelfen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Art der Bestrafung manches Nüzliche in sich schließt; allein es schlich sich in dieselbe nach und nach auch ungerechtes Verfahren ein. Die Bischöfe haben nicht selten dabei ihre materiellen Interessen berücksichtiget. Die Schenkungen an Kirchen waren eine gewöhnliche Bußart. Selbst auf Höhere erstreckte sich die Strafgewalt der geistlichen Obern.

Wir sehen nach demselben Systeme die Päbste ihre Exkommunikazionen selbst über Könige üben. So wuchs das Haupt der Hierarchie durch die unvorsichtigen Zugeständnisse Karls immer zur größeren Macht, und seine hundert Augen sahen Alles, was sie vortheilsweise sehen wollten. Nebenbei wurden die Verbrecher natürlich auch noch nach dem Landesgesetze gestraft, und hatten demnach zwei Tyrannen gegen sich. Der fürchterlichste von beiden jedoch war immer der strafende Klerus.

Die Begriffe über Belohnung und Strafe nach dem Tode waren ungeläutert, roh wie die Zeit. Um dem ewigen Feuer, welches von den Geistlichen so heiß als möglich gemacht wurde, zu entgehen; unterzog man sich den aufgetragenen Bußübungen lieber, als daß man in der Gewalt des Teufels, der zur damaligen Zeit seine Winkelagenzie ungehindert trieb, bleiben wollte. Zudem verschlechterte sich der Zustand des gemeinen Volkes unter den Karolingern zusehends. Wer kein überwiegendes Vermögen besaß, und wäre er seit Jahrhunderten ein freier Mann gewesen, kam nolens volens in die Gewalt der geistlichen oder weltlichen Großen. So schwand nach und nach die Zahl der Freien, und es vermehrte sich die der Leibeigenen. Die Geistlichen ermangelten nicht, dem Volke den frommen Glauben beizubringen, als könne man durch Aufopferung seiner Güter und Freiheit an die gefräßige Kirche die ewige Seligkeit erlangen, und das Volk, um dieser ewigen Seligkeit nicht verlustig zu werden, opferte gerne ohne Rücksicht auf eigene Verhältniße. So erstarkte der hierarchische Arm von Tag zu Tag mehr, und auf der andern Seite erlahmte die Kraft der Nazion. Mit den Freigelassenen, die man aber schon Sklaven nannte, spielte man nach unbeschränktem Willen. So weit ist's durch die fromme Inhärenz Karls des Großen an den römischen Stuhl gekommen.

Kleine Ursachen haben zu den größten und wichtigsten Folgen geführt, und das Prinzip, welches früher die fränkischen Könige in Beziehung auf Bajern geltend zu machen suchten, machten jetzt die Päbste und ihr Anhang in Beziehung auf die Könige geltend. Ein Unrecht ist das Muster zu hundert anderen.

Statt die erworbenen Unterthanen auf jede Art zu heben, ihnen aufklärende Begriffe beizubringen, hat man sie noch mehr erniedrigt. Das war voraus zu sehen. Sobald man das Volk über die Interessen der Wahrheit und des Rechts belehrt haben würde, wäre der Sturz der Hierarchie in ihrer unchristlichen Gestalt nicht zu vermeiden gewesen. Es gelang somit die gegentheilige Strategie des apostolischen Priesterthums. Man machte das Volk, wo möglich, noch dümmer, als es war. Armuth und Druck auf allen Seiten entwürdigten die öffentliche Moral der Nazion. Das römische Rechtssystem der barbarischen Sklaverei entheiligte Jahrhunderte lang den teutschen Boden. Ganze Familien waren wie Sachen Eigenthum des Klosters, des Bischofs, oder der weltlichen Großen. Die gierigen Blicke der Habsucht schauten neidisch aus dem Haupte des mächtigen Lajen und Priesters auf Hab und Gut des noch übrig gebliebenen Freien. Der Fluch der Sklaverei drückte jedes erkeimende Talent in seiner Wurzel ab. Die Großen waren zufrieden, wenn sie schreiben konnten; die Kleinen mußten zufrieden sein, wenn sie leben durften. Der gerechte Groll übermannt den Bajer des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er auf die unglückliche Lage seiner Ahnen in der karolingischen Epoche zurückschaut; wenn er bedenkt, was aus der bajerischen Nazion hätte werden können, wenn ihre Edlen mit derselben es redlich gemeint hätten. Leider war sie immer der moralische und politische Spielball eigennüziger Fremden. — Die agilolfingischen Herzoge wurden unter den herrischen Schemmel der Franken, die Franken unter den eigennüzigen Stuhl der Hierarchie getreten.

Es ist empörend die Verbreitung des Obskurantismus in jedem Winkel schauen zu müßen; empörend, zu sehen, wie die heiligsten Interessen der Völker von den profanen Jahrhunderten des Mittelalters mit Füßen getreten wurden. Wahrlich im Hinblicke auf jene Zeit, und im Vergleiche derselben mit der unsrigen, können wir dem hehren Maximilian nicht genug danken, daß seine väterliche Güte die Fesseln der moralischen und politischen Sklaverei mit kräftiger Faust am 27. Mai 1818 zerschlagen

hat. Die Hydra des geistlichen und weltlichen Eigennuzes fraß lange genug am Herzen der Nazion, und es ist beinahe ein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Vorsehung unter unzähligen Stürmen und Kämpfen das teutsche Volk der Bajern nicht untergehen ließ. — Jene düstere Zeit menschlicher Entwürdigung hat nicht selten das Resultat hervorgebracht, daß ein Herr zu viele Sklaven erhielt; so zwar, daß er gezwungen war, einige derselben frei zu lassen, unter der Bedingung der Leibzinspflichtigkeit. Dieser Leibzins bestand in der jährlichen Lieferung einer gewissen Quantität von Naturalien und Geld. Da diese Art der Freilassung für den Herrn sowol, wie für den Leibzinsler von Vortheil war, so wuchs die Zahl derselben von Jahr zu Jahr. Ein großer Nachtheil aber blieb die Unfreiheit des Eigenthums.

Neben den Leibzinspflichtigen kommen auch in der karolingischen Epoche Barschalken vor, ein Name für die Freigelassenen der Kirche. Die Rechte derselben waren von gleicher Beschränkung wie die der Leibzinsler. Sie besassen weniger Grundvermögen; aber desto mehr Viehstand. Da die Leibzinspflichtigkeit nur eine an der Person der Leibzinsler haftende Pflicht, dieselbe aber regelmäßig mit seinem Tode erlosch; so wurde nicht selten durch stillschweigende Billigung der Zinsherrn aus dem Leibzins ein Erbzins. Daher kommt es, daß Ludwig der Fromme ein Gesetz erließ, nach welchem der Erbzins nur auf vorausgegangene Bewilligung des Zinsherrn erfolgen, also das leibzinsliche Gut auch auf die Erben des Leibzinslers übergehen konnte.

Eine besondere Erscheinung, die sich jedoch aus dem Einfluße der Geistlichkeit leicht erklären läßt, war die, daß die Anzahl der Leibeigenen und Freigelassenen von Seite der Kirchen weit größer war, als die der weltlichen Großen. Zu den Ersteren kam nehmlich noch die Enthebung von der Militärpflicht.

Wir sahen bisher die vereinte Macht des Königs immer mehr sinken, dagegen Kirche und Adel immer höher steigen. Allein um auf der einen Seite doch nicht alles an die nie satt

werdende Hierarchie zu verlieren, auf der andern aber im sehr leicht möglichen Falle eines Krieges der Soldaten nicht entbehren zu müßen; so bestand das Institut der Vasallen. Diese waren Mitglieder freigeborener Geschlechter anfangs im Dienste der königlichen Leibwache, später im Dienste der Kirche und begüterter Grafen oder Freiherrn. Ihr Entstehen wurde durch das Bedürfniß der Zeit gerechtfertigt. Dadurch nehmlich, daß die Kirche, und nach ihrem Beispiele die reicheren Großen immer mehr Land und Leute an sich zogen, und sich somit vom Militärbande für den gesammten Heerbann ausschlossen, war der König gezwungen, sich eigene Leute zu suchen, denen er die Freiheit nicht rauben, sondern sie vielmehr bestätigen, und ihre Dienste mit der Nuznießung königlicher Güter belohnen mußte. Diese Nuznießung hieß man Lehenrecht, den dafür zu leistenden Kriegsdienst aber Vasallenpflicht. Anfangs war die Ertheilung des Lehen blos persönliches Recht. Später wurde es auch in den Erben des Vasallen erneuert, und in spätester Zeit fiel die Form der Erneuerung weg; jedoch blieb die Vasallenpflicht, so lange noch ein Zweig der Vasallenfamilie das Gut besaß, und starb die Familie aus; so fiel das Lehen an den König, als den ursprünglichen Eigenthümer zurück. Aber nicht allein in der Hand des Königs blieb das Recht, Lehen an Freigeborene zu ertheilen und von den Vasallen Kriegsdienste zu fordern. Auch die Kirche und die begüterten weltlichen Großen sammelten sich auf diese Art Dienstmannen im Kriege. Wenn also der König in dieser oder jener Person glaubte, er werde durch das Institut der Vasallen seine Macht sichern; so täuschte er sich. Das, was er that, konnten auch andere thun.

So erwarben sich Bischöfe, Aebte und Grafen, Vasallen, und durch sie Macht und Einfluß. Jene Vasallen wurden nicht allein zu dem Heerbann des Reiches gebraucht; sondern sie waren die Kavaliere des Faustrechtes. Hatte ein Bischof gegen einen Abt oder einen Grafen irgend einen nach seiner Meinung gegründeten Anspruch; so wurde derselbe im kleinen Kriege ausgemacht. Umgekehrt eben so.

War ein Graf kampflustig und raubgierig, ein durchaus nicht seltener Fall; so stand auf Einmal ein Haufe Dienstmannen vor dem Kloster eines Abtes oder der Burg eines anderen Adeligen, und forderte die Erfüllung seiner sogenannten Ansprüche. Welchen Vortheil durch diese Zersplitterung der materiellen Macht des Königs und des Landes die Justiz- und sonstige Staatsverwaltung erhielt, läßt sich füglich denken.

Bei solcher Gestaltung der Dinge konnte die Bildung des Volkes sich wahrlich nicht heben; obgleich Karl der Große mit aller Energie auch dahin wirken wollte. Das Institut der Vasallen wurde in Folge der Zeit sogar so weit ausgebreitet, daß es Aftervasallen gab, oder Vasallen von Vasallen. Neben den Vasallen im Dienste des Königs und der Großen erstand damals auch noch das Institut der Ministerialen. Sie waren die königlichen Diener; und als solche anfangs nur Freigelassene, später jedoch durch ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte mächtige Freie. Sie sind bekannt unter den Namen der Marschalken, Sinneschalken, Truchsessen, Schenken u. s. w. Zunächst erstreckte sich ihre Dienstpflicht auf das Innere der königlichen Paläste. Dabei blieben sie jedoch nicht stehen; sondern dehnten ihren Einfluß von Tag zu Tag mehr aus, so, daß sie in günstigen Zeiten die ersten Geschlechter des Staates wurden. Auch dieses Institut ahmten andere Große neben dem Könige nach. So wuchs denn von Jahr zu Jahr die Hydra der Trennung in Bajern und Teutschland immer mehr und aus der früheren Ordnung der Dinge entstand eine Verwirrung materieller Macht allenthalben. Die geistliche und weltliche Aristokrazie hob ihr Haupt immer kühner empor, befehdete sich immer frecher, und das Interesse der von Karl dem Großen so gut gemeinten Volksbildung ward im Strom der Verwirrungen vergessen. Kunst und Wissenschaft athmete schwach innerhalb der Kathedral- und Klosterschulen. Selten zeigte sich ein Talent, und das nur im geistlichen Kleide. Die weltlichen Großen wurden nach und nach sogar stolz auf ihre Dummheit oder Unkenntniß. Wenn nur der ritterliche Knabe das Schwert zu führen und zu reiten verstand, übrigens gesund war, so reichte das für die unwissenden El-

tern hin, in ihrem Söhnchen den adeligen Nachbarn ihren grösten Familienreichthum vorzuzeigen. Zwar wurde in den Schulen Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Astronomie und Musik gelehrt; allein die Lehrer waren Mönche oder bischöfliche Kathedralpriester, und die Schüler wurden es gewöhnlich auch; denn wozu sollte der Sohn eines Leibeigenen, oder der eines Adeligen solche Dinge lernen? Den Pflug tüchtig führen und das Schwert kräftig handhaben, das waren die Hauptbeschäftigungen der weltlichen Jugend. Daß auch eine verständige Bildung außer den Klostermauern nüzlich sei, daran dachte Niemand, und hätte auch Jemand daran gedacht; so wäre der Nuzen wirklich sehr in Frage gestanden. Wie groß aber auch die Kenntniße und Fortschritte in den obenbenannten Wissenschaften gewesen sein mögen?! Und doch haben wir den Klöstern auch jede Bildung, jedes lichtere Dokument aus jener Zeit zu verdanken.

Mit dem uneigennüzigsten Eifer trieben die Mönche und Lehrer an den Kloster- und Domschulen Kunst und Wissenschaft, dunkel zwar in der karolingischen Periode; aber immer klarer nach derselben. Von eigentlicher Philosophie konnte natürlich zu jener Zeit keine Rede sein. Desto mehr wurde aber die theologische Dialektik ausgebildet. Sie war die Grundlage der sogenannten scholastischen Philosophie des Mittelalters. —

Wir entfernen uns von der weiteren Ausführung der politischen Erziehung des Volkes in der bitteren Ueberzeugung, nur zu sehr unsere Ansicht von jener Zeit gerechtfertigt zu sehen, nach welcher wir an die Spitze der agilolfingisch-karolingischen Perioden die Ueberschrift „Kindheit der bajerischen Nazion“ setzten. Sie war wirklich Kind. Wie das Kind nur hie und da einen Funken Mutterwitzes ausspricht; so blitzt auch in diesem Zeitraum nur höchst selten ein dem ganzen Volke nüzlicher Gedanke hervor. Der moralische Druck der Nazion gab sich auf allen Seiten brüderlich die Hand. Zwar erschien diesem Kinde ein großer Vater; aber Karl der Große trug seine persönliche Größe mit in's Grab. Die redlichsten Absichten zum Beßten der Nazion haben ihn durchglüht; aber dieses

Glühen hat im Volke nicht gezündet, ein Beweis, daß keine geistige Gewalt im Stande ist, der Gesetzmäßigkeit der Zeit vorzugreifen. Die Frucht fällt nicht eher, bis sie reif ist, man mag an dem Baume schütteln, so stark man will. Des Kindes Verstand aber wacht nicht eher auf, bis es Zeit ist. Alles hat sein Gesetz in der Welt, und über dem Gesetze steht Einer, dessen Auge für die richtige Haltung desselben wacht, wie die Eltern über das Wohl ihrer Kinder. Aus den Fugen der Zeit die nur nach und nach reifende Bildung der Völker zu zerren, vermag selbst ein Karl nicht; denn Jahrhunderte lassen sich nicht untereinander werfen.

§. 103.

Kriege unter Karls Regirung.

Tassilo II. hatte, wie wir oben hörten, die Slaven und Avaren, vorzugsweise aber die letzteren sich zu Bundesgenossen gemacht, um mit vereinter Kraft den wirksamsten Schlag von fränkischer Seite abzuwenden. Aber Karl ist vorsichtiger, als der brausende Tassilo gewesen, und während die Avaren sich auf alle mögliche Art ihrem Versprechen gemäß zum Kriege rüsteten, schmachtete Tassilo schon im Kloster. Dieser schnelle und unerwartete Streich reizte die Avaren nur noch mehr, und als ein kriegslustiges Volk kam es ihnen gerade nicht darauf an, um das Interesse ihres nun zum Priester umgeschorenen, herzoglichen Bundesgenossen Tassilo zu kämpfen. Sie begannen den Krieg auf eigene Gefahr hin. Das geschah im Jahre 788. Also in demselben Jahre, als Tassilo sich von fränkischer List übertölpeln ließ. Auf zwei Seiten fielen sie über die Gränzen in das Reich des nur zu gut gerüsteten Karls. Wir wissen ja, daß er erst 787 drei Armeen im Bajerlande zurückgelassen hatte. Zu gleicher Zeit stürzten die avarischen Heeresmassen in das Herzogthum Friaul und in die östlichen Theile von Bajern gegen den Inn. Es ist nur dem Unverstande dieser Völker ein Einfall der Art zuzumessen, da sie doch wohl wissen konnten, wie überlegen durch moralische Kraft wenig-

stens ihnen die fränkischen Heere sein mußten, und außerdem auch wohl vorauszusehen im Stande waren, daß ihnen gerade in der gegen Tassilo jetzt gereizten Nazion wenige Anhänger zuströmen würden. Es scheint, mancher dem Herzoge auch in seinem Unglücke redliche Freund, mancher ihm treu gebliebene Bajer sei zu den Avaren aus Furcht vor dem rächenden Karl geflohen, und habe im gerechten Unwillen wider das schimpfliche Verfahren des Königs gegen den rechtmäßigen Landesherzog diese Völker zur augenblicklichen Rache entflammt, ohne selbst zu bedenken, wie wenig sie dem schon verlorenen Herzog, und wie weit weniger sie der in der Politik des großen Franken durchaus unkundigen Nazion der Bajern fruchten würden. Mit einem Worte, der erste Avarenkrieg gegen Karl war das Resultat einer höchst vagen Politik. Die Folgen dieses Krieges aber waren leicht voraus zu sehen. Er kam, sah und siegte. Die Fluten der Donau und des Inns, eben so die der Ens gaben Zeugniß von der Niederlage ihrer Nachbarn. Daß auch Bajern, ja sogar Bischöfe in den Reihen der Franken mitkämpfen würden, wie der Bischof von Salzburg, Arno, und der von Regensburg, Simpert, das hatte freilich selbst der heidnische Avar nicht vorausgesehen. Bei ihnen wenigstens waren die Priester keine Soldaten. Doch hatte dieser nur vier Wochen dauernde Krieg für Karl und seine scheinbar rechtmäßige Gewalt zwei gute Resultate. Einmal waren diejenigen, welche diesen Kampf mitmachten, nothwendig erklärte Anhänger des Königs. Alsdann gaben seine plözlichen Siege dem gereizten Bajer einen neuen Beweis, wie sehr die sogenannte gute Sache für ihn spreche. Hatte sie ja schon am Lech einst für seinen Vater Pipin gesprochen, als der Herr Sergius mit seiner apostolischen Authorität nichts auszurichten vermochte. Uebrigens mußte Karl denn doch nicht sein ganzes Vertrauen auf die Bajern gesetzt haben; denn die Anführer der bajerisch-fränkischen Armeen waren Audaker und Grahmann, zwei Franken. Doch es waren die Franken vielleicht in der kriegerischen Taktik besser zu Hause, als die Bajern. Wenigstens hatten jene mehr Ursache als diese, es

zu sein. Es boten sich ihnen mehr kriegerische Gelegenheiten dar.

Nach dem ersten Kriege mit den Avaren haben wir Karl den Großen mit organischen Einrichtungen befaßt noch in demselben Jahre in Regensburg getroffen. Wir haben gesehen, wie er an der östlichen und nördlichen Gränze Bajerns Marken errichtete, und schließen daraus mit Recht, daß er den benachbarten Barbaren wenig Gewissenhaftigkeit in Haltung des Friedens mit ihm zutraute. Das war vorauszusehen. Die Avaren, eigentlich ein Stamm alter Hunnen vermischt mit den im Lande jenseits der Ens und Drau gebliebenen Völkern waren nach ihrer heimatlichen Sitte geborne Krieger. Seit Jahrhunderten fürchteten sich West und Ost vor ihnen. Wohl mit Recht. Sie waren es, die der schwachen griechischen Kaiser Provinzen schon oft ausgeraubt hatten, und vor deren Beuteluſt und roher Grausamkeit sich also der humane Karl allerdings auch scheuen mochte. Zudem konnte, ja mußte er sogar die Besiegung auch unkultivirter, gänzlich noch barbarischen Völkermassen schon deswegen wünschen, weil es seiner Politik in Beziehung auf Bajern durchaus nicht gleichgültig sein konnte, ob er für die Beibehaltung dieser Provinz vom nachbarlichen Ost und Nord Etwas oder Nichts zu fürchten habe. Daher lag ihm auch seiner Eroberungs- und Bekehrungssucht wegen beständig der Gedanke am Herzen, auch das weithin sich erstreckende Pannonien, als das Land der unchristlichen Horden, seinem Szepter einzuverleiben, und dabei aus der eroberten Provinz zur Belohnung seiner Großen und Aufrechthaltung seiner Armeen wieder neue Lehen zu machen, aber durchaus nicht die hohe Geistlichkeit zu vergessen.

Als die Avaren somit den Frieden drei Jahre nach ihrer ersten Besiegung vielleicht deswegen wieder brachen, weil ihrer Raubluſt die kriegerische Einrichtung der östlichen Marken nicht zusagte; so beschloß König Karl in seiner Residenz zu Worms, den Heerbann jetzt in Masse aufzubieten, um mit einem Schlage die übermüthigen Nachbarn zu demüthigen, und ihre Herrschaft gänzlich zu stürzen. Der Krieg begann zum Zweiten-

male im Jahre 791. Die große Expedizion bestand aus zwei Heeresabtheilungen. Die eine Masse befehligte Graf Theodorich und der Kämmerer Meginfried am linken Ufer der Donau. Die andere am rechten Ufer kommandirte der König. Die linke Heeresabtheilung war aus den Völkern jenseits der Donau; die rechte aus den Nazionen diesseits des Stromes zusammengesetzt. Friesen, Saxen, Thüringer, Sorben und Böhmen bildeten die erste; Franken, Allmannen, Bajern und Longobarden die zweite Masse. Die ganze Summe belief sich auf zweimal hundert tausend Mann. Zwischen beiden fortmarschierenden Armeen floß die Donau. Auf ihren Wellen aber schwamm der Proviant und überhaupt das zur Expedizion nöthige Kriegs-Material. Der Plan des Kriegs war gewiß gut. So kam man bis zur Mündung der Ens in die Donau, ohne einen Feind zu treffen. Hier wird Halt gemacht. Drei Tage müssen die Kriegspriester zu Gott flehen um einen glücklichen Ausgang des Kampfes. Karl der Große selbst gieng mit dem Beispiele des Vertrauens auf den allmächtigen Schlachtenlenker voraus. So konnten doch im Falle des Sieges die heidnischen Avaren sehen, daß ihre Götzen weit weniger nüzen, als der eine christliche Vater. Seiner eigenen Armee aber hauchte er dadurch, daß er den Krieg mit Gebet anfieng, eine moralische Kraft ein, die ihn weit eher zum Siege führen konnte. So setzte man nun über die Ens. Da traf man schon rechts und links der Donau Widerstand. Doch die ermuthigten Soldaten warfen alle Widerstände nieder. Die Avaren werden am Fluße Kamb; dann wiederholt am Kuneberg geschlagen. Im inneren Lande setzte sich jetzt der Barbar in seiner Verzweiflung allenthalben zur Wehr. Die Folge war eine allseitige Plünderung und Verheerung. Keine Saat entgieng dem zertretenden Tritte fränkischer Roße, keine Hütte der verzehrenden Flamme des Krieges. Von Süd her war auch der Steirer und Kärntner, dann der Lombarde in's unglückliche Land der Avaren gefallen. Nirgends war der rauhe Sieger erbittlich. Kriegte er doch gegen Heiden. Und Karl wußte wohl, daß nur der tüchtigste Schlag die gerne kämpfende Masse demüthigen konnte. Dieser

erfolgte und Karl war fürchterlicher Sieger. Bis zur Raab war alles Land verheert, und auf dem öden Boden begann dieselbe Bekehrungsweise mit den vom Schwert verschonten Avaren, wie einst mit den Saxen. Wer seiner Religion treu anhängen wollte, floh jenseits hin über die Raab. Der bekehrende Apostel, wie wir schon oben hörten, war Bischof Arno von Salzburg, der sich jedoch von den neu Unterjochten keinen Zehent geben lassen durfte, da gerade der Zehent es war, welcher die Saxen dahin brachte, sich gegen den Eigennuz der christlichen Bekehrer zu sträuben. Dafür sollte er aber Land und Leute als sein Eigenthum erhalten. Wir wollen nicht untersuchen, ob die erste Art der Belohnung eines ohnehin schon reichen Apostels nicht der zweiten vorzuziehen sei. Mit einem Worte, der Krieg war wenigstens für jetzt geendigt. Der größte Theil der Armee bezog Winterquartiere; der kleinere gieng nach Hause, bestehend aus Saxen und Friesen, um in der fernen Heimat nicht den Boden verkümmern zu lassen. Karl gieng nach Worms zurück, um einen neuen fränkischen Heerbann auszurüsten.

Ein Feldzug gegen Spanien war unvermeidlich. Pabst Hadrian hatte Karln schon dazu aufgefordert; denn es galt jene Expedizion dem heiligen Interesse der Kirche. In Spanien war nehmlich eine Ketzerei entstanden. Die Repräsentanten derselben, Elipand und Felix, läugneten die unmittelbare Verwandtschaft Christus mit dem Vater im ersten Grade. Sie sagten, Christus sei nicht eigentlicher Sohn Gottes; sondern er sei von Gott blos adoptirt geworden. Abgesehen von der lächerlichen Thorheit dieser Annahme hatte ihre Lehre bei den dem großen Karl ohnehin nicht gar sehr geneigten Spaniern doch Anklang gefunden, und mit der religiösen ward auch eine politische Ketzerei in Verbindung gesetzt. Beide mußten vertilgt werden. Sie wurden es durch Karls Energie. Eben so eine Verschwörung einiger Großen gegen sein Leben. Um jedoch die pannonische Armee während seiner Abwesenheit nicht ohne Führer zu lassen, hatte er seinen Sohn Pipin als solchen aufgestellt. Drei Jahre waren dahin, ohne daß die Avaren, bis über

die Raab zurück gedrängt, es gewagt hätten, durch erneuerten Kampf ihr verlornes Land wieder in Anspruch zu nehmen. Während dieser Zeit war auch der größte Theil jener Armee, welche 791 noch an der Raab Winterquartiere bezogen hatte, nach Hause zurück gegangen. Jetzt entstand aber auch in Sachsen wieder ein Aufruhr, der die fränkischen Waffen tüchtig in Anspruch nahm. Um nun die Gelegenheit zu benützen, da Karl mit seinen Heeren schon auf zwei Seiten beschäftigt war; begannen die Avaren 794 den Krieg wiederholt. Um das mangelnde Heer an der Raab zu ergänzen, wurde der Heerbann gegen sie blos in Bajern und Italien aufgeboten. Zahlreich strömten die Söhne der Bajuwarn und Longobarden gegen die übermüthigen Barbaren. Gerold, der Statthalter von Bajern, kommandirte die Ersteren; Erich, Herzog von Friaul, die Anderen. Den Vereinigungspunkt Beider bildete Pipin. Schwerer und blutiger war der Kampf noch nie. Die Avaren hatten nehmlich seit zweihundert Jahren schon eine große Landesfestung, die man ihrer kreisförmigen Gestalt wegen den Ring hieß, angelegt. Dieser Ring hatte den Zweck, in der äußersten Noth ihr Zufluchtsort zu sein. In der Mitte des Ringes war die felsige Burg des Avarenchans. Ringsum in immer größeren konzentrischen Kreisen dehnten sich die befestigten Wälle aus. Neun solche bildeten die Peripherien des Zentrums. Nicht alle waren gleich weit von einander entfernt. Zwischen ihnen lagen die Felder der Avaren, welche sie im Falle einer Belagerung des Rings ernähren konnten. Der Radius vom Zentrum bis zum äußersten Wall betrug zehn teutsche Meilen. Und dieser furchtbare Ring war es nun, welchen die Bajern und Longobarden erobern sollten. Gewiß ein schwieriges Stück Arbeit, da überdieß die befestigten Wälle 20 Fuß Höhe und Breite hatten.

Wirklich kam's so weit. Nachdem alles Land von den erbitterten Siegern ringsum verheert war; nachdem die Avaren allenthalben aufs Haupt geschlagen wurden; schloßen sie sich in die fürchterliche Nazionalfestung. Es war im Sommer 796, zwei Jahre nachher, als Tassilo II. in Frankfurt seine Ansprüche

für sich und seine Erben an Karl öffentlich und feierlich abgetreten hatte; als dies geschah. In jenem Jahre hatte auch der Krieg zum Zweitenmale mit den Avaren begonnen. Jetzt sollte er, so hoffte man, vollendet werden. Mit rasender Begeisterung erstürmten die tapferen Krieger die riesigen Wälle. Ueberall an der Spitze kämpften Gerold und Erich. Im Grunde war voraus zu sehen, daß eine so unzweckmässige Festung in die Länge der Zeit sich nicht halten könne. Es fehlte die Masse der Vertheidiger. Der Ring wurde erstürmt. Was von den Avaren fliehen konnte, floh. Unermeßliche Reichthümer fand man auf der Burg des entronnenen Chans. Alle waren sie seit Jahrhunderten nach und nach in diesen Behälter geströmt. Ihre Heimat war der griechische Ost. Daß der Franke die alten Münzen besser zirkuliren ließ, als der Avar, läßt sich füglich annehmen, wenn man an die einfache, höheren Bedürfnissen durchaus verschlossene Lebensart der hunnischen Avaren denkt. Der Kampf war fürchterlich. Ungezählte Tausende fielen auf beiden Seiten und der Preis des Sieges wog den der Gefallenen wohl nicht auf. Aber der allgemeine Krieg war durch die gänzliche Schleifung des Ringes noch nicht geendigt. Sterben oder siegen hieß das verzweiflungsvolle Loosungswort der ihrer letzten Zuflucht beraubten Avaren. Weiber fochten sogar gegen die Verheerer ihres Vaterlandes. Die Erbitterung erstreckte sich auf Alles, was Waffen tragen konnte. Je mehr die Bajern und Italiener siegten; desto fürchterlicher war der folgende Kampf. Acht Jahre — von 791 — 799 — dauerte das wüthende Schlachten mit kurzen Unterbrechungen. Als Karl die aufrührerischen, durchaus nicht christlich sein, oder vielmehr den Zehent nicht verabreichen wollenden Saxen im Jahre der Eroberung des Rings wieder besiegt hatte, schickte er neue Hülfsvölker nach Pannonien. Endlich ward 799 jenseits der Theis die letzte Schlacht unter Anführung Gerolds geschlagen. Ein feindlicher Pfeil hatte den tapferen Krieger durchbohrt. Ueber seine Leiche stürzten die erbitterten Sieger und mordeten beinahe das ganze avarische Heer.

Wenige sind entkommen, um ihren Brüdern jenseits des heiligen Theisflusses zu melden, daß sie durch christliche Wuth ihr dreihundertjähriges Vaterland verloren hätten. So endeten die Avarenkriege mit dem Untergange des Volkes in Pannonien und der Verheerung des Landes. Der italienische Anführer Erich war schon früher durch Meuchelmord gefallen; die Leiche Gerolds aber wurde nach Reichenau am Bodensee geführt. Ein treuer Saxe that ihm diese letzte Ehre an. Seine Grabschrift nennt ihn den Großen, und den Kämpfer für den Frieden der Kirche. Karl hat nach Vollendung des blutigen Kampfes die bajerische Ostmark bis an den Theisfluß tief in Ungarn ausgedehnt und das verheerte Land mit Bajern kolonisirt. —

Jetzt war die Ostgränze gesichert. Die Nordgränze von Bajern aber desto weniger. Die eigentlichen Gränzbewohner hatte man zwar weniger zu fürchten, als ihre Brüder im Innern der nördlichen Länder, die Sorben und Böhmen, slavische Stämme, in großer Masse. Es war im Jahre 805, als der Avarenfürst Theodo jenseits der Donau über die noch übrigen Avaren unter dem Schutze Karls des Großen herrschend, zum König die Nachricht sendete, daß die Slaven, Böhmen und Sorben nämlich, beständige Einfälle in sein Reich machten. Er bitte den König, ihn am rechten Ufer der Donau in dem ohnehin in ziemlichen Strichen noch nicht angebauten Pannonien Wohnsitze für seine Völker anzuweisen. Er begebe sich gerne unter seine Oberherrschaft. Da Theodo selbst Christ war sammt dem größten Theile seines Volkes; so gewährte ihm Karl die Bitte. Auf diese Art kamen dann wieder Hunnen in ihr altes Vaterland, welches freilich nicht ihr ältestes war.

Nebenbei aber beschloß Karl der Große, den Heerbann auch gegen jene nordischen Völker aufzubieten. Es geschah. Des Königs Sohn, Karl, führte den Oberbefehl über drei Heeresabtheilungen von Saxen, Franken oder Allmannien und Bajern aus. Die Expedizion dauerte nur vierzig Tage. Ihre Folge war wieder wie in Pannonien die Verheerung und Plünderung des Landes, weniger die Besitzergreifung desselben. Es war der

Mühe kaum werth. Unwegsame Wälder, düstere Haine, wenig Felder, durchaus nicht die geringste Kultur. Da gab's keine Schäze zu erbeuten, wie im Ringe. Die Slaven hatten sich in ihre für die fränkischen Armeen unheimlichen Wälder zurückgezogen, und die Soldaten spürten wenig Lust, ihnen dahin zu folgen. Zwar machten die Bajern und Allmannen im folgenden Jahre wieder mehrere Streifzüge nach dem ungelobten Lande; da aber seine Früchte zu ihrem Proviant nicht ausreichten; so ließen sie in Zukunft ihre Waffen gegen diese Seite hin ruhen. Bis an den Böhmerwald dehnte Karl der Große Bajern und Thüringen aus; aber diese Ausdehnung hatte lange nicht den Erfolg, welchen er sich von der Kultur des Landes versprach. Die obere Pfalz und der bajerische Wald geben heute noch Zeugniß über das eben Gesagte.

Das waren die vorzüglichsten Kriege unter Karls des Großen Regirung. Sie bezweckten alle die Ausdehnung seiner Monarchie oder die Unterdrückung von Unruhen in den Provinzen von Spanien und Saxen. Beide Zwecke hat der kühne König jedesmal erreicht.

§. 104.

Der Karlskanal.

Den Verkehr in seiner großen Monarchie zu heben, die Kultur auf jede Art zu steigern, war das eifrigste Streben des Königs. Der Handel ist die Seele des öffentlichen Lebens. Von seiner zweckmäßigen Einrichtung hängt nicht selten die Stärke oder Schwäche des politischen Verbandes ganzer Reiche ab. Um die Bedürfniße der östlichen Provinzen durch Mittel aus den westlichen und nördlichen und umgekehrt in Verbindung zu setzen, wollte er durch ein gediegenes Werk seinen Namen auch für die Handelswelt unsterblich machen. Sein Gedanke hieng an nichts Geringerem, als an einer Verbindung des Rheins mit der Donau. Diese zu bewerkstelligen, wollte er die Altmühl, welche in die Donau fließt, mit der Rezat, die in die Reguitz, den Main und Rhein mündet, durch

einen Kanal verbinden. Für die damalige wie für die jetzige Zeit immer noch eine Riesenaufgabe. Einen großen Geist, der nur das Wohl des Ganzen im Auge hat, hindert aber weder eine scheinbare noch wirkliche Schwierigkeit in Lösung derselben. So Karl.

Als der zweite Feldzug gegen die Avaren beendigt war, und der König die größeren Massen aus dem bis an die Raab eroberten Lande herauszog, im Jahre 793; da beschloß er durch einige Tausend dieser Krieger seinen großartigen Plan in's Werk setzen zu lassen. Zu diesem Behufe holte er vorerst bei sachkundigen Männern Rath, ließ die Stellen des Kanals bezeichnen, das Niveau bestimmen, und hierauf durch seine Leute einen Graben ausarbeiten. Die zweite Hälfte des Sommers und den ganzen Herbst hindurch grub man. Das Resultat war ein Graben von 2000 Schritt in die Länge, 300 Fuß in die Breite, und 20 bis 100 Fuß, je nachdem das Niveau es forderte, in die Tiefe. Beinahe war der Kanal fertig. Welche Ursachen sein Ende verzögerten und gänzlich hemmten, weiß man nicht genau. Karl mußte sich bekanntlich in diesem Jahre zur Armee gegen Saxen verfügen. Die Abwesenheit des Königs mochte Vieles beigetragen haben, die Arbeit zu verzögern. Dazu kam noch der grasseste Aberglaube der Arbeiter selbst. Die sumpfige Tiefe kostete nämlich zur Wegschaffung des Schlammes mehr Mühe. Das war nun allerdings keine Arbeit für Soldaten. Sie sagten daher auch, es kämen Nachts Gespenster, die den Graben, den sie beim Tage ausgearbeitet hätten, wieder füllten. Natürlich sank das Erdreich wegen der Unfestigkeit des tiefern Bodens wieder nach. Die Gespenster abgerechnet, scheint allerdings irgend ein anderer Grund vorwaltend gewesen zu sein. Wir kennen ihn historisch nicht. Wir sagen nur, daß die Vollendung eines solchen Werkes der nördlichen, westlichen und östlichen Handelswelt einen unberechenbaren Nuzen verschafft haben würde.

Wie oft, leider, war die Dummheit der Menschen an der Vernichtung ihrer eigenen Interessen Ursache. Möchte ein ernsterer Genius des Vaterlandes den Riesengedanken Karls des

Großen nicht nur wieder nachdenken; sondern vielmehr ausführen. Die Ausführung würde weit höhere Bewunderung bei der Nachwelt ärnten, als der blos entworfene Plan.

§. 105.

Synode in Bajern unter Karl dem Großen.

Eine zweckmäßige Einrichtung des Kirchenwesens in Bajern, wie in Franken zu bewirken, daran war dem Pabste und seinem Patrizier, Karl dem Großen, Alles gelegen. Daraus stamme, glaubte der König, für die Kultur der Völker alles Heil. Die Täuschung haben wir schon oben gesehen. Es war nun einmal seine Ueberzeugung und er führte sie aus. Würde er bei ihrer Ausführung mehr auf die ideellen, als auf die übermäßig reellen Interessen, Rechte und Pflichten des Klerus gesehen haben, die Folgen seiner Einrichtungen würden segnend für die Menschheit gewesen sein. So aber waren sie viele Jahrhunderte hindurch verderblich.

Wir hörten schon oben, daß der Sohn des Königs, Pipin, 794 den Oberbefehl über die pannonischen Heere übernahm. Im Jahre 797 empfal er dem Bischof Arno von Salzburg die Bekehrung der Avaren. Dieser ließ sich das Apostelamt, wie wir schon oben hörten, aus doppelten Gründen sehr angelegen sein. Seine Macht und seine kluge Persönlichkeit bewirkten für den Bischof die Verwendung des Königs beim Pabste. Schon im folgenden Jahre erhielt Arno daher das erzbischöfliche Pallium, ferner als Suffraganbischöfe nach einer neuen Eintheilung die Bisthümer Seben, Passau, Regensburg, Neuburg und Freising. Um von seiner neuen Kirchengewalt sogleich Gebrauch zu machen, berief er im folgenden Jahre, 799, eine Kirchenversammlung oder Synode nach Reisbach. Dem erzbischöflichen Auftrage gemäß erschienen am 20. Jäner 799 Atto, Bischof von Freising, Waltrich, Bischof von Passau, Simpert, Bischof von Neuburg und Alim, Bischof von Seben oder Brixen in dem zur Synode bestimmten Orte. Mit ihnen kamen die vorzüglichsten Aebte der Suffraganen und des Erzbisthums, dann

mehrere Pfarrer, Erzpriester und Diakonen. Den Vorsitz in der Versammlung führte der Erzbischof. Der Hauptzweck, der seine Vorträge leitete, war eine genauere Verbindung des Klerus mit Rom, dann die Erzielung einer größeren Unabhängigkeit desselben vom Adel. Als Nebenziel gingen aus jener Synode auch einige Disziplinarvorschriften, die Landpolizei betreffend, hervor. Demzufolge sollten Geistliche sich in Zukunft nicht mehr vom Adel belehnen lassen, ferner Bischöfe nicht auch zugleich Aebte sein, dann Mönche nicht Pfarreien versehen; eben so sollte vor dem dreißigsten Jahre kein Diakon zum Priester geweiht werden. Alle Priester seien zunächst dem Bischofe, dann dem Erzbischof, und durch ihn dem römischen Stuhle untergeordnet. Das Geistliche dürfe nicht vom Weltlichen abhängen u. s. w.

Man ersieht aus diesen Bestimmungen, daß damals die Priester nicht selten Vasallen des Adels waren, und daß das Streben der Kirche dahin gieng, die Unabhängigkeit des Klerus vom Adel auf jede Weise herzustellen, um desto fester die Hierarchie konstruiren zu können. Jedoch konnte Arno im Jahre 799 seine mittelbar höchste Authorität noch nicht so geltend machen, wie er wollte. Der Bischof von Passau hatte nehmlich geglaubt, ihm gebühre wegen der Größe seines Kirchensprengels das erzbischöfliche Pallium wenigstens eben so gut, als dem Arno. Der Bischof von Regensburg aber, Adalwein, war bei der Synode gar nicht erschienen; denn er, als der Bischof der bajerischen Hauptstadt, wollte die Authorität des neuen Erzbischofs aus einem noch unbedeutenden Städtchen gar nicht anerkennen. Somit war die eigentliche Stellung des mit dem Pallium beglückten Salzburger Bischofs sehr prekär, und der heilige Vater, Leo III. sah sich schon im nächsten Jahre veranlaßt, einen obersten Hirtenbrief an die bajerischen Bischöfe zu erlassen. Hierin sprach der Pabst zuerst von seinem durch die Vikariatsstelle des heiligen Petrus unmittelbar überkommenen Rechte, in den Ländern der apostolischen Kirche Bischöfe und Erzbischöfe zu ernennen. Auf diesen Grund hin habe er auch dem weisen Arno das Pallium verliehen, und es sei nun an ihnen, den kanonischen Sazungen gemäß friedlich und einig zu leben, und die gerechte Anordnung des römischen Stuhls zu

erkennen und zu befolgen. Sie sollten somit ihrem kanonisch ordinirten Erzbischofe demüthig gehorchen. Auch fügte er am Schluße bei, als Antwort auf ihre Anfrage in Betreff der bis zum siebenten Grade verbotenen Ehe unter Verwandten, das Verbot höre deswegen mit dem genannten Grade auf, weil am siebenten Tag der Herr von der Schöpfung auch ausgeruht habe. So sprechen Isidors Dekretalen. Daß der Pabst seinen Zweck erreicht habe, läßt keinen Zweifel.

§. 106.

Karl der Große wird zum römischen Kaiser gekrönt.

Vom Ebro bis zur Elbe; vom atlantischen Meere bis zur Theis; von den unheimlichen Wäldern der ersten Bojerheimat bis zum Vesuv, nannte Karl Alles sein. Vor ihm gab es Kaiser, die eine solche Ländermasse nie besessen hatten, und doch diesen großartigen Titel führten. Ein Weib herrschte über die von Tag zu Tag moralisch und politisch mehr ermattenden Griechen. Die Kaiserin Irene. Karl der Große, dem es nur um das Wachsen seiner politischen Größe zu thun war — was konnte er noch wünschen? Den Kaisertitel und den byzantinischen Thron. Den ersten konnte ihm der dankbare Pabst leicht geben, und er gab ihm denselben auch. Den zweiten entriß ihm griechische Vorsicht.

Unterhandlungen waren mit dem heiligen Stuhle gepflogen. Zur Beschleunigung der Sache trug ein kleiner Aufruhr in Rom bei. Karl war ja der Patrizier, der väterliche Schutzherr des heiligen Stuhls. Zu ihm nahm der Pabst seine Zuflucht. Karl zögerte nicht, dem geistlichen Winke zu folgen. Wohl wissend, welche Ehre ihm in Rom widerfahren werde, nahm er geistliche Begleitung dahin mit. Wen er vorzüglich dazu gewählt habe, läßt sich ahnen. Der erste Begleiter des Königs war Arno, Erzbischof von Bajern; der zweite Atto, Bischof von Freising.

Es war der Nachmittag des 23. Novembers im Jahre 800, als König Karl unter Begleitung des Pabstes, der ihm schon den vorigen Tag entgegen geritten war, feierlich in der uralten Welthauptstadt einzog. Der Aufruhr war schon früher bei der

Nachricht der königlichen Ankunft gedämpft, und die Schuldigen entflohen. Sie wurden zwar vor das aus römischen Grossen, Erzbischöfen und Bischöfen bestehende Gericht geladen; allein sie sind nicht erschienen. Die Folge war ihre Verurtheilung. Karl blieb nun den noch übrigen November und ganzen Dezember in Rom. Während dieser Zeit wurde auch sein Sohn, Pipin, dahin gerufen und die Nachricht der am Weihnachtstage erfolgenden Kaiserkrönung überall hin verbreitet. Alles strömte nach Rom. Der 25. Dezember war ohnehin der Tag, an welchem die christlichen Schaaren gerne ihre Andacht in der majestätischen Peterskirche verrichteten. Um so größer war der Zudrang im Jahre 800. Der Ruhm des zu krönenden Monarchen war ohnehin schon in alle Welt erklungen, und man freute sich, seine Größe jetzt so belohnt zu sehen. Nach der Krönung sollten nähere Unterhandlungen mit der Kaiserin Irene gepflogen werden, nach welchen Karl, dessen fünfte Gemalin erst gestorben war, die Kaiserin ehlichen, und das morgen- und abendländische Reich somit wieder unter einen Szepter vereinigen sollte. Dadurch glaubte der Pabst die Einheit der Griechen mit dem römischen Stuhle wieder herzustellen, und Karl Universalmonarch nach dem Beispiel des ersten Augustus zu werden. Es blieb jedoch nur bei'm Glauben. Nüzlich wäre allerdings eine solche Vereinigung gewesen; aber wer hätte nach Karls Tod für ihre Dauer gebürgt? Zerfiel in diesem Falle schon die abendländische Monarchie; um wie viel mehr erst eine größere! —

Der heilige Christtag war erschienen. Das Geläute aller Glocken in der katholischen Hauptstadt kündete endlich den feierlichen Akt an. Alles strömte in die Andacht erregenden Hallen des majestätischen Tempels. Pabst Leo hielt im feierlichen Ornate das Hochamt. Vor dem Hochaltar kniete der König, rechts sein Sohn, links und um ihn die geistlichen und weltlichen Großen. Erzbischöfe und Bischöfe dienten dem pontifizirenden Pabste. Die mächtige Orgel begleitete den tief ergreifenden Kanon des Volkes. Keine Pracht war gespart, um das Fest — das erste der Art — auf's Feierlichste zu begehen.

Aller Augen hiengen an der imponirenden Majestät des geschmückten Tempels und seiner andächtigen Gäste. Aller Ohren lauschten dem brausenden Tone der hallenden Orgel. Da war das festliche Hochamt geendet. Der heilige Vater, auf dem Haupte die Triara, trat, begleitet von den Erzbischöfen und Bischöfen alsdann vor den knieenden Monarchen, und setzte ihm unter dem schmetternden Schalle der Trompeten die goldene Kaiserkrone, und seinem Sohn Pipin die eines Königs von Italien auf's Haupt. Dem acht und fünfzigjährigen Greise entstürzten Thränen der Freude. Kaum ein Auge blieb trocken. Da stimmte die Orgel in den heiligen Chorgesang des Klerus und des gesammten Volkes. Dem von Gott zum Augustus gekrönten Karl, dem großen und friedfertigen Kaiser Heil und Sieg. Das waren die Worte des von den vielen Tausenden gesungenen Kanons. Als der Gesang verhallt war, trat der gekrönte Kaiser vor die oberste Stufe des Altars sammt dem zum Könige gekrönten Pipin. Hier salbte der heilige Vater das kaiserliche und königliche Haupt. Nach vollendeter Salbung aber bestieg der Kaiser den für ihn rechts des Altars errichteten Thron und es begann die Zeremonie der Adorazion. Der Pabst beugte ein Knie vor dem neuen Augustus. Nach ihm König Pipin. Alsdann die Erzbischöfe und Bischöfe. Endlich die Großen des Reichs, welche zum Feste erschienen waren. —

So endete die feierliche Krönung Karls zum römischen Kaiser. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten des Volkes. Von allen Provinzen des weiten Reiches kamen Gesandte, um dem Kaiser ihre Wünsche für seine neue, hehre Würde vorzutragen. Als König war Karl gekommen; als abendländischer Kaiser verließ er im Juli 801 das auf seine Würde stolze Italien, und kehrte nach Worms zurück.

§. 107.

Verdienste Kaiser Karls des Großen um die Kultur seiner Völker.

Allenthalben, wo der neue Kaiser in seiner Monarchie hin-

schante, war Friede und der Friede war ihm lieb. Den Gedanken einer Verbindung mit dem oströmischen Reiche hatte er vergessen, sobald er hörte, welche Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen im Wege stünden. Wahrlich umsonst sollte ihn der heilige Kanon in der Peterskirche nicht den Friedfertigen genannt haben! Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er für das innere Glück seiner Völker Sorge tragen konnte. Bevor er von Rom abgereis't war, hatte er schon Befehle in seine Provinzen insgesammt erlassen zur Organisirung eines Reichstages in Aachen. Zu diesem Zwecke waren denn in der Mitte Oktobers 801 in Aachen versammelt die Herzoge, mächtigen Grafen der Marken und Zenten, dann reich begüterte Freie. Eben so waren erschienen die Erzbischöfe und Bischöfe, dann die Aebte und höheren Priester sonstiger Art.

Ein feierliches Hochamt eröffnete am 24. Oktober den wichtigen Reichstag. Derselbe konstituirte sich in zwei Kammern. Die Kammer der Geistlichen und die der Weltlichen. Beide hatten verschiedene Zwecke. Die erste berieth sich über geistliche; die zweite über weltliche Angelegenheiten. Was beide beschloßen, wurde dem Kaiser zur Billigung vorgelegt. Daraus entstanden die sogenannten fränkischen Gesetzeskapiteln. Die Berathungen hatten zwei Haupttendenzen. Die geistliche Kammer sollte die eigenen Fehler, dann die des Volkes verbessern, die Moral der Nazionen befördern und die Wissenschaften veredeln. Sie sollte Einheit in die Glieder der römisch-teutschen Kirche bringen; den Ritus der Klerisei allgemein machen, und die Bischöfe zum innigen und christlichen Zusammenhange mit ihren Erzbischöfen und dem Pabste führen. Diesem gemäß wurde hauptsächlich beschloßen: die lateinische Sprache als Schriftsprache anzunehmen, die teutsche aber nach und nach zu veredeln, und zum Zwecke der Erlernung höchst nothwendiger Wissenschaftszweige Schulen anzulegen, die Musik an den Domkirchen zu befördern, eine gleichmäßige Mönchsregel, nehmlich die des heiligen Benedikt, im Reiche einzuführen, die kanonischen Satzungen für die Weltpriester zu exequiren, und überhaupt die Ordnung in Beziehung auf geistliche Funkzionen allenthal-

ben aufrecht zu erhalten. Die Kammer der Weltlichen, an deren Spitze der Kaiser stand, sollte die Gesetze vorzugsweise verbessern und ergänzen. Somit ward beschlossen: es sollen alle Gesetze aufgeschrieben werden, und es soll jedem ohne Unterschied die Gerechtigkeit nach ihren Vorschriften umsonst zu Theil kommen. Aber bei jeder Gesetzesabfassung soll man auch das Volk zu Rathe ziehen. Dem gemäß sollen in den Provinzen Landtage gehalten, und die Bedürfnisse derselben wieder nach den in Aachen berathenen Grundsäzen berathen und beschloßen werden. Dieses soll aber nicht allein in Beziehung auf die weltlichen, sondern auch auf die geistlichen Angelegenheiten geschehen. Den Vorsitz solcher Synoden und Landtage sollen aber jederzeit ein Geistlicher und Weltlicher zugleich führen, damit über dem Interesse des einen Standes nicht das des andern vergessen werde. Sobald die Beschlüsse von irgend einer Versammlung dieser Art gefaßt seien, so sollen sie aufgeschrieben, und zulezt von den Berathenden unterschrieben werden. Auch ein Handzeichen soll als Unterschrift gelten. Die Ausführung der Landtagsbeschlüsse auf den Grund der Beschlüße des Aachner Reichstages hin soll den Bischöfen und Grafen anvertraut werden. Die Ersteren haben somit in ihren Diözesen herum zu reisen, und das Nöthige im gezeigten Betreff anzuordnen, die Aufsicht über ihre untergebene Geistlichkeit strenge zu führen und überhaupt Alles zu thun, was sie zur Beförderung der Moralität des Volkes für gut finden. Die weltlichen Grafen aber haben zu sorgen, daß ihrerseits die verfaßten Gesetze richtig gehandhabt, und der Gerechtigkeit allenthalben Vorschub geleistet werde. —

Um jedoch nicht allein etwas zu beschließen und durch Andere ausführen zu lassen, selbst aber Nichts zu thun; bemühte sich vielmehr auch der Kaiser, jede Gelegenheit zu ergreifen, um gleichsam seinen Großen als Muster in dem großartigen Plane der Völkerkultur zu dienen. Noch in seinen alten Tagen versuchte er schreiben zu lernen. Seine Fortschritte scheinen jedoch in dieser mechanischen Kunst nicht weit gediehen zu sein. Doch er hatte, abgesehen von seinem Mangel an all jenen Kennt-

nissen, die er verbreitet wissen wollte, einen umfassenden natürlichen Verstand, der die Bedürfnisse der Zeit schnell und richtig auffaßte, und eben so richtig die Mittel zu ihrer Befriedigung fand. Er war für alle seine Nazionen der umsichtigste Diktator. —

Gemäß den Hauptbeschlüßen des Aachner Reichstages wurden denn auch in Bajern die nöthigen Versammlungen und Synoden gehalten; die einen zu Regensburg, die andern in Reisbach. Im Jahre 803 kam der Kaiser nochmal nach Bajern. Zwei Monate verbrachte er in Regensburg, wo unter seiner Oberaufsicht zugleich ein Landtag abgehalten worden ist. Im Herbste besuchte er den Erzbischof Arno in Salzburg und unterschrieb die Schenkungsurkunden für ihn und seine Nachfolger in Betreff jener Ländereien, welche derselbe für seine apostolischen Bekehrungsgeschäfte bei den Avaren erhalten hatte. Zugleich befriedigte er die Metropolitananspräche des Passauer Bischofs durch wichtige Schenkungen in der Ostmark von dem neu eroberten Pannonien. Nebenbei besuchte er mehrere Klöster in Oberbajern, und theilte reichliche Schenkungen aus. Wo er in irgend einem Kloster oder wo immer für die Moralität des Volkes oder für Kunst und Wissenschaft etwas thun konnte, that er's. Allen seinen Schritten folgte Segen und Liebe der Nazion. Er kehrte hierauf, nachdem er für die Kirche wie für den Staat gleich väterlich gesorgt hatte, nach Worms zurück, und kam nie wieder nach Bajern. Daß er sich allenthalben durch seine wohlgemeinten Anordnungen die Liebe der Nazionen, über die er mit höchst mildem Szepter herrschte, erworben habe, ist kein Zweifel.

Der oben kurz erörterte Reichstag von Aachen war in Beziehung auf seine Tendenz beinahe etwas Unerhörtes. Auch dem Volke das Recht der Gesetzgebung zu gönnen, welches seine Bedürfniße doch am Genauesten kennen muß; das erwartet man von einem Eroberer nicht. Kaiser Karl that es, und wahrlich, er würde durch seine großartigen Plane viel Gutes gestiftet haben, wenn er bei ihrer Ausführung auch zugleich ein Mittel gefunden hätte, dem eigennüzigen Despotismus der

weltlichen und geistlichen Großen einen Damm zu setzen. Aber Karl vergaß über dem Uebermenschlichen das Menschliche.

§. 108.

Theilung der fränkischen Universalmonarchie.

Der immer mehr alternde Monarch sah ein, daß seine menschliche Kraft nicht mehr ausreiche, seine ungeheueren Volksmassen allein und durchgreifend zu regiren. Er mußte aber ferner auch darauf denken, wie es mit der Nachfolge in der Regirung im Falle seines Todes gehalten werden solle. Diese beiden Punkte beschäftigten den alten Kaiser jetzt ganz vorzüglich. Er hatte drei Söhne, Pipin, Ludwig und Karl. Mit seinem herangerückten Alter vermehrte sich die Liebe zu ihnen. Er wollte keinen von ihnen dem anderen vorziehen. Um aber dieses zu thun, war eine Theilung unvermeidlich. Selbst jedoch die Regirung unmittelbar nieder zu legen, verhinderte ihn seine immer noch rüstige Thatkraft. Demnach beschloß er, vorläufig ihnen die Verwaltung einzelner Theile des großen Reiches zu übertragen, und die oberste Regirung über sie selbst zu führen. Dadurch glaubte er ihnen Mittel an die Hand zu geben, sich auf den Fall seines Absterbens zur selbstständigen Regirung vorbereiten zu können. Weil der Kaiser aber ohne scheinbare Einwilligung der Großen seines Reiches Nichts unternehmen wollte, was auf das Ganze wesentlichen Einfluß hatte; so berief er im Frühjahre 806 einen Reichstag nach Diedenhof, einem kaiserlichen Kammergute. Dort wurde beschlossen, die Verwaltung des Reiches unter die drei kaiserlichen Söhne zu theilen.

Pipin, der ohnehin schon gekrönter König von Italien war, sollte Italien, und alle am rechten Ufer der Donau von ihrem Ursprunge bis zur Ostgränze von Pannonien, also das ganze erweiterte Bajerland verwalten. Durch diese Maaßregel hörten die bisherigen obersten Reichsbeamten, deren Gerold einer war, auf. Es entstand das alte Verhältniß zwischen Pipin und seinem Vater Karl, wie einst zwischen Tassilo und dem fränki-

schen König. Ludwig erhielt zur Verwaltung alles Land vom Ebro bis zur Loire; also die spanische Mark und die südlichen Provinzen von Gallien. Karl aber wurde Regent von der Loire bis zur Elbe, von der Nordsee bis zum linken Ufer der Donau. In seinem Regirungsbezirke lagen demnach das nördliche und westliche Gallien, Burgund und Altfranken, Thüringen, Allmannien und der Nordgau von Bajern und Saxen. Ludwig hatte unter allen den kleinsten Theil erhalten.

Die Beschlüsse dieses Reichstages wurden in einem Landtag in Bajern noch in demselben Jahre unter dem Vorsitz kaiserlicher Missen proklamirt, und der neue bajerische Regent, König Pipin, feierlich anerkannt. So war der erste Schritt zur Unabhängigkeit unsers Vaterlandes wieder gethan. Pipin führte während der Zeit seiner Verwaltung über Bajern mehrere Kriege mit den Venezianern und Griechen. Seine Regirung dauerte blos vier Jahre. Er starb 810 in Verona, wo er auch begraben liegt. Pipin hinterließ zwar einen Sohn, Bernard; ob aber dieser seinem Vater sogleich in der Regirung gefolgt sei, wissen wir nicht. Auch Bernard starb vier Jahre nach dem Tode des Kaisers 818.

Während dieser vormundschaftlichen Regirungsepoche in Bajern scheint nichts Vorzügliches vorgefallen zu sein. Die Geschichte schweigt wenigstens. Uebrigens war auch die Ruhe von keiner Seite gefährdet und der Tod Pipins brachte die ohnehin nur geliehenen Regirungsrechte wieder in die Hand des Kaisers zurück. So lange Karl lebte, getraute sich Niemand ein unabhängiges Regiment anzusprechen. Das konnte nur der Fall unter dem frommen oder schwachen Ludwig sein. Aber hart griff das Schicksal in die ruhigen Tage des alten Kaisers. Ein Jahr nach dem Tode Pipins starb nämlich auch der zweite Sohn des Monarchen, Karl, 811. Der jüngste war allein noch übrig. Unter allen war Pipin der muthigste und besonnenste gewesen. Eheliche Erben hatte der alte Herr jetzt nur mehr zwei, Ludwig, seinen Sohn, und Bernard, seinen Enkel.

§. 109.

Kaiser Karls letzte Lebensjahre und Tod.

Als der Kaiser die Nachricht von dem Ableben seines mittleren Sohnes Karl erhielt, zählte er 69 volle Jahre, allerdings ein Alter, wo man bei einem gläubigen Gemüthe, und in einer romantischen Zeit die Dinge der Erde gerne vergißt, wenn man sich früher auch, so oft es möglich war, an sie erinnert hat. Der Kaiser war kräftig durchs Leben geschritten, und hatte viel Rühmliches geleistet. Jetzt dachte er an sein Ende, und dies um so mehr, als er zwei Söhne so schnell nach einander verbleichen sah. Seine letztwillige Verordnung über seine Verlassenschaft an Mobilien, an Schäzen und sonstigen Werth habenden Gegenständen datirt sich vom Jahre 811. Zwei Jahre später übergab er auf einem Reichstage der fränkischen Grossen zu Aachen die Mitgenossenschaft des Reiches seinem einzig übrigen Sohne Ludwig. Es war an einem Sonntag, als die feierliche Einsetzung in Aachen vor sich ging. Der Reichstag hatte drei Tage vorher durch Zustimmung ohne Ausnahme den folgenden Akt gebilligt und beschworen. Karl der Große erschien somit im kaiserlichen Ornate in der Marienkirche. Mit ihm alle Großen des Reichs. Ein feierliches Hochamt wurde abgehalten, und nach demselben ermahnte der Kaiser seinen Sohn an die Pflichten eines Regenten in einer väterlichen Rede. Hierauf befahl er demselben die goldene Krone, welche auf dem Altar lag, sich selbst aufzusetzen! Ludwig that's. Der feierliche Akt war vollendet. Der neue Mitherrscher kehrte sodann nach Aquitanien, wo er bekanntlich seit der Theilung des Reiches Regent war, von seinem kaiserlichen Vater reichlich beschenkt, zurück. Beide sahen sich nimmer.

Der Reichstag dauerte bis in die Mitte Oktobers desselben Jahres. Drei Monate später war Kaiser Karl eine Leiche. Am 19. Jäner des Jahres 814 ergriff ihn ein heftiges Fieber, welches sieben Tage andauerte und mit dem Tode des Ergriffenen am 26. Jäner endete. Kaiser Karl der Große starb als römi-

scher Christ, versehen mit allen Tröstungen der Religion. Drei Tage blieb sein Leichnam ausgesetzt, und am zweimal siebenten Tag wurde der größte Mann seiner Zeit in der Marienkirche zu Aachen begraben. Seiner Leiche folgten die fränkischen Großen der benachbarten Provinzen, dann die Erzbischöfe und Bischöfe, sodann eine ziemliche Anzahl sonstiger Edlen des Volkes. Im ganzen Reiche wurden Gebete für das Seelenheil des verstorbenen Monarchen abgehalten. Unter dem Schmerz seiner Nazionen war Karl verschwunden.

§. 110.

Parallele zwischen Karl, Alexander und Cäsar — den Großen der alten Welt.

Viele Geschichtschreiber hat es gegeben, welche die Hauptpunkte der Vergleichung ausgezeichneter Männer hervorgehoben, und dem Leser das Bild ähnlicher Größen vor die Seele geführt haben. Jedoch kann bei einer solchen Vergleichung obengenannter Männer nur die Rede von politischen Größen sein. Weit höher, als sie, und gewöhnlich auch weit wirksamer als sie, steht der Weise in der Welt. Am wenigsten läßt sich auch hier von einer moralischen Größe reden. Weder Karl, weder Alexander, noch Cäsar waren moralisch groß. Ihre Moral ward vielmehr um so kleiner, je größer ihre Politik gewesen ist. Um aber die politische Größe eines Karl, eines Alexander, eines Cäsar zu vergleichen; so ist wohl die Frage vorzüglich dabei zu beantworten: in welchen Punkten sind sich die Zeiten, in welchen jene drei großen Meister der Politik lebten, ähnlich? —

Alexander siegte über Griechenland zu einer Zeit, wo die Aufklärung des Volkes die höchste Stufe erreicht hatte; zu einer Zeit, wo aber auch zugleich die öffentliche Moral, der Patriotismus und die Nazionaleinheit am Tiefsten gesunken waren. Alexander eroberte Persien, dessen Völker durch die Sinnenlust ihrer Könige und Großen seit Jahrhunderten matt und für allen Patriotismus gleichsam abgestorben waren. Alexander war

jung; aber dem feurigen Jüngling folgten die graubärtigen Mazedonier gerne von einer Schlacht zur andern, weil er mit gleich moralischer Kraft, wie sie, die Strapazen des Krieges ertrug, und dennoch immer an der Spitze seiner Phalanxe kämpfte. Sein Vater, Philipp, hatte die neue Taktik vom Epaminondas in Theben gelernt. Alexander hatte sie nicht vergessen. Mit dieser Taktik, mit dem Bewußtsein der gesunkenen Völkermoral, mit seinem eingeübten, und ihm bis zum Tode treu ergebenen Heere, bestehend aus kräftigen Männern seiner zur moralischen Würde erst erwachenden Nazion, mit seinem jugendlichen Feuer und rascher Thatkraft, mit seinem alle Gefahren verachtenden Geiste konnte er die moralisch absterbenden, durch die peloponnesischen Kriege, durch Pest, Hunger und Tyrannen ermatteten Griechen, so wie die durch Ausschweifung jeder Art entkräfteten Perser leicht besiegen. Er that's. Aber Alexander war jung. Die schmeichelhaften Eindrücke der errungenen Größe, die leidenschaftlichen Lockungen der persischen Serails, die Lobeserhebungen der besiegten Welt lullten den jungen Eroberer troz den Einsprüchen seiner Veteranen hinüber in's düstere Land menschlicher Schwachheit. Der Besieger der Asiaten ward von sich selbst überwunden. Seine moralische Kraft erkrankte, mit ihr seine politische und physische. Alexander starb. Das eroberte Reich zerfiel. Das Gesetz der Völker blieb beim Alten. Die Nazionen von Griechenland und Asien fielen fortan immer tiefer. Auf ihrem Rücken erhob sich Rom. Die Zeit ließ sich in ihrem Strome wohl mäßigen aber nicht aufhalten, und eben so wenig konnte sie durch die sterbliche Kraft eines Einzigen verjüngt werden, wo sie mit ihren Nazionen alt geworden war. In Alexander ist ein Stern erster Größe unter, in Cäsar ein solcher aber mit kräftigeren Strahlen aufgegangen.

Seit siebenhundert Jahren war Rom moralisch und daher auch politisch gestiegen. Aber der Wendepunkt nahte. Die Schäze aus dem Orient, die dadurch übermäßig gestiegenen Reichthü-

mer Einzelner hatten Roms Macht allenthalben fürchterlich für die Völker der Erde gemacht. Reiche und Arme gab's nur. Patrizier und Plebejer wohl nicht dem Worte, aber desto mehr dem Geiste nach. Rom war der Sitz der Aristokrazie für die halbe Welt. Die Instituzionen der Regirung waren frei; aber diese Freiheit trug ihre Früchte nur zum Vortheile der Aristokraten. Der Kampf zwischen denen, die Alles, und der grösseren Anzahl, die Nichts hatten, mußte über kurz oder lang beginnen. Anfangs konnte der Sieg zweifelhaft sein, so lange auf Seiten der Aristokraten ein Uebergewicht der moralischen Kraft, der Aufklärung und des Vermögens lag. Sobald aber dieses Uebergewicht durch den allenthalben aufkeimenden Eigennuz und die asiatische, nach Rom gewanderte Ueppigkeit sank; sobald das Interesse für's Ganze durch das Interesse für's Einzelne verlor, der Patriotismus erkaltete: da konnte es großen Männern nach und nach möglich werden, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und zu siegen oder zu fallen. Wer siegen wollte, mußte mit ausgezeichneter Klugheit ausgerüstet sein. Das römische Volk war der Freiheit seit Jahrhunderten zugethan, war tapfer, patriotisch und — stolz auf seine besiegten vierhundert Millionen Menschen. Sich aber an die Spitze eines solchen Volkes zu stellen, und zu bleiben, war in der That keine Kleinigkeit.

Vor Cäsar hatten es Marius und Sulla, Katilina und Pompejus gewagt. Aber die Freiheit trug blutige Lorbeern zum Nachtheile der drei Ersten. Pompejus allein fiel durch die klüger gebrauchte Macht Cäsars. Als Cäsar den Kampf um den Preis der Diktatur über eine beinahe fünfhundertjährige Republik vom heiligen Gränzfluß Rubiko aus begann, hatte er zu seinem Vortheile allerdings siegreiche Legionen, ein Feldherrntalent, durch seine Schulden Popularität bei'm Plebs; aber gegen ihn stand sein Mangel an Geld, woran sein Gegner Pompejus Ueberfluß hatte, und gegen ihn war beinahe die ganze Aristokrazie, also die faktische Regirung von Rom, und diese Aristokrazie konnte mit ihren Schäzen, mit ihren Armeen, mit ihren moralischen, auf das Volk wirkenden Kräften doch gewiß ein

riesiger Feind genannt werden und sein. Solche Feinde hatte der rüstige Mazedonier nicht. Cäsar wußte wohl, welche Kraft ihm gegenüber stand. Sein erstes war, das niedere Volk auf seine Seite zu bringen. Diesen Zweck erreichte er durch die Feinde des Pompejus in Rom. Die zweite Tendenz lag in der Schnelligkeit seiner militärischen Operazionen und seiner Umsicht in der Benüzung des Augenblicks. Kurz Cäsar siegte über ein auf seine Freiheit stolzes, aber durch materielle Interessen in Partheien zerrissenes, durch militärische Taktik berühmtes, an der Seite eines durch Triumpfe verherrlichten Feldherrn Pompejus moralisch erstarktes, kluges und kräftiges Volk mit dem einfachen, aber sicher Erfolg habenden Mittel der von den niederen Volksklassen erworbenen Popularität, mit ausserordentlichem Feldherrntalent und durch gallische Siege erprobten neuen Taktik, mit schnell erdachten und eben so schnell ausgeführten Planen; und er behauptete seinen Sieg durch thätige Begünstigung der Kleinen und Austheilung von Schmeicheleien an die verweichlichten Großen. Ihn konnte nur eine profane Verschwörung von seinem segenreichen Diktatorstuhle reißen, und ein fein betrogenes Volk an seinen unklugen Mördern rächen.

Das war Cäsar. Wie verschieden von Alexander! Nur einigermassen ähnlich, in so ferne es eine Aehnlichkeit in den moralischen Verhältnißen der Griechen und Römer gab. Nicht aber in den Schlamm der Ausschweifungen stürzte sich der größte der Römer. Ihn konnten nur meuchelmörderische Dolche aus der Welt räumen, wo er nicht allein kein Anstoß; sondern vielmehr ein nüzlicher Genius seines Vaterlandes gewesen ist. Daß er seine Zeit gut erkannte, daß er wohl wußte, es sei den hochstrebenden Aristokraten auf dem Wege ihrer gränzenlosen Wünsche ein Haupt nöthig, beweiset das Triumvirat und die Alleinherrschaft des Augustus nach ihm. Rom fiel. Sein Sturz wurde beschleunigt durch die sinkende Moral und die in's

morsche Gebäude der römischen Herrschaft stürzenden Teutschen. Die Barbarei siegte über die absterbende Weltherrscherin.

Da kam Karl der Große. Die Völker, welche er unter seine Alleinherrschaft zu bringen hatte, waren weder Griechen noch Römer. Ein auf der niedrigsten Stufe des Wissens stehendes Geschlecht. Hier bedurfte es keiner Cäsarischen Taktik, keiner mazedonischen Phalanxe. Die größere Masse, oder die rohe moralische Kraft siegte. Ein religiöses Schwanken zwischen Aberglauben und Unglauben, ein beständiges Zittern der Gemüther in Beziehung auf das Festhalten am Alten und der Erfassung des Neuen gab die Völker dem äußeren Eindrucke der christlichen Diktatur des Pabstes oder der weltlichen Politik des Königs Preis. Ein Volk, das an blossen Formen hängt, ist wie das Kind, welches von bekannten Spielsachen geleitet wird. Wer ihm diese läßt, kann auch das Kind leicht in seine Gewalt bekommen. Karl der Große befolgte eine ähnliche Politik. Er ließ den Nazionen ihre Sitten und Gesetze, und während er auf der einen Seite denselben Konzessionen gab, befestigte er das Eindringen des Christenthums in seine Länder. Im Grunde hatte Karl der Große durchaus keine Aufopferung nöthig, seine Eroberungszwecke zu erreichen. Durch die Reichstage schmeichelte er seinen Großen, durch Verleihungen von eroberten Provinzen dem Pabste. Das Lehenwesen verpflichtete ihm die weltlichen, das Exarchat und die Dotazionen an Kirchen die geistlichen Waffen. Die niedere Volksklasse schmachtete unter dem Druck einer rohen Leibeigenschaft; die höhere unter dem des glänzenden Vasallenwesens. Beständige Kriege hielten die Großen über die richtige Erkenntniß der Volksinteressen im Zaum, und erschöpften die Kleinen. Der Glanz, der allenthalben von dem Haupte der majestätischen Gestalt Karls des Großen strahlte, überglänzte jeden ihm vielleicht gleichstehenden Geist. Das religiöse Gewand, welches er allen seinen Plänen lieh, flößte dem Volke Ehrfurcht ein, und leicht vergaß es die Ungerechtigkeiten des Eroberers.

Karl siegte über seine Zeit durch eiserne Konsequenz, durch päbstliche Verwandlung der ideellen Unge-

rechtigkeit in materielle Gerechtigkeit, durch weltlichen Glanz auf der einen, und geistlichen Einfluß auf der andern Seite. Ohne den Pabst wäre Karl nie der Große geworden, ohne Beihülfe der Hierarchie und des Vasallenwesens wäre er es nie geblieben. Uebrigens schuf Karl keine neue Politik. Was er that, wollte schon sein Vater thun. Er steht in dieser Beziehung an der Seite Alexanders. Pipin und Philipp haben für die Größe ihrer Söhne schon einen festen Grund gelegt. Alexander und Karl durften nur dort fortfahren, wo die Väter stehen geblieben waren. Cäsar aber mußte seinen ganzen politischen Bau selbst konstruiren. Groß waren alle drei. Karl aber immer noch der kleinste von ihnen, da er nicht so gewichtige Hindernisse zu bekämpfen hatte, wie seine Vorgänger. Würden jedoch mehrere Karl unmittelbar auf einander gefolgt sein, wie er; so hätte die Geschichte vielleicht andere Resultate der Volksbildung des Mittelalters aufzuweisen, als sie dieselbe jetzt zu zeigen im Stande ist.

§. 111.

Kaiser Karls hinterlassene Familie, Reichthümer und Testament.

Der Kaiser hinterließ als rechtmäßigen Erben nur einen Sohn, Ludwig, und einen Enkel, Bernard. Den Ersten hatte er schon bei Lebzeiten zum Erben seiner Universalmonarchie, mit Ausschluß von Italien eingesetzt; Italien aber für seinen Enkel Bernard bestimmt. Bajern wurde wahrscheinlich bis zum Tode des Kaisers von Statthaltern in Regensburg verwaltet. Außer jener eheligen Nachkommenschaft aber hinterließ der Kaiser eine Menge außerehlicher Kinder sammt ihren Müttern, die in seinen Residenzen bisher gewohnt und den üppigsten Wandel getrieben hatten. Ludwig der Fromme fand daher, als er nach Aachen und Worms kam, eine ziemliche Verwandtschaft von ehelichen Schwestern und außerehelichen Brüdern und Schwestern. Die Brüder hatten früher vertraulich mit ihm an einem Tische gegessen;

jetzt ließ er manche derselben in Klöster sperren. Die Schwestern, ohne Unterschied, erhielten Schlösser zum Aufenthalte angewiesen. Die Verfügungen des väterlichen Testaments setzte er sogleich in Vollzug. Nach denselben wurde der große Hausschaz in drei Theile getheilt. Er bestand aus Gold, Silber in Massa, Schmuck, Edelsteinen und baarem Geld. Einen Theil erhielt seine zahlreiche Nachkommenschaft, dann seine Diener. Zwei Theile fielen an die Erzbischöfe und Bischöfe. Besondere Legate in Beziehung auf Gegenstände, die einen außerordentlichen Werth hatten, waren zu Gunsten des römischen Stuhls gemacht. Eine große Anzahl von kaiserlichen Villen fiel an seine natürlichen Kinder. So viel als möglich wurde zu gleichen Theilen vertheilt. Gegen hundert aus den geistlichen und weltlichen Grossen des Reiches inventirten das Vermögen und nahmen gewissenhaft die angeordneten Theilungen vor. Unter ihnen befanden sich der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Regensburg, beide als kaiserliche Missen. Nebenbei mehrere Adelige des Vaterlandes. An der Spitze der Testamentsexekutoren stand der sechs und dreißigjährige Nachfolger Karls des Grossen, Ludwig. Genau wurde das Testament exequirt.

§. 112.

Rückblick auf das zwölfte Kapitel.

Seit wir geschichtliche Ereignisse über unser Vaterland kennen, haben wir noch keinen wichtigeren Moment gefunden, als die Regirungszeit Karls des Großen über unser Vaterland. Bajern sank zwar in Beziehung auf seine politische Wichtigkeit zur nicht viel bedeutenden Provinz des fränkischen Reiches herab; aber selbst als Theil eines sich hebenden Ganzen wurde es auf gleiche Art gehoben. Karl that viel Gutes in unserem Vaterlande. Er befestigte das Institut des Christenthums, und steuerte somit den rohen Lastern der heidnischen Religion. Er gab unserem Vaterlande einen gewissen Glanz nach Außen. Er verbesserte die Gesetze und schützte die Gerechtigkeit. Auf seinen Wink erstand eine zweckmäßigere Einrichtung des Heerbannes

und der Vertheidigung der Landesgränzen. Er erweiterte Bajern bis tief nach Ungarn. Auf seinen Befehl erstanden Schulen und wissenschaftliche Lehrstühle. Nach seinem Willen wurde die Form des Christenthums wenigstens einigermassen verfeinert; die Sitten und der Lebenswandel der Geistlichen geläutert, Handel und Wandel durch die ungehinderte Kommunikazion mit den andern Provinzen seiner Monarchie befördert, und der spätesten Nachwelt selbst durch großartige Fehler Winke zu grossen Planen gegeben. Freilich, und wir bekennen es offen, war Karl der Große weniger bekümmert um das materielle Glück seiner Völker in der Zukunft, als in der Gegenwart. Dadurch, daß er nur seine persönliche Größe im Auge hatte, und daher die feinere Politik des Pabstes auch nur zu seinem Vortheil begünstigte, gab er den hierarchischen Bestrebungen des römischen Stuhles einen großen Vorschub. Mit dem Pabste hoben sich die Bischöfe und Aebte. Weniger die niedere Geistlichkeit. Doch viele Fehler wiegen bei Weitem nicht das Gute auf, welches Karl seiner Zeit gethan hat.

Dreizehntes Kapitel.

Ludwig der Fromme und seine Söhne.

Wer kräftig nicht die Zügel hält,
Der schleichet machtlos durch die Welt.

§. 113.

Ludwig des Frommen Abstammung, Familie und Charakter.

Ludwig, der mit Hildegard von Schwaben ehlich erzeugte Sohn Karls des Großen, ward im Jahre 778 geboren. Zum Mitregenten des südlichen Frankenreiches und der spanischen Mark wurde er von seinem Vater ernannt im Jahre 806 auf dem Reichstag zu Diedenhof. Nach dem Tode seiner beiden älteren Brüder Karl und Pipin 811 und 810 wurde er zum Mitregenten und Nachfolger der ganzen fränkischen Monarchie mit Ausschluß von Italien von seinem Vater ernannt im Jahre 813, und bestieg den durch den Tod Karls des Großen erledigten Thron am 26. Jäner 814; ernannte in demselben Jahre seinen Sohn Lothar zum König von Bajern, und als dieser 817 abtrat, zur gleichen Würde seinen Sohn, Ludwig II. oder den teutschen, für welchen er jedoch die Regirung als väterlicher Vormund bis zum Jahre 828 durch kaiserliche Missen führte. Von seinen Söhnen auf die abscheulichste Art bekriegt und mißhandelt; gefangen, abgesetzt und wieder erhöht; wieder gefangen, abgesetzt und restituirt, starb er als ein schwacher und für den fränkischen Thron durchaus untüchtiger Monarch auf der Rheininsel unterhalb Mainz den 20. Juni 840 im drei und sechzigsten Jahre seines harmvollen Lebens, als ein warnendes Beispiel für schwache Regenten und zu milde Familienväter.

Ludwig hatte zwei Gemalinen. Die erste hieß Irmengard, die zweite Judith, und war die Tochter des Grafen Ethiko, aus dem welfischen Geschlechte in Bajern, welches auch von Gleichzeitigen ein herzogliches Geschlecht genannt wird. Der Ausdruck „ex nobilissima gente“ möchte allerdings auf den agilolfingischen Stamm hinweisen. Mit der ersten Gemalin, Irmengard, erzeugte der Kaiser drei Söhne und eben so viele Töchter. Der älteste von den Söhnen hieß Lothar. Derselbe wurde zuerst König von Bajern, dann nach dem Tode Bernards, König von Italien und Kaiser. Er starb im Jahre 855. Der zweite Sohn Ludwigs des Frommen war Pipin, König von Aquitanien; der dritte und jüngste Ludwig II. oder der Teutsche. Dieser ist es, welcher über Bajern und Teutschland regirte, und der daher die wichtigsten Momente in der Geschichte unsers Vaterlandes während dieser Epoche bildet. Er starb am 28. August 876 in Frankfurt am Main, und wurde in's Kloster Lauresheim begraben. Ludwigs des Frommen Töchter von seiner ersten Gemalin hießen Alpaida, Hildegard und Gisela. Alle drei wurden an Grafen verheurathet. Mit der zweiten Gemalin, Judith, erzeugte Ludwig einen Sohn, Karl, der später der Kahle genannt wurde. —

Ludwig, der Fromme, besser der Schwache genannt, war seinem Vater, Karl dem Großen, in Beziehung auf die Eigenschaften des Geistes durchaus unähnlich. Hang zum Jähzorn, in den jüngern Jahren sogar zur Grausamkeit waren die Folgen seines schwachen Geistes. So schnell er eine rechtswidrige Handlung übte, eben so schnell bereute er sie. Als Privatmann würde er des Guten so Manches geleistet haben können. Als Kaiser nach Karl dem Großen war er der unglückliche Stein des Anstoßes nicht allein seiner Völker, sondern sogar seiner Kinder. Karl der Große war Herr seiner Zeit, aber Ludwigs des Frommen Herr war die Zeit selbst. Eines hatte er mit seinem Vater gemein. Er unterstützte die heranwachsende Macht der Hierarchie; aber nicht zu einem großen Zwecke, wie sein Vater; sondern in dem frommen Glauben, er thue seinem eigenen Seelenheile etwas Gutes. Auf der andern

Seite griff er wieder in die Rechte des Klerus, so zwar, daß Jedermann die Inkonsequenz seines Charakters auffallend sehen mußte. Sein Leben war ein beständiges Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Ernst und Scherz. Was der große Karl gebaut hatte, fiel durch die Schwäche Ludwigs halb wieder in Trümmer.

§. 114.

Ludwig des Frommen Regirungsantritt und Theilung der fränkischen Monarchie.

Im sechs und dreißigsten Jahre, also in der kräftigsten Blüthe seines Lebens bestieg Ludwig seines großen Vaters hinterlassenen Thron. Die Aufgabe, die ihm bei seiner Thronbesteigung die Verhältniße der Zeit setzten, war groß und ihre Lösung höchst schwierig. Die fränkische Monarchie bestand aus dem heutigen Frankenreiche und einem Theile von Spanien, aus Italien, Bajern, Oesterreich, halb Ungarn, dem südlichen und nördlichen Teutschland zwischen dem Rhein, der Donau und Elbe. Die Völker, die diese Ländermassen bewohnten, hatten zum Theil verschiedene Rechte, Sitten und Gewohnheiten. Die katholische Religion war bei den meisten noch nicht zur religiösen Reife gestiegen. Man hieng an der Form, und diese richtete sich in Beziehung auf ihre Feinheit nach den Verhältnißen der Verstandesreife der einzelnen Stämme. Das Interesse der weltlichen und geistlichen Großen nach Glanz und Vermögen zerriß das heilige Band der Vaterlandsliebe. Diesem Interesse, wenn es nicht zum Untergange des Ganzen führen sollte, mußte ein Damm vorgebaut werden, und dieser Damm mußte sich gründen auf die Klugheit, Charakterkraft und Konsequenz des Herrschers. Der Nachfolger des großen Karls besaß aber diese Herrschertugenden nicht. Statt die verschiedenen Theile mit kräftiger Hand zu einem Ganzen zusammen zu halten, hat er sie getrennt. Statt die jungen Völker mit auswärtigen Kriegen zu beschäftigen, und dadurch dem Partheigeiste im Innern

die Nahrung zu nehmen, war er vielmehr der Erste, der die inneren Unruhen erregte. Er sollte mit eiserner Kraft handeln, und er war und wurde von Tag zu Tag schwächer. Er sollte vereinen, und er trennte; schaffen, und er zerstörte. —

Als Kaiser Karl starb, befand sich Ludwig in Aquitanien auf einem Reichstage. Sogleich eilte er auf die betrübende Nachricht nach Orleans, unterhandelte dort mit dem Staatsminister Wala, welcher in den letzten Jahren des Kaisers die Regirung eigentlich geführt hatte, und kam, als die Unterhandlungen ein günstiges Resultat erzweckten, nach Aachen, um von den daselbst versammelten Franken den Huldigungseid sich schwören zu lassen. Das geschah, und der Regirungsantritt des neuen Kaisers ward in allen Theilen des Reiches proklamirt. Ueberall kam man zusammen, und schwur Treue und Gehorsam dem Kaiser. Die Huldigungsfeierlichkeiten wurden in den Provinzen von besonderen königlichen Missen angeordnet. Die ersten Handlungen des neuen Kaisers waren die Eröffnung des väterlichen Testamentes, die Inventarisazion und Vertheilung der Erbgegenstände, dann die Vertreibung seiner zahlreichen natürlichen Schwestern und sauberen Stiefmütter.

Alles dieses geschah während des Monats Februar. Erst auf den August berief er einen Reichstag. Da derselbe der erste unter seiner Regirung war; so erschienen die dazu berechtigten Mitglieder sehr zahlreich. Fühlend die Schwierigkeit der Regirung über die Universalmonarchie seines Vaters, wollte er, wie Karl der Große, die Verwaltung der Provinzen seinen Söhnen übertragen, und die Oberherrlichkeit selbst über sie handhaben. Dadurch glaubte er zum Beßten des Ganzen und Einzelnen Ersprißliches zu leisten. Den Plan einer Theilung des Reichs und die Gründe legte er demnach der Versammlung vor. Die Reichsstände stimmten dem Monarchen bei, und die Theilung ward in folgender Art beschloßen. Der älteste Sohn des Kaisers, Lothar, erhielt die alten und neu eroberten Provinzen unseres Vaterlandes unter dem Titel eines Königs von Bajern. Der zweitgeborne, Pipin, ward König von Aquitanien und der spanischen Mark. Den noch unmündigen Ludwig

behielt der Kaiser bei sich. Außerdem ließ derselbe seinen Neffen Bernard im Besitze von Italien, welches Land ihm schon Karl der Große eingeräumt hatte. Die erfolgte Theilung geschah in der Art, daß den neuen Herrschern aufgetragen wurde, Nichts Großes ohne die väterliche Erlaubniß zu unternehmen. Die Absicht des Kaisers war gut; aber der Erfolg seines Unternehmens schlecht.

§. 115.

Lothar, König von Bajern. 814 bis 817.

Lothar nahm nach seiner Ernennung zum König von Bajern seine Residenz in Regensburg. Sein erstes Geschäft war, die östlichen Gränzen seines Königreiches gegen die Einfälle der Avaren und Slaven so viel als möglich zu schüzen. Zu dem Ende setzte er in die schon errichteten östlichen und nördlichen Marken die Markgrafen Albeger, Helmuin, Babo und Gerold. Ihnen zur Seite stand eine stets schlagfertige Miliz, und nicht selten hatten sie schon jetzt Gelegenheit, ihre Pflichten im Kampfe gegen die räuberischen Schwärme zu erproben. Während der kurzen Zeit seiner Regirung ist nichts Merkwürdiges weiter bekannt. Im Juni des Jahres 817 rief ihn sein Vater nach Aachen, um ihm die Mitregentschaft des Reiches vor den versammelten weltlichen und geistlichen Großen feierlich zu übergeben. Er that also hier, was Karl der Große mit ihm selbst 813 gethan hatte. Nebenbei erklärte er seinen unmündigen Sohn Ludwig an die Stelle Lothars zum König von Bajern.

§. 116.

Vormundschaftliche Regirung über Bajern.

Ludwig, der auf der Reichsversammlung in Aachen von seinem Vater neu ernannte König der Bajern, war bei seiner Ernennung zehn Jahre alt, demnach unfähig, den bajoarischen Szepter selbst zu erfassen, und dies um so mehr, als der Kai-

ser die Gränzen unseres Vaterlandes damals auch über Böhmen und Mähren und einen Theil des Nordgaues ausgedehnt hatte. Somit blieb der unmündige König beim Vater in Worms und Aachen, und Bajern wurde, wie früher unter Karl, von königlichen Missen in Regensburg verwaltet. Solche waren die Bischöfe von Regensburg und Salzburg, dann der Markgraf Hatto, welcher jedoch die höchste Authorität nach dem Könige in sich vereinigte. Alle oberste Regirung wurde aber von der kaiserlichen Residenz aus geführt. Die Vormundschaft dauerte bis zum Jahre 828.

§. 117.

Politische Ereigniße während Ludwig II. Minderjährigkeit in und außer unserem Vaterlande.

Bisher waren die Verhältniße zwischen Ludwig dem Frommen und seinem Neffen Bernard, König von Italien, immer friedlich. Auf den Wunsch des Oheims war der junge König sogar nach Rom gezogen, und hatte dort Streitigkeiten zwischen den Römern und dem Pabste geschlichtet. Nach Leo's Tod bestieg Stephan IV. den heiligen Stuhl, und dieser erklärte, nach Franken reisen, und Ludwig den Frommen krönen zu wollen. Bernard selbst begleitet den Pabst nach Rheims, wo er mit ansieht, wie der fromme Ludwig sich dreimal ausgestreckt vor den heiligen Vater wirft, um dem Apostelfürsten seine kaiserliche Demuth zu zollen. In der Domkirche zu Rheims wird darauf Ludwig vom Pabste feierlich gekrönt und zum weströmischen Kaiser gesalbt.

Das Alles erregte die Unzufriedenheit des Königs von Italien nicht. Als aber im Jahre 817 der Kaiser den Lothar zum Mitregenten und somit zum Nachfolger in der kaiserlichen Würde ernannte; da meinte Bernard, eine solche Ernennung sei ein rechtswidriger Eingriff in seine Ansprüche. Bernard war König von Italien und der Sohn Karls. Karl aber war ein Sohn Karls des Großen gewesen. Als König von Italien glaubte er schon ein natürliches Recht zu haben, die Kaiser-

krone ansprechen zu dürfen, da dieselbe sich zunächst auf Italien bezöge. Als Enkel Karls des Großen meinte er jedoch wenigstens eben so viel Recht auf die kaiserliche Erbwürde zu besitzen, wie Lothar, der auch nichts weiter, als Karls des Großen Enkel gewesen ist. Aus diesen doppelten Ansprüchen glaubte er sein Recht auf die Kaiserkrone besser begründet zu haben, wie Lothar. Er mußte daher zur Behauptung desselben thätig einschreiten. Anfangs geschah dieses Einschreiten bedingt, später unbedingt. Lothar stand nehmlich wie Pipin und Ludwig, überhaupt, wie alle fränkischen Provinzen, im Verbande mit dem Kaiser. Jeder Nebenregent war zuletzt abhängig von dem gemeinschaftlichen obersten Monarchen, als dem allgemeinen Lehensherrn. Diese Abhängigkeit sprach sich besonders durch die Pflicht, beim allgemeinen Reichstage zu erscheinen, aus. Bernard sagte sich nun zunächst von dieser Abhängigkeit los, und betrachtete sein Königreich als ein unabhängiges Erbgut von Karl dem Großen. Da er jedoch voraussehen konnte, daß der Kaiser ein solches Betragen nicht gleichgültig aufnehmen werde; so bot er den Heerbann in seinem Lande auf, und besetzte die Gränzen Italiens gegen Franken hin. Ludwig aber, noch zu jung und daher zu kräftig, empört sich über ein solches Betragen und fordert alle Franken auf, den kühnen Pflichtvergessenen zu züchtigen. An Bernard erfolgte inzwischen die Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade dem Oheim zu ergeben. So kühn der Italiener in Entwerfung und Beginn seines Planes zur Empörung war; so feig war er jetzt in der Ausführung desselben. Vielleicht, und nicht unwahrscheinlich, hatte der Pabst seine Schritte mißbilligt, und seine eigenen Völker mit den sogenannten rechtswidrigen Versuchen sich unzufrieden gezeigt. Kurz Bernard ergab sich an Ludwig den Frommen. Dieser stellte ihn vor die Versammlung der Großen seines Reiches, und befahl über den Empörer zu urtheilen. Das geschah. Die ganze Versammlung, welche jedoch nur aus Franken bestand, sprach die Todesstrafe über den erschrockenen Bernard aus. Wohl mochte schon jetzt an dieser grausamen Verurtheilung der rohe Charakter Lothars Schuld tragen. Jedoch änderte der mehr

erbarmende Kaiser Ludwig die Todesstrafe in die gräßliche Strafe der Blendung um.

Das that Ludwig der Fromme an seinem Neffen. Bernard verlor das Augenlicht und durch die fürchterlichsten Schmerzen dieser Operazion nach drei Tagen sein Leben. Der fromme Ludwig hat später manche Thräne der Zerknirschung über diese empörende That geweint, und dadurch nur zu sehr bewiesen, wie schwach und unüberlegt grausam er sein konnte. Was Ludwig an Bernard that, haben seine Söhne in anderer Art an ihm gethan. Nach dem grausamen Morde des italienischen Königs erhielt Lothar den erledigten Thron der Longobarden. In unserem Vaterlande jedoch regirten fortan die Markgrafen mit verdoppelter Umsicht auf die Verhältnisse nach Außen. Die Slaven hatten in Massen sich gegen die östlichen Gränzen von Bajern gewendet und selbst in Verbindung der aufrührerischen Steirer und Kärntner in Italien einzufallen gedroht. Es wurde demnach ein Reichstag in Ingelheim gehalten, und beschlossen, den großen Heerbann gegen die furchtbaren Schwärme der östlichen Nachbaren des Frankenreiches aufzubieten.

Im Sommer des Jahres 819 begann der slavische Krieg. Von zwei Seiten der fränkischen Monarchie begannen die Kämpfe. Aber im ersten Jahre erfolgte für die fränkischen Heere kein Sieg. In den bajerischen und allmannischen Schaaren war eine Pest ausgebrochen, welche manchen kriegerischen Erfolg hinderte. Der Kampf dauerte fünf Jahre. Das endliche Resultat desselben war ein namhafter Verlust eines Theils von Pannonien. Der Krieg war schon mit Ermattung deswegen geführt worden, weil häufige Empörungen im Innern des Reiches ausgebrochen, die kriegerische Kraft der Regirung in Anspruch genommen hatten. Zudem war im Lande eine Theurung entstanden, welche neben der Unbeholfenheit des Kaisers die Erbitterung der Landestheile nur vermehrte. Außerdem hatten auch die Normänner Einfälle vom Norden des Reiches aus gemacht, und es war nicht abzusehen, wie der fromme Ludwig diesen allseitigen Feinden Widerstand zu leisten vermögen könne.

Neben einer gänzlichen Abgestumpftheit in der Regirung bewies der Kaiser auch zugleich eine jämmerliche Erniedrigung seiner Würde. Er that öffentlich Buße, trug härene Kleider, und auf der andern Seite glaubte er dem allgemeinen Besten einen vorzüglichen Dienst zu thun, wenn er die reichen Klöster aufforderte, ihre Kostbarkeiten insgesammt auf den Altar der Barmherzigkeit zu legen.

So standen die Sachen, als der Bulgarenchan, Ortomag, Gesandte nach Worms schickte, um seine Verbindung mit dem fränkischen Kaiser zu bezwecken. Bald darauf erschienen von dem Stamme der Obotriten ebenfalls Gesandte, um den Kaiser aufzufordern, ihnen von Pannonien aus gegen die Bulgaren Hilfe zu leisten. Um die Zwistigkeiten zwischen den beiden Völkern auszugleichen, rief der Kaiser eine Reichsversammlung nach Aachen, und lud dahin auch die Gesandten der Bulgaren und Obotriten. Die Letzteren kamen, die Ersteren nicht. Warum diese, die doch freiwillig eine Gesandtschaft, und wie sie sagten, nur des friedlichen Interesses wegen, früher geschickt hatten, nicht erschienen sind, beantwortete der Bulgarenkrieg.

Im Jahre 827 stürmten unzählige Massen von Bulgaren, Slaven, Avaren und sonstigen Stämmen asiatisch-nördlicher Barbarei aus Ost gegen Pannonien herauf. Entsetzen wüthete allenthalben. Nichts leistete den gefürchteten Türken Widerstand. Die Bulgaren hatten ja doch nur Gesandte geschickt, um die fränkische Schwäche in der Nähe beurtheilen, und ihre Kriegsmacht desto geheimer, aber kräftiger während der Zeit entwickeln zu können. Alle Ostmarken bis zur Ens herauf wurden von den kriegerischen Schaaren in Besitz genommen. Selbst Steiermark und Kärnten, welche Provinzen Lothar erst beruhigt hatte, konnten dem Feuer und Schwerte der Wüthenden keinen Einhalt thun. Alles wurde verheert, und auf dem kahlen Boden schlug der fürchterliche Haufe seine Wohnsitze auf. Alle Markgrafen waren geflohen, und nun gabs keine Vertheidiger gegen die wilden Stämme mehr. Da wurde Ludwig II. großjährig.

§. 118.

Kirchlicher Zustand in Bajern während Ludwigs II. Minderjährigkeit.

Daß der fromme Ludwig für die Kirche seiner Monarchie ganz besonders Sorge tragen werde, hoffte man von jener Zeit an, als er in Rheims dem Pabste dreimal zu Füßen gefallen war. Die Erzbischöfe und Bischöfe erwarteten von dem frommen Sohne Erweiterung ihrer Macht; der Pabst Erweiterung seines Einflußes auf die weltlichen Dinge. Wäre Ludwig wirklich so klug gewesen, wie er fromm und schwach war; so hätten ernstere Verfügungen in Beziehung auf das Kirchenwesen in Bajern sowol, wie in anderen fränkischen Provinzen, folgen müssen, als deren wirklich gefolgt sind. Wir haben oben schon gehört, daß Karl der Große seinen Erzbischöfen und Bischöfen oft das Amt eines weltlichen Thronkommissärs übertragen hat. Das that auch Ludwig der Fromme. Arno und Adalwein waren solche kaiserliche Kommissäre. Der Erstere war 817 in Regensburg gestorben, und ihm folgte in der geistlichen wie in der weltlichen Würde Baturich. Diese Kommissäre nun hatten dem Kaiser Bericht erstattet über die Nothwendigkeit einer besseren Organisirung der Klöster. Zu diesem Behuf rief Ludwig die Vorstände der Monasterien nach Aachen, um dort das in jenem Betreff Nöthige zu berathen. Wir wissen aus jenen Berathungen, daß die Klöster in drei Theile getheilt wurden. Die Ersten gaben dem Staat Steuern und leisteten durch ihre Leute Kriegsdienste; die Zweiten gaben Steuern allein; die Dritten und Aermsten mußten für den Kaiser beten. Metten, Mosburg, Wessobrun und Bergen hatten in Bajern das Betamt; Altaich, Weltenburg, Kremsmünster, Mattsee und Benediktbeuern beteten nicht, sondern zahlten; Monsee aber und Tegernsee mußten als die reichsten Klöster des Landes zahlen und zugleich Soldaten liefern.

Ob Ludwig noch außerdem Etwas zum sogenannten Besten der Landeskirche während der Minderjährigkeit seines Sohnes geleistet hat, wissen wir nicht. Es lag im Grunde auch nicht so sehr an dem Kaiser, es zu thun, als viel-

mehr an den Bischöfen selbst. Die ganze Einrichtung der Kirche war schon von der Art, daß alles, was zum Frommen und Nuzen der Seelen gewesen ist, von den bischöflichen Synoden berathen und exequirt werden konnte, ohne dabei die oberherrliche Zustimmung des Kaisers nöthig zu haben. Arno hatte schon 799 eine solche Synode gehalten. Derselbe Erzbischof starb 821, und ihm folgte in der bischöflichen Würde Amilonius, in der weltlichen als kaiserlicher Kommissär, Hitto, Bischof von Freising.

§. 119.

Vermählung Kaiser Ludwigs mit einer Tochter unsers Vaterlandes.

Nach und nach verstummte die Geschichte auch über die großadeligen Geschlechter unseres Vaterlandes. Sie verloren sich im Strome der Ereigniße, im Strome der wachsenden Frankenmacht. Nur hie und da taucht aus dem historischen Meere ein Sternchen herauf, und läßt uns düster umkränzte Schatten alter Stammbäume erblicken. —

Irmengard, des Kaisers fromme Gefährtin war nicht mehr. Gerne trauerte Ludwig um sie; aber Wittwer zu bleiben, rieth ihm weder sein Hofmann, noch er sich selbst. Da hörte der ein und vierzigjährige Monarch von der Schönheit der bajerischen Grafentochter Judith. Ihr Vater hieß Ethiko und war Herr am Lechrain und Ammergau vieler Schlößer und Gehöfte. Er stammte aus dem edelsten Geschlechte bajerischer Großen und war nahe verwandt mit dem Kaiser. Er sproßte von den Agilolfingern und sein Vater war vielleicht ein Sohn des Herzogs Grimoald von Freising. Judith wird von den Geschichtschreibern ihres künftigen Gemales Nichte genannt. Ihre Mutter hieß Hegelwich, und war die Tochter Brunnos, eines angelsäxischen Fürsten, und Schwester Herzogs Ekbert von Saxen. Der väterliche Ernst und die mütterliche Milde hatten die geliebte Tochter zur würdigen Verwandten Theodelindens erzogen. Da warb der Kaiser im Mai des

Jahres 819 um ihre Hand. Wer wollte ein liebes Kind dem frommen Ludwig versagen? Alles wurde aufgeboten, den Brautschaz so köstlich, als möglich, einzurichten. Beide Eltern begleiteten im folgenden Monate die bräutliche Tochter nach Aachen und in der Marienkirche über dem Grabe des großen Karls gieng die feierliche Trauung vor sich. Freilich war sie ein Anstoß für die kanonischen Sazungen über die Ehe; denn bis zum siebenten Grade durften sich Verwandte nicht ehlichen, und Judiths zweite Urgroßmutter war doch Karl Martells Schwester, Pilitrude, Grimoalds zweite Gemalin. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß die päbstliche Dispense über diese Ehe erfolgt sei. Die neuen Gatten liebten sich auf's Innigste, und nach vier Jahren gebar Judith ihrem Gemal einen Sohn, Karl, später der Kahle genannt.

§. 120.

Ludwig II. wird großjährig und kommt nach Bajern.

Der von allen Seiten des östlichen Reiches heranstürmende Einfall der Bulgaren, Slaven und Avaren hatte Ludwig dem Frommen viel Kummer verursacht. Es war bei dem zu heftigen Andrange wohl nicht abzusehen, wie man den wüthigen Massen bei ohnehin schon entstandenen inneren Unruhen Widerstand zu leisten vermöge. Der Heerbann wurde jedoch allenthalben aufgeboten.

Es war im Mai 828, als der König von Bajern, dessen Land bisher von väterlicher Vormundschaft regirt worden war, großjährig in die Rechte eines Vasallenkönigs, in der That aber eines unabhängigen Regenten eintrat, nach Regensburg ging, und sich an die Spitze seiner Heere stellte. Den kräftigen König begleitete die junge, liebenswürdige Gemalin Hemma, welche, wie ihr Gatte, von gleicher Seelengröße und Charakterstärke war. Ludwig heißt von dieser Zeit an von Gottes Gnaden König der Bajern. Das ist der Anfang aller Urkunden, welche von ihm ausgegangen sind. Der König wohnte in dem agilolfingischen Palaste, der noch von dem Rö-

mer gebaut worden war, in Regensburg. Vom Jahre 825 zählte er seine Regirungsjahre, weil in demselben die bajerischen Stände ihm gehuldigt hatten. Wegen jetzt erst erfolgter gesetzlicher Volljährigkeit aber trat er die Regirung 828 im Mai an.

Sein Erstes war die Einrichtung seines Hofes. Er ernannte demnach den Timo zum Pfalzgrafen, oder zum Oberaufseher des königlichen Palastes, und zugleich zum Hofrichter; den Abt von Niederaltaich aber, Gozbald mit Namen, zum Kanzler und Hofpriester. Hierauf ergingen Befehle an alle Grossen und reichen Klöster mit dem Inhalt, alle möglichen Mittel aufzubieten, bei den an der östlichen Gränze so sehr drohenden Umständen den Heerbann höchst vollzählig zu organisiren. Das geschah, und schon im Juni stand der neue König an der Spitze namhafter Schlachthaufen, um den Krieg zu beginnen.

§. 121.

Der Bulgarenkrieg.

Als der König die einzelnen Heeresmassen konzentrirt hatte, theilte er das Ganze in drei Schlachthaufen, deren einer von Friaul, der andere vom mittleren Laufe des Inns, der dritte von der Ens aus gegen die Feinde ziehen sollte. Der König befehligte den Mittelpunkt des Ganzen. An der Sau traf man die bulgarischen Schwärme. Drei höchst blutige Schlachten nöthigten sie über diesen Fluß sich zurückzuziehen. Die verringerte bajerische Armee aber blieb an den Ufern des Flusses stehen und überwinterte, um im nächsten Frühjahre den Kampf um so kräftiger zu erneuen. Allein der größte Theil des noch stehen gebliebenenen Heeres hatte sich in seine Heimat begeben, wie es gewöhnlich beim Heerbann Folge der Pflicht eigener Verpflegung war. Als aber im nächsten Jahr der König neue Heeresmassen abschickte, um den Krieg zu vollenden, stürmten von allen Seiten die erbitterten Barbaren auf ihn ein. An der Drau und Sau wurde der blutigste Kampf geführt. Ringsum

war im Lande Alles verheert und ermordet. Die Folge war die grimmigste Erbitterung gegen solche Ungeheuer in menschlicher Form, und ihre endliche Besiegung. Die näheren Resultate hierüber verschweigt die Geschichte.

§. 122.

Erster Kampf der Söhne gegen ihren Vater.

Durch die Abwesenheit der drei ältesten Söhne von ihrem Vater erkaltete ihre Liebe zu ihm. Ganz andere Sorgen drängten sich in die Falten ihrer Seelen, als die, ihrem Vater pflichtmäßig zu gehorchen in Allem, was er anordne. Und er ordnete wahrlich wenig an. Dadurch, daß er sich wieder verehlichte, hatte er sich die Herzen seiner früheren Kinder noch mehr entfremdet. Ihre Erziehung war bei Weitem noch nicht vollendet, als der gütige Vater den brausenden Jünglingen schon Königreiche verlieh. Wohler fühlte sich der Kaiser in Aachen, die Kaiserin am Nähetisch und den kleinen Karl von seiner geliebten Judith auf dem Schoose, als im Kabinette seines ersten Ministers, Matafried, Grafen von Orleans. Alle wichtigen Staatsgeschäfte wurden durch diesen besorgt. Oftmals erinnerte die liebende Mutter den kaiserlichen Gemal an die Zukunft ihres Kleinen. Deine Söhne, sagte sie, haben alle deine Königreiche in ihrer Hand; nur dieser unser schuldloser Karl besitzt kein Fleckchen jener großen Monarchie, von der ihm doch auch rechtlicher Weise ein Theil gebührt. Oft wiederholte sie dem anklingenden väterlichen Herzen diese Rede, und wahrlich nicht umsonst.

Dem väterlichen Monarchen, dem liebenden Gatten erschien die Forderung der Mutter seines Kindes gerecht. Auch er wünschte für die Zukunft seines Karls so zu sorgen, wie es einem Kaiser und Vater angemessen wäre. Aber da sah er auf seine Monarchie. Alle Theile waren den ältern Söhnen schon feierlich zugesagt. Sie aus ihren Besitzungen zu verdrängen, hatte er kein Recht, und keiner derselben hatte ihm auch bisher Gelegenheit gegeben, mit ihm unzufrieden zu sein. Alle

kannten die Unabhängigkeit des Vaters und ihre Abhängigkeit an. Noch immer bildete Aachen und Worms den Mittelpunkt der verschiedenen Regirungen des Frankenreiches. Kaiser Ludwig war noch immer der oberste Repräsentant aller Staatsgewalt. Bei solchen Verhältnissen blieb dem Vater, um den liebenden Ansprüchen seiner Gemalin zu genügen, nichts Anderes übrig, als die Berufung eines Reichstages und auf demselben die Vortragung des Wunsches in der Form einer Bitte an seine Söhne. Dadurch glaubte er weiter zu reichen als durch unbedingte Forderungen. Hätte Ludwig freilich früher schon das menschliche Herz mit seinem Hange zur Herrschaft, selbst bei Hintansetzung wichtigerer Pflichten gekannt, er würde weder auf ewige Zeiten getheilt, noch jetzt um die Herausgabe eines Geschenkes gebeten haben, dessen Glanz schon zu tief mit der Natur seiner Besitzer verbunden war. Früher begangene, grobe Fehler ließen sich plözlich nicht wieder gut machen.

Der Reichstag wurde vom Kaiser festgesetzt auf den Oktober des Jahres 829. Boten verkündigten den drei Brüdern Pipin, Lothar und Ludwig die Wichtigkeit der Vorträge, die beabsichtigte Theilung des Reiches. In größter Eile begab sich Ludwig auf den wichtigen Reichstag nach Worms. Pipin und Lothar, eben so alle Großen des Reiches waren schon in der Stadt, und erwarteten nur den Kaiser von Aachen her. Ludwig kam, und ließ die Versammlung so feierlich als möglich eröffnen. Bei der ersten Sitzung nahm der Kaiser das Wort, wendete sich von seinem Throne an alle Anwesende und sprach: Jedermann von Euch weiß, daß der Sohn, den mir meine geliebte Judith geboren hat, mein sechsjähriger Karl, noch keinen väterlichen Erbtheil besitzt. Kurz und hinfällig ist des Menschen Leben. Auch ich kann sterben. Wenn ich aber todt bin, wer sorgt anständig für den kaiserlichen Prinzen? Es ist ja doch meine väterliche Pflicht, auch diesem meinem Sohne einen Erbtheil zu geben. Euch bitte ich, ihr älteren Söhne, euch, die der Vater schon so sehr bedacht hat, tretet euerm jüngsten Bruder von euern großen Ländern einen Theil ab, damit er über dieselben, wie

es einem kaiserlichen Prinzen geziemt, einst herrschen kann. Ihr erfüllet dadurch eine kindliche und eine brüderliche Pflicht.

Als der gerührte Kaiser geendet hatte, sprach Lothar: Allerdings gebührt dem Knaben auch ein Kindestheil; denn er ist aus gleichem väterlichen Blute, wie wir, entsproßen; und ich selbst, als der Aelteste von uns Brüdern, als der nächste Erbe auf die kaiserliche Krone, will den Knaben schüzen, und gegen alles Unrecht vertheidigen. Bestimme du selbst, mein kaiserlicher Vater, nur alsogleich, welches Land du deinem Sohne gegeben wissen willst! Da antwortet der Kaiser: Ich glaube meinen Söhnen nicht Unrecht zu thun, wenn ich ihrem kleinen Bruder Allmannien, Rhäzien und Burgund bestimme. —

Alle drei Länder lagen innerhalb der Landestheile Ludwigs und Pipins, und umfaßten einen großen Theil des heutigen Schwaben, Tyrols und der Schweiz. Sie waren höchst gesegnete und reiche Länder. Lothar, König von Italien und Reichsgehilfe des Vaters wußte schon voraus, daß die neu beabsichtete Theilung nicht auf seine Kosten geschehe, und stimmte daher der väterlichen Meinung anfangs gerne bei. Desto weniger aber Ludwig und Pipin, welche am Meisten dabei verlieren mußten. Sie schwiegen, und die weitere Verhandlung in Betreff des angeregten Gegenstandes mußte verschoben werden. Die Brüder begehrten vom Vater blos Zeit zur Ueberlegung. Gerne wurde sie ihnen zugestanden. Aufrichtig wollte keiner etwas abtreten; daher suchte sich jeder Zeit und Mittel, den väterlichen Anforderungen zu entgehen. Selbst Lothar schlug sich auf die Seite der Unzufriedenen, als er merkte, daß die beiden anderen Brüder die Theilung auch auf seine Kosten vor sich gehen lassen wollten. Lieber keine, als eine solche, wo er von seinem schönen Italien etwas zu verlieren Gefahr lief. Oftere Berathungen wurden von den Brüdern insgeheim gepflogen, und endlich unter ihnen beschlossen, nicht theilen zu lassen. Der Kaiser mußte sogar sehen, wie sein Staatskanzler, Matafried, auf die Seite seiner unzufriedeSöhne trat. Energische Mittel zur Durchsetzung seines Planes wollte und konnte er nicht gebrauchen; denn an ihm hieng seit

dem unglücklichen Ereigniß mit seinem Neffen Bernard das Volk weit weniger, als an seinen Söhnen.

Der Reichstag entledigte noch mehrere Gegenstände der inneren Verwaltung, beschloß dann einen Heerbann gegen die Normannen, welche an den nördlichen Küsten überall einbrachen, und ging endlich auseinander, nachdem die Gemüther mehr getrennt, als vereinigt waren. Da der Kaiser aber schon früher gemerkt hatte, wie sehr sein Kanzler Matafried gegen sein, und für das Interesse seiner älteren Söhne handle; so entließ er denselben und berief an seine Stelle den Verwalter der spanischen Mark, Herzog Bernard, einen Mann, der damals den Ruf des ersten Staatsmannes hatte. Alle höheren Aemter wurden ihm übertragen, und er war ohngefähr unter Ludwig so viel, als unter den Merovingern ein Major domus gewesen ist. Ein so kräftiger Minister konnte die Parthei der Söhne des Kaisers nur mehr erbittern. Da er zugleich Oberhofmeister der Kaiserin Judith war; so streute man allerlei verdächtige Sagen unter das Volk. Der Kanzler sei gegen das Interesse der Brüder, also auch ihrer Völker, und derselbe stehe sogar mit der Kaiserin in vertrautem Umgange. Solche und ähnliche Reden wurden geführt. Die Folge war, daß, weil die Brüder wußten, wie wenig der Vater, wie viel dagegen sein Minister regire, sie sich so unabhängig von Worms als möglich machten. Der König unseres Vaterlandes, Ludwig, nahm schon keine Befehle vom Kaiser mehr an; sondern schaltete und waltete in seinem Reiche, wie er wollte. Lothar und Pipin versuchten Gleiches.

So wuchs die Parthei der Unzufriedenen von Tag zu Tag mehr, und es war nicht abzusehen, wie sie wieder besänftigt werden könnten. In der Nähe des kaiserlichen Hofes, wo man die Dinge mit ansah, war der Heerd der Verschwörung. Im eigentlichen Franken kam die Unzufriedenheit zum Ausbruch. Allenthalben sprach man von der Allmacht des Ministers und der Ohnmacht des Kaisers. Der Herzog Bernard verletze nicht allein das Ehebett des machtlosen kaiserlichen Gatten, sondern er häufe Schande auf das Haupt des Monarchen, indem er

denselben leite, wie er wolle. Solche Nachrichten wurden von den Unzufriedenen in Paris in Form gebracht, und dem König von Aquitanien, Pipin, gesendet. Dieser meldete Alles dem König Ludwig uud dem König Lothar. Der Letztere war damals in Unteritalien mit den Normannen beschäftigt, und konnte deshalb zum weiteren Verfahren bei den empörten Brüdern nicht sogleich erscheinen. Er übergab jedoch seine vorläufige Zustimmung zu den etwaigen Beschlüssen der Brüder.

Pipin und Ludwig zogen daher im März des Jahres 830 Truppen zusammen, um gegen ihren Vater zu ziehen. Ihre Absichten waren, die Vertreibung der Minister, dann die Entthronung des Vaters und die Einsperrung der Kaiserin. Unter dem Gefolge Pipins befand sich auch der vertriebene Matafried, ein vorzüglicher Anhaltspunkt aller Unzufriedenen. Haß und Rache gegen das kaiserliche Ehepaar wühlten seit einem Jahre unablässig in seiner Brust. —

Plözlich hört der Vater von der offenen Empörung seiner Söhne. Vertrauend jedoch auf ihr Pflichtgefühl beschloß er mit denselben offen zu verhandeln, ihnen ihr bösliches Vorhaben vorzuhalten, und sie auf dem Wege der Güte wieder zum Gehorsam zurück zu bringen. Da er aber wußte, daß sein Minister Bernard der eigentliche Stein des Anstoßes war; so entließ er denselben, und der Herzog rettete sich durch die Flucht nach Spanien. Den zweiten Gegenstand einer schimpflichen und verläumderischen Anklage, seine Gemalin Judith, schickte der Kaiser zur Rettung einstweilen in's Kloster Laon. Nachdem so der beleidigte Monarch die hauptbetheiligten Personen in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, zog er dem Rebellen Pipin, der sich schon mit seinem Bruder Ludwig vereinigt hatte, entgegen. In Compiegne traf der unglückliche Kaiser die pflichtvergessenen Kinder. Das erste Wiedersehen war empörend. Die bittersten Vorwürfe wurden dem Vater gemacht. Er sei durchaus unfähig zur Regirung. Auch die Kaiserin mußte herbeigeschleppt werden. Die schmählichsten Vorwürfe wurden ihr gemacht; selbst mit dem Tode wurde ihr gedroht; und nur dadurch rettete sie sich von dem gräßlichen Verderben ihrer Stiefsöhne, daß sie versprach,

den Schleier nehmen zu wollen. Pipin wünschte durchaus die Entthronung des Vaters; aber ihm entgegen war das weichere Gefühl Ludwigs. Endlich wurde beschlossen, die Kaiserin sammt ihren beiden Brüdern Rudolf und Konrad in Klöster zu schicken, den abwesenden Herzog Bernard zum Tode zu verurtheilen, und seinem schuldlosen Bruder Heribert die Augen auszustechen, dann den Kaiser gleichsam unter die Vormundschaft des ältern Bruders Lothar zu stellen. Annoch sollten dem Monarchen Mönche beigegeben werden, die die Pflicht hätten, dem Kaiser die Sehnsucht nach dem Klosterleben beizubringen. Als das Beschlossene ausgeführt war, trennten sich die unmenschlichen Brüder. Pipin ging nach Aquitanien, Ludwig nach Bajern, und Lothar, als einstweiliger Reichsverweser, hielt sich abwechselnd in Italien und Teutschland auf.

Es war voraus zu sehen, daß die mitleidige Welt ein so grausames Verfahren der Söhne gegen ihre Eltern mißbilligen werde. Selbst die dem Kaiser beigegebenen Mönche wurden von Mitleid gegen den mit auffallender Härte von Lothar behandelten Kaiser ergriffen, und suchten sein Schicksal günstiger zu gestalten. In der Ueberzeugung, daß Pipin und Ludwig doch gefühlvoller als Lothar seien, reiste Guntbald, einer von jenen Mönchen heimlich an die Höfe der genannten Prinzen und eröffnete denselben die schmähliche Lage des kaiserlichen Vaters. Nebenbei versichert er die Söhne, daß der Vater ihre Reiche vergrößern werde, wenn sie ihn aus seiner empörenden Gefangenschaft erlösen würden. Allenthalben erzählte Guntbald bei seinem Einkehren im Hause dieses oder jenes Großen, in diesem oder jenem Kloster die empörende Behandlung des kaiserlichen Vaters von seinem Sohne Lothar. Das fruchtete, indem es die Herzen zum künftigen Reichstage erweichte. Dieser wurde schon im Oktober 830 in Nimwegen gehalten. Ludwig trat zuerst auf demselben zur Vertheidigung der Rechte seines Vaters auf. Pipin folgte und tadelte zugleich die Behandlungsweise des Kaisers von Seite seines Bruders. Alle freien Franken stimmten dem Uebermaase kindlicher Entrüstung bei. Als Lothar seine Parthei verloren sah, wandte er sich gegen seinen

herbeigeführten und mit Jubel empfangenen Vater, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der gute Ludwig verzieh unter vielen Thränen väterlicher Rührung, und forderte die Anwesenden auf, auch die Unschuld seiner Gattin Judith darzuthun. Weltliche und geistliche Große betheuerten sogleich dieselbe, und da der Kaiser sich äußerte, er fordere eine rechtskräftige Erklärung ihrer Unschuld; so wurde ein Gerichtshof aus freien Franken auf den 1. Februar 831 zu Aachen zusammengesetzt, und dort die Ankläger aufgefordert, ihre früheren Anklagen gegen die Kaiserin Mutter nun zu beweisen. Früher hatte man sie ohne Beweis verurtheilt. Keiner der Kläger erschien vor dem Gerichte; denn die Sachen hatten sich geändert. Da trat die Kaiserin selbst vor's Gericht, und beschwor feierlich ihre Unschuld. Mit ihr kamen zwölf Sakramentalen, welche Gleiches thaten. Die anwesenden Richter sprachen sie somit von aller Schuld völlig frei, und im Triumpfe wurde sie sodann zum Kaiser gebracht, um bald wieder von ihm getrennt zu werden. Durch ein ähnliches Gericht wurde auch der Herzog Bernard gänzlich frei gesprochen, und unglücklicher Weise vom Kaiser wieder zum ersten Staatskanzler, gleichsam zur Wiedervergeltung seiner schuldlosen Behandlung und der seines unglücklichen Bruders Heribert gemacht. Die früheren Ankläger aber — wurden zum Tode verurtheilt. Der fromme Kaiser jedoch schenkte ihnen das Leben, und verwies sie blos in Klöster.

Lothar mußte zur Strafe aufhören, mit dem Vater zu herrschen; und wurde daher blos auf sein Königreich Italien beschränkt. Pipin aber und Ludwig erhielten einige Länder zu den früheren. Allmannien jedoch ward dem kleinen Karl unter vormundschaftlicher Regirung des Vaters und mit Uebereinstimmung der Brüder zugesagt. Der Kaiser bestieg seinen Thron wieder, und hoffte im Schoose seines Familienglückes bessere Tage. Sie kamen nicht. Ludwig kannte seine Zeit zu wenig. Er wußte nicht, daß diejenigen, welche ihn heute frei sprachen, morgen wieder verdammen können. Nicht alle Ankläger, denen er das Leben schenkte, waren ihm auch dafür dankbar. Am wenigsten sein früherer Minister Matafried. Eben so wenig

der Mönch Guntbald, welcher die Reichskanzlerstelle sich schon zugedacht hatte, indem er doch eigentlich allein die nächste Ursache der Wiedererhebung des Kaisers gewesen war. Der Hauptreiz aller Unzufriedenheit war aber der in seine Ehren wieder eingesetzte Herzog Bernard. So war demnach die Flamme der Zwietracht nur gedämpft; aber nicht erloschen.

§. 123.

Zweiter Kampf der Söhne gegen ihren Vater.

Kaum ein Jahr dauerte das friedliche Verhältniß zwischen Vater und Söhnen. Dieselben Gründe, den heiligen Familienfrieden zu stören, waren ja noch vorhanden. Noch lebte der tief beleidigte Lothar, der von seinem Posten verdrängte Matafried, der ehrgeizige hintangesetzte Mönch; kurz die alte Politik begann wieder aufzuleben. Unter dem Vorwande, noch immer handhabe ein verhaßter Kanzler die Geschäfte des Staates, und der Kaiser sei nichts weiter, als der Spielball dieses ehrgeizigen Großen, kündigten die Söhne dem Vater auf's Neue den Gehorsam auf. Der Kaiser, als er die alte Zwietracht wieder erwachen sah, bestimmte einen Reichstag in Mainz. Aber keiner seiner Söhne erschien. Statt ihre Klagen in Güte auszugleichen, und dem vierundfünfzigjährigen Vater sein Alter nicht noch schwerer zu machen, rüsteten sie vielmehr Heere aus, um dem ehrwürdigen Greise auch noch den Fluch über seine grausamen Kinder zu erpressen.

Diesmal mußte demnach der Krieg unabweislich ausbrechen. Der Kaiser zog mit einem Heere daher zuerst seinem Sohne Ludwig, der das Karl dem Kahlen gehörende Allmannien schon besezt hatte, entgegen. Eine Schlacht wurde jedoch vermieden, und Ludwig versprach seinem Vater vielmehr feierlich, jede Feindseligkeit in Zukunft gegen ihn einzustellen, und den Stiefbruder Karl im ruhigen Besitz von Allmannien zu lassen. Hierauf wendete sich der Kaiser gegen den aufrührerischen Pipin. Da aber alle zuerst in Güte versuchten Mittel fruchtlos waren, da selbst die Entfernung des seinen Söhnen verhaßten Ministers Bernard nichts half, so

entsetzte der erbitterte Vater im gerechten Zorne den rebellischen Sohn aller seiner Länder — und gab sie Karl dem Kahlen. Gerade dieser letztere Umstand aber war es, der auch alle Unzufriedenheit zum offenen Ausbruch kommen ließ. Sogar Pabst Gregor wendete sich auf Seite der Rebellen.

Bei Kolmar trafen sich die Heere der Söhne und des Vaters. Die Nachricht, daß selbst der Pabst auf Seite der Söhne gegen ihren Vater sei, gab den Rebellen besonders Gelegenheit, die meisten Soldaten der väterlichen Armee unter dem Scheine der Heiligkeit ihrer Sache auch auf ihre Seite zu bringen. Mit wahrhaft frommem Sinne erklärte daher der Kaiser am Morgen des 29. Juni 833 den ihm noch übrigen wenigen Treuen: er werde sie auf keinen Fall zur Schlacht führen, sondern er befehle ihnen insgesammt, zu seinen Söhnen überzugehen, denn er wolle nicht, daß auch nur ein Einziger seinetwegen Blut oder Leben verlieren solle. Ein so bitteres Schicksal rührte selbst die rauhen Krieger, und sie entfernten sich unter Thränen in ihre Heimat. Der Kaiser aber ging mit seiner Gemalin und seinem Sohn zu den Rebellen über, in der Hoffnung, es werde in der Brust seiner Söhne noch nicht alles menschliche Gefühl erstorben sein. Allein der gute Vater täuschte sich wieder.

Auf einem Reichstage zu Soissons wurde Ludwig zum Kloster Medard, Judith zum Kloster Dertona in der Lombardei, Karl aber zum Kloster Prüm im Ardennerwalde verurtheilt. Lothar übernimmt die Würde eines Kaisers, und alle drei theilen sich in die verbrecherisch geraubten Länder. So schwand ein Jahr. Der alte Kaiser mußte auf die entehrendste Art in seinem Kloster zu Aachen Buße thun. Die Nachricht von seiner unglimpflichen Behandlung verbreitete sich an allen Orten. Das Volk murrte. Ludwig, der Bajernkönig, machte seinem Bruder Lothar Vorwürfe. Diese halfen Nichts. Da rüstet der erzürnte König ein Heer aus. Eben so Pipin. Lothar flieht nach Italien; aber der Vater bleibt zurück. Die beiden Söhne erheben den unglücklichen und abgehärmten Greis, übermannt vom Mitleid, 834 im April nochmal auf den kaiserlichen Thron.

Der Reichstag zu Diedenhof vernichtet das frühere Schauspiel zu Soissons, und der gutmüthige Vater — verzeiht dem barbarischen Lothar.

§. 124.

Ludwig des Frommen Tod.

Die Mißverhältnisse zwischen dem Vater und den Söhnen hörten so lange nicht auf, bis der Vater tod war. Ein Gegenstand beständiger Reibungen war Karl der Kahle. Die liebenden Eltern konnten sich nicht enthalten, auch ihm, dem jüngeren Sohne, einen Landestheil zuzuwenden. Allmannien war der jedesmalige Gegenstand des väterlichen Vorschlages. Allein die deßfalls eingeleiteten Unterhandlungen mit Ludwig zerschlugen sich wieder. Endlich starb Pipin 838. Zwei Jahre früher war schon mit Ausschließung Lothars wieder eine Theilung zu Stande gekommen, vermöge welcher Karl der Kahle Burgund und einen Theil von Neustrien mit der Hauptstadt Paris, Pipin aber und Ludwig, der Eine das vergrößerte südliche Franken, der Andere Ostfranken und Thüringen erhalten hatte. Jetzt nach dem Tode des Aquitaniers ging der Kaiser mit dem verderblichen Gedanken um, jene Theilungsakte gänzlich zu vernichten, und seinem Sohne Karl mit Umgehung der Söhne Pipins, das meiste Land zuzuwenden. Ludwig rüstete sich daher zum Kriege. Auch der Vater versäumte nicht, den größtmöglichsten Heerbann aufzubieten.

Bei'm Schlosse Bodmann am Bodensee trafen sich die beiden Armeen; aber als die meisten Soldaten jetzt umgekehrt vom König zum Kaiser Ludwig übergingen, söhnten sich Vater und Sohn wieder aus. Das geschah im Jahre 839. König Ludwig hatte sich bei dieser Aussöhnung auf's Feierlichste verbürgt, nichts Feindseliges mehr gegen den Vater zu unternehmen. Allein er hielt nicht Wort. Während der Kaiser nach Aquitanien ging, um die Ansprüche der Söhne Pipins auf das südliche Frankreich nichtig zu machen, rüstete König Ludwig überall Heere aus, und zog seinem Vater neuerdings entgegen.

Da wendete der Kaiser um, und wollte seinen empörten Sohn züchtigen. Eben war er beschäftiget, seine Armee über den Rhein zu setzen, als er erkrankt und nach sieben Tagen stirbt. Noch auf dem Sterbbette verzieh er seinem Feinde, der leider sein Sohn und König unsers Vaterlandes war. Er starb im Juni 840.

§. 125.

Moralischer und politischer Zustand der Bajern von 828 bis 840.

Ein Zustand, in welchem alle politischen Verhältniße des ganzen Frankenreiches verwirrt waren, war und konnte nicht anders, als ebenfalls unheilvoll für unser Vaterland sein. Nur große Opfer konnten die östlichen Gränzen von barbarischen Einfällen loskaufen. Während aber der Bajer seine Machtlosigkeit nach dieser Seite hin kennen lernte, fühlte er täglich mehr den moralischen Unwerth seiner Großen durch die empörende Behandlung des Vaters von seinen Söhnen. Ludwig II. herrschte zwar meistens unabhängig vom Kaiser schon während dieser Periode; allein dieses unabhängige Herrschen bei der Ungewißheit der vaterländischen Gränzen konnte nie zum großen Vortheile des Vaterlandes selbst sein. Karl der Große war tod und mit ihm war auch der segnende Stern der Völkerbildung untergegangen. Es nahte die Nacht.

Vierzehntes Kapitel.

Ludwig der Teutsche und seine Söhne: Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke.

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

§. 126.

Abstammung, Familie und Charakter Ludwigs II. und seiner Söhne.

1. Ludwig II. wurde 817 zum König von Bajern ernannt, trat aber erst die Regirung 828 an, indem ihm die Stände des Vaterlandes jedoch schon 825 gehuldigt hatten. Weil er nach dem Vertrage zu Verdun alle Länder in Teutschland unter seine Botmässigkeit erhielt, empfieng er den Namen „der Teutsche." Ludwig der Teutsche starb in Frankfurt am Main den 28. August 876, und liegt im Kloster zu Laurisheim begraben. In Bajern hat er 51, im übrigen Teutschland 33 Jahre regirt. Seine Gemalin hieß Hemma. Sie starb 876 und liegt im Stift Niedermünster, welches sie gründete, zu Regensburg begraben. In einer höchst zufriedenen Ehe erzeugten beide folgende Söhne und Töchter: Karlmann, Ludwig III. und Karl II., die ihrem Vater und sich nach und nach in der Regirung gefolgt sind. Die Töchter waren: Hildegard, Aebtissin in Zürch, in Leimbach und Schwarzach. Sie starb 857. — Berta war Nachfolgerin ihrer Schwester in der Abtei Leimbach und Schwarzach. Sie starb 877. — Angilberg starb im Kloster St. Sixtus in

Piacenza. — Irmengard, Aebtissin zu Chiemsee, geboren 880 gestorben 900. —

2. Karlmann, erstgeborner Sohn Ludwigs II. und der Hemma wurde König von Bajern und Teutschland im November 876, König von Italien 877. Er starb am Schlagfluß den 22. März 880 in Oettingen, und liegt in dem von ihm daselbst gestifteten Kloster begraben. Seine Regirung über unser Vaterland hatte vier Jahre gedauert. Karlmanns Gemalin war Hildegard, eine Tochter des bajerischen Grafen Ernest. Nach dem Tode derselben erzeugte er mit einer Concubine, der Liutswinde, einen Sohn, Arnulf I., welcher später Kaiser geworden ist.

3. Ludwig III., zweitgeborner Sohn Ludwigs II., wurde 876 König von Saxen, dann nach Karlmann 880 den 22. März König von Bajern. Er starb wegen unordentlicher Lebensart den 22. Jäner 882 in Frankfurt, und liegt im Kloster Laurisheim an der Seite seines Vaters begraben. Er hatte in Bajern ein Jahr und zehn Monate regirt. Vermählt war derselbe mit Luitgard, des Herzogs in Saxen, Ludolfs, Tochter 867. Luitgard starb den 20. November 885 und liegt in Aschaffenburg begraben. Aus dieser Ehe erzeugten Beide zwei Kinder. Ludwig, welcher 880 in Regensburg aus einem Schloßfenster fiel, und tod blieb. Dann eine Tochter, Hildegard. Sie lebte auf den von ihrem Vater ihr zugetheilten Gütern. Im Jahre 894 wurde sie von Kaiser Arnulf aus bösem Verdacht in's Kloster Chiemsee gesperrt, starb aber in ihrer Freiheit. Mit einer Konkubine erzeugte Ludwig III. einen Sohn, Hugo, der in einem Treffen gegen die Normannen blieb.

4. Karl der Dicke, drittgeborner Sohn Ludwigs II., war im Jahre 832 geboren, wurde König von Schwaben 876, König von Italien und Kaiser 881, und zugleich König in Bajern 882 im fünfzigsten Jahre seines Alters. Den 11. Oktober 887 wurde er auf dem Reichstag zu Tribur entsetzt, und starb den 12. Jäner 888 im sechs und fünfzigsten Jahre seines Alters und im fünften Jahre seiner Regirung über Bajern. Er wurde in der Abtei Reichenau begraben. Karl der Dicke war zuerst

vermählt mit einer Tochter des Grafen Erhanger 862; sie starb 874. Nach ihr vermählte er sich mit Richardis, einer schottischen Prinzessin. Diese starb in der Abtei Andlau, wurde dort begraben, und von Pabst Leo IX. 1049 unter die Heiligen versetzt. Mit einer Konkubine erzeugte Karl der Dicke einen Sohn, Bernard.

Der Charakter Ludwigs II. war ernst, und besonders dem seines Bruders Lothar ähnlich. Ludwig suchte seine Macht nur immer zu vergrößern, und hatte in dieser Beziehung dieselbe Politik, wie Karl der Große. Im Einzelnen leistete er manches seinen Völkern Nüzliche; im Ganzen beging er dieselben Fehler, wie sein Vater. Er theilte und säete dadurch allenthalben Zwietracht unter die Völker. Selbst seine Familie blieb von diesem Ungeheuer nicht verschont. Die kurze Regirungszeit seiner Söhne läßt ihre Charakteristik leicht vergessen.

§. 127.

Vertrag zu Verdun.

Weniger war bisher Ludwig II. die Ursache der völkerverderbenden Zwistigkeiten in der kaiserlichen Familie. Den ersten Grund dazu gab immer die Rohheit, Halsstarrigkeit und der Stolz Lothars. Dieser wollte nicht allein mehrere Länder zu seinem Italien; sondern er strebte nach unumschränkter Oberhoheit über seine Brüder. Als der unglückliche Kaiser Ludwig gestorben war, trat daher Lothar mit seinen Ansprüchen ungescheut hervor, und Ludwig, so wie Karl der Kahle, der 837 von seinem Vater das Königreich Neustrien erhalten hatte, merkten erst jetzt, wohin Lothar eigentlich wolle, und daß er es am Wenigsten mit seinen Brüdern redlich meine. Karl und Ludwig endeten daher die begonnenen Feindseligkeiten und schloßen sich zum gemeinschaftlichen Interesse näher aneinander an. Zuerst wurden Unterhandlungen versucht, und als diese fruchtlos waren, begann der gemeinschaftliche Krieg gegen Lothar.

Eine fürchterliche, drei Tage andauernde Schlacht am 25. Juni 841 bei Fontenai entschied die gänzliche Niederlage

Lothars. Allein die Brüder, Ludwig und Karl, benützten ihren glänzenden Sieg nicht; sondern brachten vielmehr wochenlang mit Dankgebeten für dieses glückliche Ereigniß zu, und beschworen ihren neuen Bund vor dem versammelten Volke in Straßburg auf's Feierlichste. Inzwischen sammelte Lothar von seiner Residenz Aachen aus eine neue Armee. Zum Glücke für die saumseligen Brüder hatte Ludwigs Sohn, Karlmann, Verstärkungen für seinen Vater aus Bajern, Allmannien und Thüringen geholt. Das Bundesheer belief sich jetzt auf 120,000 Mann. So viel konnte Lothar nicht zusammenbringen; denn es war ihm der Weg nach Italien abgeschritten, und der größte Theil von Austrien und Neustrien gehörte nicht mehr sein. Somit konnte er voraus sehen, welches Schicksal seiner warte.

Das Bundesheer zog nun gegen Aachen. Lothar jedoch floh. Ein Reichstag in der von ihm verlassenen Stadt erklärte somit den Flüchtling wegen seiner Unwissenheit in der Regirungskunst des Reiches verlustig. Dieser Beschluß, ausgegangen von den Bischöfen und andern fränkischen Großen, machte jedoch den übermüthigen Lothar bedenkender und demüthiger. Er erschöpfte sich auf diesen Beschluß hin in Unterhandlungen mit seinen Brüdern, erflehte ihre Verzeihung und endliche Theilnahme an seinem Schicksal. Endlich wurden die erzürnten Gegner erweicht, und nahmen den Antrag einer neuen Theilung des Reiches an.

Demzufolge wurde im August des Jahres 843 die große fränkische Monarchie zu Verdun für ewige Zeiten in drei von einander unabhängige Staaten getheilt. Diese Theilung ist bekannt unter dem Namen des Vertrages zu Verdun. Ludwig II. erhielt alle Länder bis an den Rhein, und jenseits des Rheins Mainz, Worms und Speier unter dem Namen Teutschland; Lothar einen Theil von Lothringen und Italien; Karl der Kahle Frankreich und die spanische Mark. Außerdem erhielt der älteste Bruder Lothar die Kaiserwürde.

§. 128.

Kriege unter Ludwig dem Teutschen.

Ludwig der Teutsche hatte durch den Vertrag von Verdun allerdings Völker unter seinem Szepter, deren militärische Kraft ihm vorerst die wichtigsten Dienste leisten mußte. Allenthalben war er von der tiefsten Barbarei umgeben. An die östlichen Gränzen stemmte sich die rohe Masse slavischer, an die nördliche Meeresküste der Schwarm der räuberischen Normannen-Stämme. Bei der schlechten Einrichtung des Heerbannes war aber die Besiegung dieser Nomaden nicht leicht. —

Ludwig, nachdem er im Angesichte der Nazionen als König der Ostfranken — Franciae orientalis — proklamirt, und nachdem ihm die Stände der einzelnen Provinzen den Eid der Treue geleistet hatten, nahm seine Residenz in Regensburg, und in sonstigen größeren Städten, nach Art seiner Vorgänger. Die bürgerlichen Einrichtungen ließ er bestehen. Die nächste Sorge war und mußte immer nur die Befestigung und Erweiterung seiner Kriegsgewalt sein. Zu diesem Endzwecke stürmten von Saxen, Thüringen und Bajern aus Armeen gegen die Slaven, von Friesland gegen die Normannen. Ungewiß waren die Siege fast immer. Die Slaven hatten tüchtige Anführer. Unter andern den Rastiz und Zwentebold. Zwentebold hatte besonders mit Erbitterung gegen die Bajern gefochten. Einmal wurde er gefangen, und gegen alle vernünftige Politik von König Ludwig zum Wegführer einer neuen vaterländischen Armee gemacht. Fürchterliche Rache und Treulosigkeit übte er bei diesem gefährlichen Amte gegen die leicht trauenden Bajern. Er führte sie in unwegsame Gegenden und Wälder, entfloh und ließ die ganze vaterländische Armee von seinen erbitterten Slaven umzingeln, und beinahe gänzlich morden. Ein Gegenstück zur Varianischen Niederlage durch den Cherusker Hermann im Teutoburger Walde. Dieser fürchterliche Schlag zwang den teutschen Ludwig mehr Kriegskräfte gegen diese rohen Massen in den böhmischen Wäldern zu entwickeln. Die Folge war der Friede, welcher durch die Gesandten Zwentebolds an den König

in Forchheim 847 in der Art zu Stande kam, daß jener versprach, einen jährlichen Tribut an den ostfränkischen Herrscher bezahlen zu wollen.

Die Kriege an der Nordseite gegen die Normannen, die aus Dänemark, Schweden und Rußland kamen, die Küsten verheerten, sich bis Frankreich, England und Italien auf ihren nach Art der Liburner-Schiffe gebauten Kähnen vorwärts drängten, waren weniger erfolgreich. Die Friesen an der nördlichen Seite Ostfrankens, selbst rauhere Söhne der Natur, waren an Tapferkeit und Ausharrung im Kampfe den abgehärteten Männern aus Nord und tieferem Ost ungleich. Im Jahre 845 erfochten diese sogar zwei glänzende Siege über jene. Kurz das Mißverhältniß zwischen den Franken und ihren östlichen Nachbarn trat immer auffallender in der Geschichte ihrer Kriege hervor, und ließ wohl ahnen, wie schwieriger der Sieg von Tag zu Tag für die Franken werden müsse, da schon jetzt selbst mit Aufbietung des großen Heerbannes kein namentlicher Erfolg gegen die Slaven und Normannen bemerkt wird. Ludwig war gezwungen, bei so rasch erfolgenden Einfällen barbarischer Horden, die einzelnen Provinzen seines Reiches Statthaltern unter den Namen von Herzogen oder Grafen zu übergeben, welche nachmals die Zerstückelung des teutschen Reichs erzeugten. Auch die Ungarn — Madscharen oder Avaren; Leute, deren Handwerk Raub und Plünderung ist, — kamen hie und da wieder über die östlichen Gränzen unseres Vaterlandes. Allenthalben vereinzelte sich jetzt schon die Gesammtkraft der Teutschen. Es entstanden an den Gränzen Burgen zur Vertheidigung einzelner Großen. Die Klöster befestigten sich allenthalben. Kurz man sah überall Handel und Wandel gelähmt, und den alten Zustand der Barbarei nahen, welcher einst die Teufelsmauer und befestigten Wälle der Römer gestürzt hatte. Es nahte allmählig die dumpfe Verworrenheit des eigentlichen Mittelalters, und die Nazionen schwankten unsicher zwischen Hierarchie, Aristokrazie, Barbarei, Unglauben und Aberglauben fort und fort.

Der Fehler dieser erwachsenden Stumpfheit lag in der Rohheit und Unwissenheit der damaligen Zeit.

§. 129.

Theilung des teutschen Reiches.

Unruhen im Innern und drohende Gefahren von Außen untergruben die Festigkeit der teutschen Monarchie immer mehr. Die Zeit forderte nicht allein einen zweiten großen Karl; sondern einen noch größeren, wenn ihre Wunden durch eine unheilvolle Trennung, durch ein tausendfach geschaffenes, befriedigtes und steigendes Interesse der weltlichen und geistlichen Grossen geschlagen, heilen sollten. Sie verlangte eine kräftige Organisazion des Heeres, eine erhöhte Taktik, kurz sie forderte zur Erhaltung des königlichen Ansehens einen organischen, lebendigen und festen Bau der Staatsgewalt, wenn nur einigermassen die Hoffnung eines besseren Zustandes keimen sollte. Allein von allen diesen Forderungen wurde keine erfüllt. —

Von Ost drohten die Slaven und Ungarn; von Süd, West und Nord die Sarazenen und Normannen. Alle diese Völker hatten weit weniger zu verlieren, als die Bewohner des ostfränkischen, westfränkischen und italienischen Reiches. Die Gründe ihrer Eroberungen fußten sich nicht sowol auf den Plan, eine bessere Kultur zu erreichen, ein glücklicheres Land zu besitzen, als vielmehr darauf, aus reicheren Gegenden sich Beute zu holen, und aus schöneren Landen wüste Erdstriche zu machen. An vielen Orten haben diese Barbaren leider ihre fürchterlichen und wahrlich nur abentheuerlichen Zwecke erreicht. Das ganze Kriegswesen der Ostfranken, also auch das der Bajern war auf einem so niederen Standpunkte, daß es uns wundert, wie es nur möglich war, daß die Barbarei des Nords nicht jetzt das ganze Staatsgebäude Ludwigs über den Haufen geworfen hat. Die Ursache dieser nicht eingetretenen Katastrophe lag nur in der Zerrissenheit der barbarischen Stämme selbst. Einem halben Attila hätte das ganze Triumvirat der Söhne Ludwigs des Frommen nie siegreich entgegenstehen können.

Die einzelnen Ursachen dieser immer mehr wachsenden Schwäche des Ganzen lagen in der immer höher steigenden materiellen Macht Einzelner, und in der Armuth und demohngeachtet großen Aufbürdung der zum Heerbann verpflichteten Individuen aus dem durch doppelte Aristokrazie unterdrückten Volke der Halbfreien. Die Bewohner der Gränzen mußten neben ihrer Karste stets die kriegerische Waffe tragen, wenn sie nur einigermassen ihre Ernten gesichert haben wollten. Die Bewohner des inneren Landes aber liefen nicht selten davon, wenn sie, zum Heerbann aufgeboten, länger, als ihr Proviant zureichen konnte, im Lager oder auf dem Marsche bleiben sollten. Der Abt, der Bischof oder der Adelige übernahm ungern zum gemeinsamen Besten mehr, als der Buchstabe des Gesetzes von ihm forderte, und aus allen diesen Hauptquellen floß nach und nach der große Strom der politischen und moralischen Schwäche der Völker für beinahe ein ganzes Jahrtausend. —

Die Schwierigkeit der Regirung eines Gesammtreiches überschauend, besonders aber die kriegerischen Verhältnisse mit den Nachbarn im Auge habend, faßte daher König Ludwig den Plan, die Verwaltung seiner Monarchie unter seine Söhne zu theilen. Demzufolge erhielt der älteste Prinz, Karlmann, das Königreich Bajern, begränzt von der Donau, Italien und Ungarn. Karl Allmannien und das Komitat von Chur; Ludwig aber Thüringen, Saxen und das Land der Friesen. Alles Uebrige sammt der oberherrlichen Gewalt behielt sich der Vater vor. Ludwig jedoch glaubte sich gegen seinen Bruder Karlmann zurückgesetzt, und suchte daher überall, wo es ihm möglich war, bei Freund und Feind einen Aufruhr gegen seinen Vater anzuzetteln. Allein Ludwig der Teutsche war in diesem Punkte weit weniger schwach, als sein Vater, Ludwig der Fromme. Karl und Karlmann treten auf die väterliche Seite. Die vorzüglichsten Großen des Reiches ebenfalls. Im Jahre 865 war getheilt worden, und 866 schon warf sich der unbesonnene Ludwig seinem ernsten Vater in Frankfurt zu Füßen, flehte um Verzeihung und erhielt sie. Eine große Zahl der Rebellen wurde

zum abschreckenden Beispiele Anderer am Leben gestraft oder geblendet; und die Theilung blieb, wie sie geschehen war.

§. 130.

Mißverhältniße zwischen Ludwig II. und Karl dem Kahlen.

So lange Lothar, der Kaiser lebte, war jeder Kampf zwischen Ost- und Westfranken leicht zu vermeiden. Sobald er aber starb, konnte man wohl voraussehen, daß es in Ansehung der teutschen und französischen Besitzungen Lothars leicht zu Streitigkeiten zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Teutschen kommen werde. Im Jahre 855 starb Lothar, und ihm folgte in der Kaiser- und Königswürde von Italien sein Sohn, Ludwig II. Der von einer heftigen Krankheit genesene Ludwig, König von Bajern, ging, als sein Schwiegersohn Kaiser Ludwig schon mehrere Jahre regirt hatte, nach Frankfurt, um dort die Verhältniße in Beziehung auf einige teutsche und französische Besitzungen auszugleichen.

Das geschah im Jahre 870. Fünf Jahre später starb auch Kaiser Ludwig ohne Hinterlassung eines Erben. Von den beiden Brüdern sprach nun jeder, und Ludwig der Teutsche als der ältere, mit größerem Rechte die Kaiserwürde an. Karl der Kahle war aber seinem Bruder schon zuvor gekommen, und hatte mit schlauer Politik die meisten Italiener und sogar den Pabst auf seine Seite gebracht. Die Folge war Krieg. Karlmann und Ludwig, des teutschen Königs Söhne, führten zwei Armeen im Jahre 875 nach Italien, wo Karl der Kahle seine Heeresmassen schon zusammengezogen hatte. Der schlauere Karl eröffnet statt einer Schlacht Unterhandlungen. Durch sie wird festgesetzt, die beiderseitigen Heere sollten Italien räumen, und beide Könige sollten einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit hin schließen, um während desselben in gegenseitigen Berathungen nähere Beschlüße über das von Kaiser Ludwig hinterlaßene Land und die Kaiserwürde zu fassen. Karlmann und sein Vater Ludwig lassen sich von der List der Westfranken bethören,

und genehmigen Karl des Kahlen Vorschläge. Die Armeen der Brüder ziehen sich aus Italien zurück, und Karl der Kahle schleicht schnell nach Rom, und läßt sich, wie sein Großvater, Karl der Große, am 25. Dezember 875 in der Peterskirche von Pabst Johann VIII. zum Kaiser krönen, wohl wissend, daß eine päbstliche Kaiserkrönung keine Armee zu vernichten im Stande sei. Das hörte König Ludwig, und sogleich wird der größtmöglichste Heerbann aufgeboten, und mit demselben die Gränzen des brüderlichen Nachbarreiches allenthalben verheert und geplündert. Der Winter setzte endlich seiner grausamen Rache ein Ziel.

§. 131.

Ludwig des Teutschen Tod.

Einmal schon hatte ihn, wie die damaligen Annalisten sagen, das Gebet vom Tode errettet. Nach und nach ermattet, durch nie aufhörende Unruhen im Innern des Reiches und an seinen Gränzen, vom Alter, erschöpft, konnte er der letzten menschlichen Bestimmung nicht mehr entgehen. Selbst Familienzwiste hatten nicht selten das väterliche Gemüth gekränkt. Dazu kamen noch andere fürchterliche Ereigniße, die nicht selten das Gewissen des Königs in Betracht der einstigen Behandlung seines Vaters von seiner Ruhe aufschreckten. Eine Masse von Heuschrecken hatte die Feldfrüchte verdorben. Kometen waren erschienen. In stummer Verzweiflung harrte das abergläubische und unwissende Volk der Zukunft. Eine Hungersnoth war ausgebrochen. Böse Krankheiten hatten eine Menge Menschen hinweggerafft. Der Sohn des Königs, der einstige Rebell, Ludwig, war einmal — vom Teufel besessen. Des Königs Gattin, seine geliebte Hemma, war gestorben. Der hinterlistige Bruder hatte dem älteren Ludwig die Kaiserkrone geraubt. Die Erscheinung — einer armen Seele, welche aus dem Fegfeuer errettet werden wollte, hatte dem fiebernden Haupte des Monarchen eine fixe Schwermuth mitgetheilt. —

Alle diese wirksamen Mittel einer unaufgeklärten, unwissenden und durch hierarchischen Einfluß abergläubisch gemachten Zeit raubten dem acht und sechzigjährigen Monarchen das Leben. Er starb in Frankfurt am 28. August 876 unter den lebhaftesten Zurüstungen zum Kriege gegen Kaiser Karl den Kahlen.

§. 132.

Karlmann, König von Bajern.

Als König Ludwig gestorben war, trat sein ältester Sohn, Karlmann, in die Rechte eines unabhängigen Königs von Bajern. Da hörte Karl der Kahle von dem Tode seines Nebenbuhlers. Sogleich rüstet der Kaiser eine Armee aus, um sein westliches Frankenreich bis an das linke Ufer des Rheins, von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung in die Nordsee auszudehnen. Eben so schnell rüstet sich aber auch Karl der Dicke, welchem jene Ländereien zunächst gehörten. Eine fürchterliche Schlacht bei Köln entscheidet gegen den Kaiser. Der ostfränkische König behält seine Länder. Während dieses im Westen des teutschen Reiches vorgeht, rufen die Brüder zur gemeinschaftlichen ruhigen Gränzbestimmung ihrer Länder einen Reichstag nach Weissenburg. Hier wird nochmal der Lech, die Donau, Ungarn und Italien dem Karlmann als Gränzen seines bajoarischen Königreichs angewiesen. Während des Winters wurden mit vorzüglichem Eifer die Kriegsrüstungen gegen den Kaiser betrieben; denn Karlmann wollte die französischen Intriguen an seinem Vater vom vorigen Jahre her rächen.

Im Frühling des Jahres 877 zog der König wirklich mit einem großen Heere von Bajern nach Italien, wo eben Karl der Kahle in Pavia sich befand. Unbegreiflich ist es, wie der Kaiser von den Absichten Karlmanns Nichts wußte. In sicherer Ruhe träumte sich die kaiserliche Familie sammt dem Pabste in der longobardischen Hauptstadt, als plözlich die Kunde durch Italien eilte, der Bajern Heer unter Anführung ihres Königs verwüste an der Gränze und schon im inneren Lande Alles, was es treffe. Der Pabst floh nach Rom, der Kaiser

nach Gallien. Karl der Kahle starb auf der Flucht an gereichtem Gifte. Karlmann aber nahm sofort Besitz von dem Königreiche Italien. Was in Teutschland zum italienischen Reiche gehörte, theilten Karlmanns zwei Brüder friedlich unter sich. Der Pabst wollte freilich gegründete Einsprüche machen; allein er mußte der gebieterischen Nothwendigkeit nachgeben. Ludwig der Stammler, Karl des Kahlen hinterlassener Sohn, blieb König von Westfranken.

Von der Zeit des siegreichen italienischen Feldzuges an kränkelte Karlmann. Sein natürlicher Sohn, der nachmalige Kaiser Arnulf, war schon beim Antritte der Regirung von seinem Vater zum Herzoge von Kärnten gemacht worden, und nun bei dem Voraussehen des baldigen Ablebens Karlmanns, blieb nur die Beantwortung der Frage übrig: wer erhält Bajern sammt den tributären Ländern der Slaven nach des Königs Tod? Diese Frage wurde insgeheim von den bajerischen Ständen in Oetting zu Gunsten des königlichen Bruders Ludwig gelöst. Aber auch Karlmann, welcher sich zur Erholung längere Zeit in Italien aufgehalten hatte, war, als er wieder nach Oetting kam, mit dieser Erbfolge zufrieden. Schon während der letzten zwei Jahre hatte der sorgsame Ludwig ihm die Regirung im Falle der Noth besonders deswegen, weil die italienischen Angelegenheiten die ganze Aufmerksamkeit Karlmanns in Anspruch genommen hatten, besorgt, und die Bajern waren mit dieser Sorge gänzlich zufrieden. Arnulf, Karlmanns Sohn, griff zwar hie und da mit hoffnungsvoller Energie in die von seinem Oheim ausgeübte Gewalt; allein da die Stände eben deswegen sehr wider ihn aufgereizt wurden; so war noch um so weniger für Arnulf die Hoffnung übrig, als werde er nach dem Tode des Vaters den doppelten Thron besteigen.

Nachdem nun König Karlmann so manche Dotazionen, welche damals als die ersten Beförderungsmittel zum Seelenheile galten, gemacht hatte; und als er nach kurzer Regirungszeit endlich sein Ende nahen sah; ließ er seinen Bruder Ludwig zu sich nach Altötting kommen, empfahl ihm alle seine Angehörigen, und verschied in den Armen des Erzbischofs Theodo-

mar von Salzburg am 22. März 880. Er wurde in der Kapelle von Oetting begraben. Unter den Söhnen Ludwigs des Teutschen war er der klügste und tapferste. Viele Kriege gegen die Slaven, von ihm geführt, erzeugten endlich die Tributpflichtigkeit jener theilweisen Provinzen an Bajern. Altötting hat ihm in unserem Vaterlande seinen Tempel und sein Kloster zu verdanken. Großes hat er Nichts gethan.

§. 133.

Ludwig III., der Jüngere, König von Bajern.

Ludwig hörte, während er seinen kranken und schon der Sprache beraubten Bruder in Oetting besuchte, daß die Normannen von der Nordsee aus schon wieder in's Land gefallen seien. Er konnte demnach das Absterben seines Karlmanns nicht mehr abwarten; sondern reis'te, nach den seinem Bruder feierlich gegebenen Versicherungen, für seine Familie und seine Völker kräftig sorgen zu wollen, sogleich wieder nach Frankfurt zurück, um von dort aus die Kriegsunternehmungen gegen die nordischen Räuber zu leiten. Kaum war er aber angekommen, so folgte ihm sogleich die Nachricht von dem Tode Karlmanns. Nachdem er die Saxen und Ostfranken aufgefordert hatte, ihre Schaaren unter den Oberbefehlen ihrer Herzoge, gegen die Normannen ziehen zu lassen; ging er nach Regensburg, und ließ sich von den daselbst versammelten Ständen im Besitze seines neuen Königreiches huldigen. Den Arnulf bestätigte er als Herzog von Kärnten. Er selbst hoffte seine Reiche seinem noch ganz jungen Sohne vererben zu können. Da traf den ohnehin gemüthschwachen König das fürchterliche Unglück. Er verlor seinen Sohn durch einen Sturz aus dem Fenster des Schlosses in Regensburg.

Kein ruhiger Augenblick war dem Bajernkönig mehr gegönnt. Die Saxen waren von den Normannen fürchterlich geschlagen worden. Arnulf siegte zwar in den Niederlanden einmal; aber da ergoßen sich neue Massen über die schon verheerten Länder von Ostfranken. Niemand konnte den neuen Hun-

nen mehr widerstehen. Das Elend griff reißend um sich. Krankheiten, Hunger und Noth aller Art warfen die Verzweiflung allenthalben in die Herzen der Völker. Kometen erschienen; Flüsse traten aus. Das Gräßlichste, den Untergang der Welt, fürchtete man. Eine Empörung erhob in Saxen das fürchterliche Haupt. Die Kriegsdisziplin schwand. Der Heerbann wurde zur verstandlosen Heerde. Die Religion konnte die Stimme der Verzweiflung nicht mehr übertäuben. Schrecken und Entsetzen machten jedes Menschenleben wankend. Ueber die Furcht vor äußeren Feinden vergaß man das Innere. Raub, Mord und Brand nahmen zu. Die Aristokrazie bildete sich immer mehr aus. Die Vaterlandsliebe war erstorben. Die Gesetze schwiegen; das Unrecht wuchs; die Sklaverei vergrößerte sich. Aller gute Saame ward verderbt. Der König Ludwig persönlich schwach und krank. Kein König in Italien. An den Küsten des adriatischen Meeres die blutgierigen Sarazenen; Rom in Gefahr.

Da krönte der Pabst am 6. Januar 881 den Bruder Ludwigs, Karl den Dicken, zum Kaiser. Der kranke Bruder konnte nicht widersprechen. Die Noth forderte seine Anwesenheit in Ostfranken. Allenthalben werden seine Heere von den Normannen geschlagen. Seine ganze Regirung neigte sich zur Auflösung. Da stirbt der König am 22. Jäner 882 in Frankfurt an der Auszehrung, und wird in Laurisheim an die Seite seines Vaters begraben. Er war todt, und seine Armeen liefen nach Hause, um Anderen die Bekämpfung der fürchterlichen Normannen zu überlassen.

§. 134.

Karl des Dicken Regirung, Absetzung und Tod.

Karl der Dicke und Arnulf waren allein noch übrig, um die große Ländermasse, vom Rhein, der Nordsee, den Slaven der Donau und Ungarn umgeben, zu regiren. Bajern und Ostfranken waren durch Ludwigs Tod verwaist. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zum Kaiser Karl. In einem so kritischen Mo-

mente das große Ganze zu leiten, war allerdings eine Aufgabe, welcher der Kaiser am Wenigsten gewachsen war. Die Normannen dehnten ihre Verheerungen immer weiter aus, und das Entsetzen der Völker vor ihrer wüthenden Tapferkeit nahm täglich zu. Alles sehnte sich nach Hülfe in den Zeiten jämmerlicher Noth.

Da schrieb der Kaiser von Italien einen Heerbann nach Worms aus, und berief zugleich die Stände dorthin, um sich von ihnen den Huldigungseid leisten zu lassen. Eine solche Anzahl von Großen und Kleinen wie dießmal, war noch nie zu einem Heerbann erschienen. Die Bajern führte der Herzog von Kärnten, Arnulf. Sechs Stunden von Worms standen die Normannen, fürchterlich durch ihre Massen und Gestalt in einem durch ihre Wagenburg befestigten Lager. Der Kaiser führte seine Schlachthaufen gegen die muthigen Männer aus Nord. Mehrere Ausfälle wurden von den Teutschen mit gebührender Kraft zurückgeschlagen. Die Belagerung dauerte zwölf Tage. Ein schimpflicher Friede endigte den Krieg. Der Normannenfürst erbot sich nehmlich, er wolle ein Christ werden, wenn der Kaiser das Amt eines Taufpathen übernehme, ihn zum Herzog von Friesland mache, und seinen Normannen außerdem noch ein Geschenk von 2080 Pfund Gold und Silber zum freien Abzug reiche. In diese schmähliche Forderung willigt der geistmatte Kaiser ein, und der Normannenfürst wird unter dem Namen Gottfried ein Christ und Herzog von Friesland. Die Soldaten des Heerbannes aber giengen sammt ihren Anführern mißvergnügt nach Hause. Hierauf zog der Kaiser nach Italien, um dem Pabste gegen die Sarazenen zu helfen. Glücklich kämpfte er hier.

Da bestieg Karl der Einfältige, ein Kind von fünf Jahren, den von seinem Stiefbruder hinterlassenen französischen Thron. Die aus dem Lager bei Haslo reichlich beschenkt abgezogenen Normannen hatten sich, schon an beständigen Krieg gewöhnt, von Teutschland aus gegen Frankreich hin gezogen. In solcher Noth konnte den Franzosen ein kindlicher König wenig Hülfe bringen. Demnach erwählten die Großen von West-

franken Karl den Dicken einstimmig zu ihrem Regenten, und so wurde der Kaiser, wie sein Urgroßvater, Karl der Große es war, wieder Herr aller Länder von Spanien bis an die Elbe, von Ungarn bis an die Nordsee, vom Exarchate bis zur Donau. Nur zwischen dem Jura der Saone und Rhone herrschte der Graf von Provence über das Königreich Burgund. Allein über eine so ausgedehnte Ländermasse, über so verschiedene Völker zu herrschen, wie es die Zeit forderte, kräftig, kriegerisch und ausharrend, das konnte ein Karl der Dicke nicht, der einmal schon, statt den Normannen eine Schlacht zu liefern, ihren Abzug mit Geld erkauft hatte; und was war die Kraft der Normannen gegen die weislich benützte Kraft aller Germanen und Franken im West? Doch die Küstenräuber kannten die Schwäche ihres gegnerischen Kaisers auch sehr wohl. Sie wußten, daß, wenn sie im äußersten Nothfalle dem christlichen Karl das Anerbieten machen würden, Christen werden zu wollen, sie sich nicht allein vor einer Niederlage retten, sondern sogar noch Geld und Land zum Lohn ihres Anerbietens erhalten könnten. In dieser Ueberzeugung rückten sie vor Paris. Der Graf Odo, Befehlshaber dieser Stadt, vertheidigte ihre Mauern und Wälle mit ausharrender Kraft. Endlich riß Mangel an Lebensmitteln ein. Da sandte er um Hilfe zum neuerwählten Herrscher. Karl der Dicke erschien sogleich mit einer aus Italien und Teutschland zusammengezogenen Armee. Heinrich, Graf von Babenberg, ein Allmanne, stand an der Spitze einer Heeresabtheilung. Er hatte früher schon unter dem Oberbefehle Arnulfs in Teutschland gegen dieselben Feinde tapfer und glücklich gefochten. Diesmal war er unglücklich. Er fiel durch normännische List in einem Hinterhalt. Statt diese That zu rächen, sendet der lächerliche Oberfeldherr Friedensboten in's Lager der Feinde, und die Hoffnung der Normannen ging in Erfüllung.

Der Kaiser erkaufte von ihnen den Frieden um 700 Pfund Silber, wozu sogar Kirchengefässe genommen werden mußten. Außerdem gestattete er ihnen den Aufenthalt und die Ansiedlung in Westfranken, unbekümmert um den Umstand, daß dieser Haufe nicht der letzte der Normannen sei, sondern daß jeder

nen ankommende Schwarm seine Forderungen, gestüzt auf das Glück der früheren, steigern werde. Die Nazionen aber wurden über diese Schwäche ihres Monarchen nur um so mehr erbittert. Die meisten Großen glaubten, an allem diesen Unglück sei der Minister des Kaisers, Bischof Leutward, die Ursache. So traf denn derselbe Fall bei Karl dem Dicken, wie einst bei Ludwig dem Frommen wegen des Herzogs Bernard ein. Die Nazion forderte die Entlassung des Bischofs. Diese erfolgte, und der darüber ergrimmte Bischof suchte sich durch Erregung von Unzufriedenheit, wie einst Matafried, an dem Kaiser zu rächen. Die äußersten Gränzprovinzen verachteten ohnehin die Befehle eines schwachen Monarchen. Unter andern der Herzog von Kärnten, Arnulf, welcher den nächsten Anspruch wenigstens auf Teutschland und Italien zu haben glaubte. In diesem einigermassen doch usurpatorischen Glauben bestärkte ihn der an seinen Hof geflohene Leutward.

Die Nachricht, daß Karl der Dicke seinen natürlichen Sohn Bernard zum Erben des teutschen Reiches, mit Uebergehung des ebenfalls natürlichen Arnulfs erklären wolle, reizte die Unzufriedenheit des kräftigen Kärntner noch mehr. Ueberall wurden die Großen für Arnulf gewonnen. Die Schwäche des Kaisers konnte die Folgen nicht unterdrücken, und als er auf einem Reichstage zu Tribur seinem Bernard die Nachfolge durch einen Reichsbeschluß sichern wollte, gings ihm, wie hundert Jahre zuvor dem bajerischen Tassilo. Er mußte das Gegentheil von dem hören, was er zu hören gehofft hatte. Die ganze Versammlung sprach nehmlich am 11. Oktober 887 seine Absetzung vom teutschen und italienischen Throne einstimmig aus. Dafür wurde sein Neffe Arnulf zum Kaiser erhoben. Der dadurch tief gekränkte Exmonarch starb am 12. Jäner 888 auf seinem Landgute Neiding in Schwaben, und wurde in Reichenau, einem Kloster am Bodensee begraben. Für Bajern hat er nichts gethan, als einige Schenkungen an ohnehin schon reiche Klöster gemacht. Ruhmlos war sein Leben. Er kam und ging.

§. 135.

Rückblick auf das vierzehnte Kapitel.

Es gibt oft, sehr oft Momente im Leben des Einzelnen, die entweder von niederer oder keiner Bedeutung sind. Man vergißt sie, denn sie sind der Erinnerung kaum werth. So ist's nicht selten in der Geschichte der Staaten. Auch sie hat Epochen aufzuweisen, für die es besser gewesen wäre, wenn sie die Menschen nicht gekannt hätten. Die voranstehende Epoche umfaßt einen Zeitraum von 47 Jahren, gewiß lang genug, um den Saamen des Guten oder des Bösen unter die Nazionen zu säen. Allein wir fanden statt Fortschritte Rückschritte, statt der Schöpfung eine Zerstörung. Eine ähnliche Zeit sahen wir vor uns, die wir nach dem Tode Alexanders in Griechenland, nach Cäsars Mord in Rom schon erblickt haben. Freilich sind viele Momente der sogenannten Aehnlichkeit durchaus nicht in so ferne kongruent, als jene Zeiten, mit der voranstehenden Epoche verglichen, in Beziehung auf die Kultur ihrer Geschlechter sich weit höher geschwungen hatten, als diese. Aber im hereinbrechenden Schlafe der Kultur, der Erdrückung des Geistes und seiner Schöpfungskraft, des religiösen Gefühles, ihres moralischen Werthes sind sie gleich. Wie vor vierhundert Jahren der fürchterliche Barbar ohne alle bürgerliche und moralische Gesittung über die römischen Gränzbollwerke stürzte, so drohte der in ihrem Entstehen schon morschen Verfassung des ost- und westfränkischen Reiches der volle Untergang durch die Ungarn, Slaven und Normannen. Ganz Teutschland wurde ein Guerillasreich. Jeder größere Eigenthümer war Souverän in seinem Bezirke, und wie schwach sind die bezeichneten vier Regenten unserm Blicke vorübergeschwebt? Es war, als liege der Hauch des Verderbens auf den Karolingern. Was halfen die mächtigen Plane eines Karl des Großen, nicht einmal erkannt, noch weit weniger gewürdigt von Ludwig dem Teutschen und seinen Söhnen? Welche traurigen Aussichten für die fernere Geschichte unseres Vaterlandes? Umgeben von der Barbarei gegen Nord und Ost, im Innern zerrissen von dem eigennüzigen Interesse

der Kirche und des Adels — was blieb da dem Volke? Leider nur die Hoffnung auf die immer mehr hereinbrechende Nacht. Das Mittelalter in seiner die Menschlichkeit entehrendsten Gestalt bricht unaufhaltsam durch die Fugen einer kraftlosen Zeit. Ueberall herrscht Aberglaube, Finsterniß, Verwirrung, Trennung, Sklaverei, Unwissenheit und Erniedrigung. Wo noch vor Kurzem Karl dem Großen ein Heerbann von Hunderttausenden zu Gebote stand, lacht man jetzt den Anforderungen eines machtlosen Karls oder Ludwigs. Mit in den Krieg zu ziehen, das gemeinsame Vaterland zu vertheidigen, ist jetzt Sache des freien Willens geworden. Schon erheben sich die Markgrafen von Bajern und befehden sich selbst. Schon wagt man, den königlichen Befehlen nicht allein nicht zu gehorchen; sondern sie selbst durch offene Gewalt zu verhöhnen. Die Könige lagen in der Hand ihrer Großen; durch sie wurde Karl der Dicke abgesetzt und Arnulf erhoben. Die Trennung wächst; das große und schöne Ganze wird zertrümmert; es konnte doch nur durch Riesenkräfte zusammengehalten werden, und wahrlich, solche zu erzeugen, war ein an fiebernden Stoffen kränkelndes Zeitalter nicht im Stande. Furchtbar wälzte sich der Strom menschlicher Entartung über die Völker, und die heilige Vorsehung rief keinen Arzt, der die sieche Zeit heilen konnte. Das fürchterliche Gespenst der unwissenden Aristokrazie und der halbwissenden Hierarchie schüttelte die selbst geschmiedeten Ketten über die Häupter der ganzen Menschheit.

Fünfzehntes Kapitel.

Kaiser Arnulf und sein Sohn, Ludwig das Kind.

Wer das furchtbar wälzende Rad der Schicksale
aufzuhalten wähnt, den zermalmt es.
Joh. v. Müller.

§. 136.

Abstammung, Familie und Charakter Arnulfs.

Arnulf I. war der außereheliche Sohn König Karlmanns von Bajern, und somit Deszendent Karls des Großen im vierten Grade. Seine Mutter hieß Liutswinde oder Lintswinde und war die Tochter des Markgrafen Ernst, und dadurch und durch die Güte ihres Karlmanns Besitzerin ansehnlicher Güter an der Sempt. Arnulf wurde Herzog in Kärnten im Jahre 880, und durch den Ausspruch der Reichsversammlung in Tribur, einem Flecken zwischen Oppenheim und Mainz, am 11. Oktober 887 König von Bajern und Ostfranken. Im Jahre 896, im April, wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt. Arnulf starb am 8. Dezember 899 in Oetting, wo er begraben, aber bald in die Abtei zu St. Emmeram nach Regensburg überbracht wurde. Seine Gemalin hieß Oda, und war eines bajerischen Grafen, nach Ekard, Luitpolds Tochter. Mit ihr erzeugte der Kaiser eine Tochter, Chlismut, welche sich an den Grafen Konrad in Rheinfranken und der Wetterau verehlichte, und den nachmaligen König Konrad I. gebar; (sie starb im Jahre 924); dann einen Sohn, Ludwig das Kind. Dieser wurde in Oetting 893 geboren und starb 911. Mit ihm erlosch die karolingische gerade Linie in Teutschland. Mit einer Konkubine, Elinrut, erzeugte der Kaiser den König von Lothringen, Zwentipold, dann

den Ratold, auf kurze Zeit Statthalter in Mailand, hierauf die Bertha, die Gemalin Grafen Lutards von Cleve, endlich eine Tochter, deren Name unbekannt ist, die aber vom Markgrafen Wilhelm III. entführt wurde. —

Der großartigen Aufgabe der Zeit war auch Arnulf nicht gewachsen. Die Verhältniße der bittersten Art raubten ihm jede fröhliche Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft für seine Völker. Persönlich tapfer, nur das Gute wollend, aber durch tausend widrige Umstände gehindert, es auszuführen, wurde auch Arnulf die Beute eines fürchterlichen Verhängnisses, welches unaufhaltsam in die Fugen des öffentlichen Lebens brach. Die zwölf Jahre seiner Regirung waren nicht im Stande, wieder gut zu machen, was ein Jahrhundert verdorben hatte.

§. 137.

Fünftheilige Zersplitterung der großen Franken-Monarchie.

Mit dem Beschluße auf dem Reichstage in Tribur war eine ganz neue Ordnung der Dinge eingeführt. Die Aristokrazie besaß gegenwärtig das Uebergewicht über alle königliche Gewalt. Dadurch, daß sie den rechtmäßigen Kaiser, Karl den Dicken, absetzte, und den unrechtmäßigen Arnulf einsetzte, sprach sie unbedingt den folgereichen Saz aus: das Recht, die Könige zu wählen, liege in ihrer Hand. Es gibt also von nun an keine erbliche Herrscherfamilie im großen Frankenreiche mehr. Die Masse der Länder Karls des Großen lag zur Vertheilung in der glücklichen Erfassung des Augenblicks oder in der Wahl der Aristokrazie. Daher kam es, daß nicht alle Provinzen den Arnulf als ihren Herrn anerkannten. Der Graf Odo herrschte als König von Frankreich in Paris; Graf Rudolf in Westfrankreich. Berengar in Ober-, Guido in Mittel- und Unteritalien, als Könige. Nur Arnulf war König der Teutschen. Freilich wollte Arnulf als Karolinger auch alle Theile der grossen Monarchie unter seinem Szepter vereinigen; allein besondere Unterhandlungen ließen die Usurpatoren auf ihren Thronen.

Die Folge aller dieser von der Aristokrazie mit Erfolg geübten Handlungen war die nachmalige Entstehung höchst blutiger Kriege im Inneren, der Unsicherheit des Rechtszustandes, des Sinkens aller Moralität, kurz alles Verderbens, welches über die Völker und ihre Könige gekommen ist. Arnulf suchte aus der mächtigen Hand seiner Adeligen dadurch zu entfliehen, daß er mit gränzenloser Freigebigkeit den geistlichen Großen Macht und Reichthum spendete; allein dadurch kam er vom Regen in die Traufe. Auch die Geistlichen wurden nicht so sehr von Dankgefühlen beseelt, daß sie mit Hinwegsetzung ihres eigenen Interesses die Macht des auch von ihnen miterwählten Königs vergrößert haben würden.

§. 138.

Heranwachsen innerer und äußerer Unruhen.

Dem Strom des allgemeinen Verderbens einen Damm entgegenzusetzen, war eine von Arnulf auch nicht mehr zu lösende Aufgabe. Die fürchterliche Krankheit hieß Unmoralität, erzeugt von der Rohheit des Zeitalters und begünstigt leider durch das Beispiel der Großen selbst. Schon fiengen die Menschen ganz ernstlich zu glauben an, man könne sich den Himmel durch reichliche Spenden an seine nach Großheit begierigen Gesalbten erkaufen. So tief aber hatte die Verdorbenheit der Sitten und des Christenthums schon Wurzel geschlagen, daß selbst ihren Gärtnern vor der Frucht ihres eignen Saamens graute. Wie tief wurde der Mensch von Menschen nicht schon erniedrigt; und wie oft hat man nicht schon das Heiligste zum unheiligsten Zwecke mißbraucht! Jene Zeit jedoch war nicht unmoralisch wegen überfeinerter Aufklärung wie einst die Griechen und Römer, sondern wegen der grassesten Dummheit und einer in der Geschichte kaum je noch vorgekommenen Verwirrung aller Verhältnisse. Von einer Politik war durchaus keine Rede. Man lebte wie das liebe Thier. Was der morgige Tag bringen werde, untersuchte kein Staatsmann. Wenn nur der heutige nicht nachtheilig ist. Von Ludwig dem Frommen an hatte

die Unwissenheit und Erniedrigung aller menschlichen Würde angefangen, und war — zum warnenden Beispiel für alle Zukunft — so reißend schnell fortgerückt, daß es jetzt beinahe unmöglich wird, nur ein wenig Charakter aus der Geschichte dieser Zeit heraus zu finden.

Das öffentliche und Privatleben der Völker kränkelte am ganzen Körper. Eine in Mainz abgehaltene Synode mußte schon die strengsten Gesetze gegen das nicht seltene Verbrechen der Blutschande, des allseitig eingerissenen Ehebruchs ergehen lassen, und diese Verbrechen wurden nicht nur von Laien geübt; sogar von Priestern mußte man blutschänderische Handlungen vernehmen. Daher das Gesetz, auch nicht einmal eine Schwester dürfe ein Gesalbter des Herrn im Hause haben. Allein alle diese, wenn auch noch so streng erlassenen Gesetze fruchteten schon von jener Zeit an Nichts mehr, als Ludwig der Fromme vor den Augen des Volkes gezwungen war, die väterliche Konkubinen-Sippschaft aus seinen Residenzen zu jagen. Man betete und sündigte, zahlte an die Kirche und sündigte und betete wieder, und so häufte sich der Schlamm des Verderbens von Tag zu Tag mehr. Kam dann ein Komet, da zitterten ganze Nazionen, als hätte ein Ungewitter seinen fürchterlichen Blitz in ihre verdorbenen Seelen geschleudert. War das vermeintliche Uebel verschwunden, war es auch schon wieder vergessen. Jedermann opferte so viel in seiner Macht stand, die Meisten ihr Hab und Gut, selbst das Höchste des Menschen, die persönliche Freiheit, an die bindenden und lösenden Gewalten der römischen Kirche.

Wunder, Gespenster und sonstige Teufeleien aller Art trieben ungestört ihr Unwesen, und der Aberglaube ist selbst von Seite der Geistlichen, wie eine oftmalige Lüge zur geglaubten Wahrheit, zum Glauben geworden. Dadurch aber, daß sich auch die Macht der weltlichen Großen immer mehr hob, und die königliche immer tiefer sank, waren die sogenannten Monarchen, und besonders Arnulf, gezwungen, seine Geschenke an die hohe Geistlichkeit zu vermehren; denn durch immer neue Ertheilung von Immunitäten glaubte er, die Bischöfe für eine

Stüze seiner durch doppelte Beziehung schwankenden Macht zu erhalten. Die Markgrafen namentlich waren seit Karl dem Großen so hoch gestiegen, daß sie ihre Würde und das Land ihres Wirkungskreises schon als ein ihren Familien von Rechtswegen angehöriges Eigenthum betrachteten. Vorzüglich war dieses der Fall bei den nördlichen und östlichen Markgrafen Bajerns.

So wagte es der undankbare Schwiegersohn des Königs, Engilschalk, sogar in die königliche Burg Regensburg einzudringen. Seine Strafe war — wohl nicht nach bajuwarischem Gesetze — die Blendung. Sein Land wurde an Engildeo verliehen. Allein dadurch war die königliche Macht wohl für den Augenblick, aber ihre Würde nicht für die Zukunft gerettet.

Mancher Markgraf verband sich mit den ihm benachbarten Barbaren, um dem König Widerstand zu leisten. Daß es bei solchen innern Reibungen im glücklichen Falle von Seite des Königs nicht an Schenkungen an die Geistlichkeit fehlte, ist natürlich. So wurden die Privatgüter des Engilschalk statt nach dem Gesetze an den Fiskus, an das Kloster Kremsmünster sammt dem Immunitätsrechte verliehen. —

Wie die Verwirrung und Unsicherheit der Regirung nach Innen wuchs; so wuchs dieselbe auch nach Außen. Der Pabst Formosus rief die Hülfe des Königs auf der einen, die wiederholten Einfälle der Slaven und Normannen auf der andern Seite. Als inniger Verehrer des heiligen Stuhls, der durch die angemaßte Herrschaft des Königs Wido, früher Herzogs von Spoleto gegen Berengar, Herzog von Friaul und Herrscher von Oberitalien, so wie gegen den Pabst, hart bedrängt war, sagte er dem Fürsten des Exarchates die erbetene Hülfe zu. Aber zu allen diesen Feinden, die zu gleicher Zeit bekämpft werden sollten, kam noch ein neuer, der König von Burgund, Rudolf, welcher durch seinen Einfall in Lothringen, ganz deutlich seine Hand auch nach diesem Lande ausstreckte. Arnulf rüstete demnach ernstlich nach allen Seiten hin Armeen. Mit seinem natürlichen Sohne, Zwentipold, eroberte er an der Spitze des allmannischen und südbajerischen Heerbanns die

Stadt Pergamo und besetzte ganz Oberitalien. Die Folge war die Krönung Arnulfs zum König von Italien. Während jedoch der König in Italien siegte, stand das feindselige Heer des Burgunders ihm in dem Rücken. Arnulf, wie einst Hannibal, eilte über die Gebirge und besiegte eben so schnell auch den König Rudolf. Allein weder den Sieg gegen Wido, noch den gegen Rudolf konnte er verfolgen. Die Obotriten hatten schon wieder Einfälle in's teutsche Reich gemacht. Hier wurde eine größere Macht erfordert, als in Italien und Burgund. Arnulf rief daher zur Unterstüzung gegen die Obotriten die Mähren auf. Dadurch gab er den Mähren, die bisher ans teutsche Reich tributpflichtig waren, ihre eigene Macht zu erkennen. Ihr König, Zwentepold, verweigert den Tribut. Kaum faßte Arnulf den Plan, mit dem großmächtigsten Heerbann auch die Mähren zu bekämpfen; so erhielt er schon die Nachricht, daß die Normannen wieder in die Niederlande eingefallen seien. Da bot der König Alles auf, um vorerst diesen fürchterlichen Feinden die Lust zu neuen Einfällen zu benehmen. Er besiegte sie bei Löwen in einer mörderischen, zwei Tage dauernden Schlacht. Um nun nach diesem glorreichen Kampfe auch die Mähren zu Paaren zu treiben, verband er sich unkluger Weise mit den Ungarn. Das Königreich der Mähren wurde durch doppelte Macht wohl gestürzt, aber nicht zum Glücke der Bajern; denn von jener Zeit an sind die Ungarn die grimmigsten Feinde unseres Vaterlandes. Während dieses geschah, riß sich Italien wieder vom König los, und die Verwirrung nahm in Teutschland wie in Frankreich und Italien immer mehr zu.

§. 139.

Politik der Teutschen.

In einer Zeit, wo barbarische Einfälle von Außen die Grundvesten der Regirung im Innern erschütterten, war die Aufgabe, den Knoten unglücklicher Verhältniße in der Gegenwart zu lösen, nicht unbedeutend. Die öffentliche Verwirrung war schon so weit gestiegen, daß eine Politik, von welcher Art

auch immer die Lösung, nur schwer erzielt haben würde. Es gab nur einen Ausweg für den König — das Kriegswesen und das Volk. Hätte Arnulf, begünstigt in der öffentlichen Meinung durch die Siege über die Italiener und Normannen mit aller Kraftanstrengung Heere aufgeboten, mit etwas weniger Zartgefühl die geistliche und weltliche Aristokrazie behandelt, die Gebrechen des Eigennuzes durch den Ruhm seiner Waffen zu heilen gesucht, so würde er nicht nöthig gehabt haben, die Ungarn um Hilfe zu rufen, und ihrer Raubsucht das Thor von Südteutschland, Bajern, zu öffnen. Allein die Teutschen wußten damals noch wenig von der Politik. Was der Zufall, oder die Kette der Ereigniße gab, nahm man. So kam es, daß jeder Sieg des Königs schnell wieder vergessen wurde, sobald ein neuer Feind die Kräfte der Nazion, und leider vorzüglich des ärmeren Theiles nur, in Anspruch nahm. Ueberall ein loser Zusammenhang, der durch ein nicht erwartetes Glück die Auflösung doch nicht erlebte.

Der Heerbann wurde von Tag zu Tag schlechter, und doch zerfiel er nicht. Allein wie kann man dort von einem Zerfallen sprechen, wo eine moralische Einigung nie statt gefunden hat?

§. 140.

König Arnulf wird Kaiser.

Durch die Unruhen der Italiener und die Aufforderung des Pabstes Formosus wider den Gegenpabst Sergius fand sich Arnulf bewogen, einen zweiten Heereszug nach Italien zu unternehmen. Demnach wurde 895 der fränkische und allmannische Heerbann auf das nächste Jahr gegen Italien aufgeboten. Die Bajern aber gegen die Ostmark, wo häufigere Madscharenschwärme ihre Anwesenheit höchst nothwendig machten. Im April 896 erreichte das fränkische Kriegsheer nach unsäglichen Beschwerlichkeiten die Hauptstadt Rom. Wido war gestorben, und seine Wittwe vertheidigte mit ihren Soldaten die Mauern der Stadt. Als jedoch der König mit Sturm drohte, wurden die Thore geöffnet, und Arnulf vom Pabste in der Peterskirche

zum Kaiser gekrönt. Eine armselige Würde, wenigstens für Arnulf, der kaum so lange das auf diesem Titel haftende Königthum Italien besaß, als er in Italien war. Er kehrte schon nach wenigen Tagen, aber nicht wie Karl der Große siegreich, denn Arnulf hatte seine beiden Armeen durch Hunger und Pest verloren, nach Bajern zurück. Nach seiner Entfernung wüthete der Bürgerkrieg noch entsetzlicher, als vorher.

§. 141.

Verhältniße der Aristokrazie in Teutschland zum Thron.

So lange bis jetzt Arnulf auf dem teutschen Thron saß, beglückte kaum eine friedliche Stunde seine Regirung. Selbst seine Hauptstadt hatte ein fürchterliches Unglück betroffen. Nichts sah man von den ehrwürdigen castris reginis mehr, als Trümmer und brandigen Schutt. Am 16. August 891 hatte ein verzehrender Blitzstrahl seine Flammen auf Reginums graues Haupt geschleudert, und nur zwei Tempel, Sankt Emeram und Sankt Kassian, verschont. Das geringste Unglück für den Kaiser war dieses. Zwei Armeen hatte ihm die Pest in Italien verzehrt. Ein fränkisches Heer war von den Slaven beinahe gänzlich vertilgt worden. Kurz das Unglück brach unaufhaltsam in seiner rohesten Gestalt über die Gränzen seines Reiches. Aber nicht allein gegen West drohte das Ungeheuer der Zerstörung; auch im Ost hob es seine kreischende Stimme. Ungarn und Slaven, Bulgaren und Griechen kämpften um Sein oder Nichtsein. Seit der Kaiser von Italien hergekommen, war er ohne Unterbrechung unwohl. Von Babenberg — der noch gut erhaltenen Altenburg bei Bamberg — aus ging Verheerung durchs ganze Ostfranken, das erste Beispiel von adeliger Souveränetät. Die Böhmen suchten Hülfe gegen die Mähren. Die Folge war ein blutiger Bürgerkrieg. Die östlichen Markgrafen wollen Nichts von kaiserlichen Befehlen mehr wissen. Mit Noth bekämpft man sie. In Rom wüthen Partheien. Lockerer wird das kanonische Band; desto mächtiger die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. Mit einem schlichten Apostelkleide hatte einst der heilige Severin begonnen,

jetzt waren seine Nachfolger in Gold und Silber und Edelsteine prangend gehüllt. Früher zeichnete sich der Adel durch Treue und Verdienst aus, jetzt wurde er mächtig, stolz und pochte auf seine Leibeigene. So gut Arnulf zum König von ihm gewählt worden war, mit gleichem Rechte konnte auch jedes andere Mitglied des Adels dazu gewählt werden. Die Krone ist eine Gnadensache der Großen geworden. Mußte sich doch der Kaiser Mühe geben, daß die Reichsstände in Tribur seinen ehelichen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger bestimmten.

Aus allem diesen geht hervor, daß die Macht der Aristokrazie weit höher, als die des Königs stand, und daß das Verhältniß der Großen zum Throne ein für die Könige höchst drückendes war.

§. 142.

Die Kaiserin Oda.

Der Kaiser wurde von Tag zu Tag kränker. Ein Unglück kommt gewöhnlich nicht allein. An seiner Seele nagte der giftige Wurm aus Italiens schmeichelnder Wollust. Kein Arzt konnte ein Uebel heilen, bei welchem der lebendige Körper zu faulen beginnt. Arnulf glaubte, man habe ihm Gift beigebracht und endlich — sogar die Kaiserin wurde ihm als derjenige Theil bezeichnet, welcher ihn angesteckt habe. Schon hatte der grämliche Monarch schuldlose Personen aus ungerechtem Verdachte hinrichten lassen. Ein seelenkranker Machthaber war nicht selten ein Ungeheuer. Da befiehlt er auch, seiner Gemalin den Prozeß zu machen. Doch die Sakramentalen beschwören einmüthig die Unschuld der Kaiserin. Uebrigens zeigen solche Ereignisse zur Genüge von der tief gesunkenen Moral aller Stände. Die strafende Religion war zur feilen Göttin des Eigennuzes herabgesunken.

§. 143.

Kaiser Arnulfs Tod.

Um seine Krankheit noch zu verschlimmern, hatte selbst der

Erzbischof von Salzburg, der doch von den Karolingern die meiste Macht erhalten, der königlichen Authorität bei Einsetzung des Passauer Bischofs sein oberhirtliches Veto eingelegt, um ja nicht im Geringsten die Prärogazion des Throns zu erhöhen, und das Veto galt. Der undankbare Erzbischof hieß Theodemar.

Nachdem auch der Mährenfürst Isangrimm das linke Donauufer von den Franken gesäubert hatte, und der König von allen Seiten Bedrängnisse und Unglück hören mußte, stieg seine Krankheit so sehr, daß die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten. Der schwache Monarch ging daher nach Oetting, wo auch sein Vater vor neunzehn Jahren gestorben war. Schrecklich war das Ende Arnulfs. Er verschied unter den fürchterlichsten Schmerzen, lebendig beinahe von Würmern verzehrt, am 8. Dezember 899, und wurde in der Frauenkapelle beigesetzt, sein Leichnam aber schon im nächsten Jahre in die Kirche von St. Emeram zu Regensburg begraben. Arnulf war zwar von Natur aus kräftigen Charakters, aber seine Kraft verzehrte das Unglück in bitterster Form.

§. 144.

Ludwig IV., das Kind.

Arnulf, der Kaiser, hatte einen einzigen, ehelichen Sohn hinterlassen, welcher bei dem Tode des Vaters sechs Jahre zählte. Da die Reichsstände schon auf der Versammlung zu Tribur dem Vater die Zusage gegeben hatten, es werde ihm sein Sohn in der Regirung folgen; so versammelten sich dieselben schon im Januar 900 in Forchheim, um dem unmündigen König den Eid der Treue zu schwören, und zugleich die Vormundschaft in der Regirung einzusetzen. Es wurde demnach ein feierliches Hochamt gehalten, hierauf das mit dem königlichen Purpur bekleidete Kind der Versammlung vorgezeigt, ihm vom Erzbischofe Hatto die Königskrone aufgesetzt und gesalbt. Die geistlichen und weltlichen Großen schwuren hierauf ihrem kleinen Könige den großen Eid der Treue, und die Zeremonie

war vorüber. Die Aristokraten hatten einen zweiten König gemacht. Seine Jugend ließ voraussehen, welche Thaten für das teutsche Volk und von dem teutschen Volke jetzt zu hoffen sein würden. Die ehrwürdige Versammlung bestimmte sodann die Vormünder des gekrönten Kindes. Der Erzbischof von Mainz, Hatto, wurde des kleinen Königs großer und mächtiger Erzkanzler oder Hauptminister zur Leitung der politischen Angelegenheiten; der Bischof von Augsburg, Adalbert, der Erzieher des jungen Königs oder Obersthofmeister; der Herzog Otto von Saxen und der Herzog Luitpold von Bajern wurden die beiden Heerführer des Königs. Zu Finanzministern, Kammerboten oder Kronfiskalen wurden ernannt, und zwar für Allmannien und Bajern die beiden Grafen Bertholt und Erchanger; für das östliche Franken in engerer Beziehung, oder für die Länder am Rhein Werinhahr, und Adalbert, Burggraf von Babenberg, für Saxen und Thüringen.

So war also nach dem Dafürhalten der hochachtbaren Reichsversammlung auf's Väterlichste für alle teutschen Länder gesorgt, und es blieb nun Nichts übrig, als die Erfüllung der redlichen Wünsche. Wir merken wohl, daß diese Erfüllung ausbleiben wird, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil viele Köpfe auch verschiedene Gesinnungen haben.

§. 145.

Innere Unruhen.

Erzbischof Hatto war unter allen dem Könige beigegebenen mächtigen Männern der Klügste; der Herzog von Saxen, Otto, der Mächtigste; Luitpold, der unser Vaterland verwaltende Herzog, der Tapferste; und Adalbert, Bischof von Augsburg, der Beste. In Betracht solcher Männer, die in jeder Beziehung an Ansehen die Ersten im Reiche waren, konnte man wenigstens das Beste hoffen. Der Reichskanzler erließ somit nach vollzogener Krönung sogleich eine Bekanntmachung des Vorgefallenen an alle Nazionen, und an den Pabst, Johann IX., worin er sich entschuldigt, daß dem heiligen Vater die Wahl des Königs

nicht eröffnet worden sei, da die Umstände schnelles Handeln erfordert hätten. Der Pabst hatte nehmlich, sobald er von der Wahl des kleinen Ludwigs zum König der Teutschen Kenntniß erhielt, an den Erzbischof Hatto ein Interdikt ergehen lassen, vermöge welchem er zum Erstenmale den teutschen Großen kund und zu wissen that, daß gemäß der apostolischen Dekretalen Isidors dem heiligen Vater zunächst das Recht der Wahl der Könige zustehe; denn er deduzire sein Recht unmittelbar vom Apostel Petrus, und von ihm die Könige. So weit getrauten sich die Päbste, gestüzt auf Isidors falsche Dekretalen, schon zu gehen.

Die Teutschen selbst waren dagegen mit ihrem neuen Könige in so ferne wohl zufrieden, als sie unter seiner vormundschaftlichen Regirung ihre individuelle Macht erweitern zu können hofften. Die Empörung der Lothringer gegen ihren König, den natürlichen Bruder Ludwigs, Zwentepold, dauerte so lange fort, bis derselbe erschlagen und nach seinem Tode Lothringen wieder mit dem teutschen Reiche unter der Regirung des Herzogs Reinhard vereinigt wurde. Graf Adalbert von Babenberg wurde wegen Landfriedensbruch enthauptet, und durch dieses Beispiel der Uebermuth manches Großen niedergeschreckt. Da rührte sich auch die päbstliche Macht wieder. Die Mähren hatten nehmlich an den heiligen Vater schlimme Berichte über ihre Tributherren, die Bajern, erlassen, und der Pabst nicht versäumt, diese ihm dargebotene Gelegenheit zu benüzen, um in weltlichen Dingen wiederholt seine Macht zu zeigen. Aber der Erzbischof von Salzburg und der Reichskanzler führten gegen seine Vermittlung eine kräftige Sprache, die nicht ohne ein günstiges Resultat gewesen ist. Die Mähren blieben unter bajerischer Oberhoheit und erhielten, wie bisher, ihre Bischöfe vom Könige.

§. 146.

Luitpold.

Es ist seit Jahrhunderten, und wohl nicht mit Unrecht für

eine vorzügliche Ehre gehalten worden, so viele Ahnen, als nur immer möglich war, für irgend ein in der Geschichte berühmtes Geschlecht aufzufinden, und somit durch ein erwiesenes hohes Alter einen solchen Stamm so ehrwürdig als möglich zu machen. Auch unsere vaterländischen Geschichtschreiber haben nicht unterlassen, das Geschlecht unserer Könige so hoch als möglich in's graue Alterthum zu versetzen. Alle mit wenigen Ausnahmen behaupten denn auf diesen oder jenen Grund hin: „der Stamm der Wittelsbacher wurzle in dem Geschlechte der Karolinger und Agilolfinger, und zwar durch Luitpold, Herzog in Bajern, welcher in einer Schlacht gegen die Ungarn 907 um's Leben kam.“ Bis auf Luitpold ist demnach die Abstammung und Ahnenreihe unseres Königshauses klar und ohne Unterbrechung fortlaufend, aber Luitpold soll den Uebergangspunkt zwischen der scheierischen und karolingischen, dann zuletzt der agilolfingischen Linie bilden. Die Art und Weise dieses Uebergangspunktes darzuthun, war und ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, insoferne er die Genealogie seines Regentenhauses auch zum Gegenstande seiner Untersuchung machen soll. Hiebei ist nun zunächst zu untersuchen, wer Luitpold und mit wem er verheurathet gewesen sei? —

Alle gleichzeitigen Geschichtschreiber sagen, mit dem Tode Ludwig des Kindes 911 sei der männliche Stamm der Karolinger in Teutschland ausgestorben. Sie sagen aber ferner, der Herzog in Bajern, Luitpold, sei ein Anverwandter — propinquus — des Königs Ludwig gewesen. Daraus folgt, daß Luitpold allerdings den Vereinigungspunkt zwischen einem alten und neuen Geschlechte bilden kann, aber nicht auf dem Wege der Deszendenz, nicht durch eine Blutsverwandtschaft mit den Karolingern in gerader Linie. Alle Wittelsbacher stammen von seinem Sohne, Arnulf II. ab, und nun fragt es sich weiter: ist dieser Arnulf durch seinen Vater oder durch dessen Mutter und wie mit den Karolingern verwandt gewesen? Ferner kann man fragen: war Luitpold weiblicherseits mit seinem Könige und wie verwandt; oder wars seine Gema-

lin allein, und Luitpold blos verschwägert, wohl aber sein Sohn Arnulf verwandt? Da es uns in dieser Geschichte nur um die Wahrheit, nicht aber um hypothetische Exklamazionen zu thun ist; so bemerken wir auf alle diese Fragen Folgendes: „Bisher ist Nichts historisch gewiß, als daß Luitpold in den einen Urkunden dilectus, in den andern carus propinquus — theuerer Vetter — Ludwigs IV., und in den Fuldaer Jahrbüchern ein nepos — Enkel (?!) — Arnulfs, des Kaisers, genannt wird. Niemand weiß mit geschichtlicher Evidenz mehr, als dieses. Da wir aber diesen Luitpold einen Verwandten Arnulfs genannt wissen, und die eheliche Nachkommenschaft seines Vaters wohl kennen; so ist kein anderer Schluß zu ziehen; als daß Luitpolds Verwandtschaft mit den Karolingern auf natürlichem Wege erfolgt sein müsse. Alles Uebrige überlassen wir einer im Urkundenfinden glücklicheren Zeit; verwahren uns jedoch gegen alle patriotischen Hypothesen, die am Allerwenigsten in eine Geschichte gehören.

§. 147.

Die Ungarn.

Ein Gemisch von barbarischen Volksstämmen vom Kalenberge an bis in die Wallachei und bis zum Mittelmeere war vom ernsten Schicksale auserlesen, die Nazionen der Teutschen, ganz vorzüglich aber die Bajern, bis an den Rand höchster Verzweiflung zu bringen. Man hieß diese barbarische Rotte die Ungarn; sie selbst nannten sich Madscharen, und waren Nachkömmlinge der alten Hunnen und Avaren. Sie hatten weder Gefühl noch höheren Sinn für Volksbildung und Volksehre. Ihr Zweck im Leben war ewiger Krieg mit allen Gräueln, die in seinem Gefolge sind. Zu rauben, zu plündern, zu morden, zu schänden, waren ihre vornehmsten Zwecke, ihre sogenannten Großthaten, und dieses Volk war jetzt Teutschlands, besonders aber des ihm zunächst gelegenen Bajerns ärgster Feind; jetzt, wo die Trennung im Innern und ein gekröntes Kind die Regirung und öffentliche Macht bis zur völligen Entkräftung schwächte.

Es war das erste Jahr des neuen Jahrhunderts, als die Ungarn den Zyklus ihrer fürchterlichen Kriege gegen unser Vaterland eröffneten. Einen Umkreis von mehr denn fünfzig Römermeilen hatten ihre fliegenden Reuter nur in einem Tage verheert. Feuer und Schwert hatten fürchterlich gewüthet. Luitpold, der bajerische Heerführer — dux — zog einem Schwarm entgegen, besiegte denselben, und die Ruhe schien vorläufig hergestellt. Allein wenn sie auf der einen Seite auch total geschlagen wurden, so rumpelten sie auf der andern wieder um so fürchterlicher ins Land, und rächten die so eben erhaltene Niederlage durch den blutigsten Sieg. Demnach wurde in Regensburg 901 am Anfange des Jahres ein Reichstag gehalten, auf welchem energische Maaßregeln gegen die verwüstenden Madscharen ergriffen werden sollten. Luitpold rüstete neue Heere aus. Gleiches wurde mit Gleichem vergolten. Raub und Mord ließen die gegenseitige Erbitterung von Tag zu Tag höher steigen. Während dieser Zeit reizte die babenbergische Fehde zur immer größeren Unzufriedenheit im Innern. Die Italiener begannen neue Kriege, kurz, es ermüdet, die allgemein einreißende Verwirrung zu beschreiben, und vielleicht noch mehr, sie zu lesen. Die Schenkungen an Kirchen und Klöster nahmen täglich zu, und mit ihnen wuchs die Krankheit der Staaten. Endlich erhielt der Reichskanzler, welcher mit dem königlichen Knaben in Fürth bei Nürnberg war, die Nachricht, die Ungarn seien mit einem fürchterlichen Heere über die Raab gezogen, und Alles fliehe vor ihrer Mordlust, was fliehen könne. Jetzt, da die Noth selbst den bischöflichen Exarchaten den Untergang drohte, wurde Alles, was Waffen tragen konnte, aufgeboten. Selbst die Bischöfe und Aebte wurden nicht ausgenommen vom allgemeinen Heerbann. Die Bajern mußten als die nächsten auch am Schnellsten an die Gränze rücken. Sie hatten an der Ens eine Festung, Ensburg genannt, errichtet, und hier empfiengen sie den rasenden Feind.

Die Schlacht begann. Fürchterlich wüthet sie in den Reihen der Bajern; der Herzog Luitpold fällt. Es war im Juli 907. Mit ihm drei Bischöfe, viele Aebte und Grafen. Bei-

nahe das ganze bajerische Heer wird vernichtet. Unaufhaltsam dringen die Sieger vorwärts. Eine zweite Armee schlagen sie bei Straubing. Ueberall verheeren sie das Land und morden die Bewohner. Endlich kehren sie mit Beute beladen in ihre Heimat zurück, um im nächsten Jahre wieder zu kommen. Ihre Absicht ist nicht, im besiegten Lande zu bleiben; sondern dasselbe nur zu verheeren. Bajern an der Donau war aber von ihnen schon ausgeplündert. Deswegen fallen sie 908 in Thüringen ein, und erschlagen auch hier den vom König eingesetzten Landesherzog. Im folgenden Jahre ziehen ihre Schlachthaufen über den Inn, und verwandeln auch Oberbajern nochmal in eine Wüste. Bis Augsburg dringen sie. Von hier stürmen sie gegen Regensburg. Durch ungezähltes Gold und Silber erkauft die Hauptstadt ihre Rettung.

Im nächsten Jahre 810 fallen sie in die obere Pfalz und Franken ein. So rauben, brennen, morden und wüthen sie im ganzen Lande herum. Keine Armee leistet ihnen Widerstand. Das Elend erreicht eine Höhe, über welche nur der Himmel hinweg zu schauen vermag. Nach Luitpolds Tod 907 wurde sein Sohn, Arnulf, Herzog von Bajern; allein auch er konnte nicht helfen. Das Entsetzen wächst mit jedem Tag, mit jeder Stunde.

§. 148.

Ludwigs IV. Tod.

Unter so betrübenden Auspizien für die Zukunft rückte das Jahr 911, das Todesjahr Ludwigs des Kindes heran. Schon waren der Reichskanzler Hatto und der liebende Erzieher, der allverehrte Adalbert, mit ihrem kleinen König von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gezogen. Nirgends fanden sie Glück, nirgends Ruhe. Statt mit kräftiger Faust, wie einst die Hetrusker gegen die Römer, das Schwert gegen die vernichtenden Hunnen zu fassen, hielt man Prozessionen, dotirte Kirchen und Klöster, und starb dabei vor Furcht.

Jetzt fehlte ein Karl der Große. Dafür trug die teutsche Krone ein Knabe, ein Jüngling, der zwar schon 17 volle Jahre zählte, aber noch lange nicht den seufzenden Nazionen die Hoffnung gab, er werde nach erlangter Großjährigkeit an Jahren auch zugleich großjährig an Geist werden. Bisher war die Trennung im Inneren faktisch; jetzt war viele Hoffnung da, daß sie auch rechtlich werde. Endlich starb auch der Erzieher und väterliche Freund des Königs. Mit dem Tode Bischofs Adalbert war auch die Ruhe des gekrönten Jünglings fort. Ludwig war zum gemüthlichen Gliede einer frommen Familie; aber nicht zum Throne in unglückschwangern Zeiten geboren. Der rauhe Stolz des Mainzer Erzbischofs konnte den Jüngling nur betrüben, nicht ermuthigen. Er mochte wohl wissen, daß die Teutschen nur aus Mitleid und Gewohnheit, zum Theil auch aus Entmuthigung den schlafenden Szepter seinen zarten Händen nicht entwanden, und die zarte Seele verkümmerte unter den härtesten Schlägen des Schicksals. Ludwig das Kind starb im Sommer des Jahres 911, im achtzehnten Jahre seines Alters, und im eilften seiner bevormundschafteten, höchst unglücklichen Regirung in Regensburg. Mit ihm erlosch der männliche Stamm der Karolinger in Teutschland. Er liegt im Stifte St. Emeram an der Seite seines Vaters begraben.

§. 149.

Rückblick auf das fünfzehnte Kapitel.

Zersplitterung materieller Macht nach Innen und Außen, fürchterliches Steigen der Aristokraten. Wachsende Machtlosigkeit des Thrones; Erniedrigung königlicher Würden; Armuth und Hoffnungslosigkeit auf jedem Schritte; Verzweiflung in allen Herzen. Laster und Tugend in der rohesten Gestalt; teutsche Würde und teutsche Ehre vernichtet. Die Barbarei größer, als damals, da die römischen Burgen stürzten. Die große Frankenmonarchie auf unsicheren, durch kein Gesetz garantirten Rechtsverhältnißen, getheilt. Ungesetzlichkeit überall; die Ordnung verbannt. Der Heerbann desorganisirt; Feinde an allen

Gränzen des Reiches. Die Normannen mehr siegend als besiegt; die Slaven teutsche Schwäche verachtend; die Ungarn teutsche Heere und teutsche Kraft zertretend. Nirgends Einheit und Vaterlandsliebe. Das Volk ohne kräftigen Führer; die Regirung ohne Politik. Das sind die unglücklichen Eigenschaften der Zeit unter Arnulf und Ludwig.

Regensburg verbrannt und wieder aufgebaut. Von der Donau bis zu den Bergen, von der Ens bis zum Lech Stadt und Land verheert. Drei und zwanzig Klöster vernichtet; alle Kirchen auf dem Lande zerstört. Tausende ohne Dach, ohne Brod; Hunger und Elend in allen von den Flammen verschonten Hütten. Ueberall Sklaverei oder gesetzlose Freiheit; die Gerichte ohne Kraft; der Ehrgeiz ohne Hebel.

Wer vermag in diese gräulichen Momente der Geschichte ohne Erschütterung seines Inneren zurück zu denken? Dort die der schwachen Macht ihres Königs trozenden Großen; hier die ohne Rücksicht auf das Volk und ihre höheren Pflichten nach Gütern und weltlicher Größe strebenden Bischöfe, Aebte und Priester. Dort die Unwissenheit in rohester Gestalt; hier empörende Betrügerei. Dort Barbarei; hier Herzlosigkeit und Profanität. Alles Schöne ungekannt; alles Edle verunedelt. Die Religion zum Schirm des Lasters, das Heilige im Menschen zum Deckmantel des Unheiligen gemacht.

Wenige Zeiten, wahrlich wenige gibt es in der Geschichte, wie diese. Als die Teutschen den römischen Koloß umwarfen, waren sie roh; aber die Rohheit ihres Steigens wird von der Rohheit ihres Sinkens unter Ludwig dem Kinde und seinem Vater noch weit übertroffen.

§. 150.

Pragmatischer Blick in die bisherige Vergangenheit, Würdigung der Gegenwart und Ahnung in die Zukunft.

Wir nannten den Zeitraum von 14 v. Ch. bis 911 n. Ch. Bajerns Kindheit. Warum wir uns getrauten, denselben so zu nennen, haben wir in der Einleitung philosophisch zu be-

gründen gesucht. Auf jenes Fundament bauten wir die Geschichte selbst. Ihre Thaten für diesen Zeitraum haben wir gelesen, erkannt und gewürdigt. Halten wir die große Pflicht der Menschheit, immer vollkommener zu werden, zu wachsen an vernünftiger Erkenntniß, Reinheit der Sitten und religiösem Gefühl, an Heiligung des Geistes und der Form zusammen mit der Erfüllung dieser Pflicht; und fragen wir uns, die zeugende Hand auf die teutsche Brust gelegt: kann man die vergangene Zeit anders nennen, als wir sie genannt haben? Waren jene bajerischen Ahnen Jünglinge — an Geist — welche ohne Selbstständigkeit, ohne moralische Kraft, entweder von den despotischen Einflüssen der Verhältnisse, oder vom Willen Fremder ihre Existenz ohngefähr so fortschleppten, wie das gute Saamenkorn die seinige unter Dornen? Waren sie Männer oder Greise? Und wenn sie Greise gewesen sind, warum lebt der Name „Bajern"; warum leben ihre Enkel noch? und warum stehen diese Enkel unendlich höher, als ihre Ahnen? Wer erkennt hier nicht das große Gesetz der Natur: „Alles reift, was da lebet?"

Werfen wir einen Blick in diese verblichenen Jahrhunderte zurück! Schauen wir das große Ganze in seiner verwüstenden Geburt und lethargischem Wachsen!

Es war vor Christus, Niemand weiß die Zeit, da drängten heimatlose Völkerstämme aus der Galler Land jenseits des Rheins herüber auf die dünn bebauten Furchen des südlichen Landes. Jahrhunderte mochte auch das Vaterland jenen Bojern Saamen und Frucht, und seine Haine Andacht erregendes Dunkel zur Verehrung ihrer Götter geschenkt haben. Da kam der Krieg mit seinen Schrecken, und die Bewohner des verheerten Landes suchten sich ferne von der zerstörten alten Heimat eine neue. Und es erschien der Römer; er fand ein leeres Land, eine Wüste. Sein nie rastender Eifer in der Schöpfung der Kultur bebaute den viel versprechenden Boden, bevölkerte das Land und legte die ersten Keime eines reineren Christenthums; aber der Römer war alt, der Teutsche jung. Wohl haben Millionen unser Vaterland bevölkert; wohl hat Kunst und

Gewerbfleiß, Ackerbau und Viehzucht reichlich ihre Segnungen über Stadt und Land verbreitet. Noch zeigen es die unverwüstlichen Trümmer römischer Kastelle, Lager, Brücken, Mauern und Städte. Aber es kam der Teutsche und rüttelte mit mächtiger Faust vier Jahrhunderte lang am Rieseureiche des Romulus, und endlich stürzte es unter den Fußtritten des Attila und seiner zerstörenden Nachfolger zusammen. Der Fall war so heftig, daß selbst die Geschichte, ein ganzes Jahrhundert hindurch wie betäubt, nicht mehr weiß, ob es Römer oder Teutsche waren, die die riesigen Bollwerke des romulischen Volkes zerstörten. Germanen sind es gewesen, aber nur Männer an Form, Kinder an Geist. Wo der Römer Bildung in moralischer Schwäche endete, dort fieng die Erziehung der Teutschen an.

So lange noch die heimische Sitte, aus den Urwäldern in's neue Vaterland herübergebracht, teutsche Treue und teutsche Kraft nicht vergiftete, war die Zeit wahrhaft kindlich. Wen rührte nicht das Familienglück des Garibald! Wen ergriff nicht die hehre Tugend der schönen Euphrysia, der ächt teutschen Jungfrau Theodelinde. Aber wie wollte teutsche Sitte auf einem Boden wurzeln, in dessen Nähe der Römer sein Gift unter die Franken, der Franke unter die Bajern sprizte? Aus teutscher Tugend erzog fränkischer Trug teutsche Entehrung. Vom grauen Alterthume an waren die neuen Stämme unseres Vaterlandes frei, und unter Tassilo I. und Garibald II. hat fränkische Gesetzeshalbheit sie in Fesseln geschlagen. Da erschienen die Apostel des Christenthums. Diese heilige Lehre mit ihren Menschen versöhnenden Tiefen für ein Volk, das so wenig fähig war, sie zu begreifen, und in ihrer ganzen Bedeutung göttlichen Werthes zu erfüllen, wurde gepredigt von Aposteln, die leider recht wenig von den heiligen und sanften Pflichten dieses Lehramtes kannten, ja die nicht selten das Gegentheil von dem thaten, was sie predigen sollten. Die Folge war die Ausbildung einer geistesfesselnden Form und die Mißkennung des tieferen christlichen Sinnes. Hären war das alte Kleid;

aber noch weit härener war das neue. Die Hölle wurde von Tag zu Tag heißer, der Himmel unversöhnlicher gemacht; und es war mit der Verkündigung des Christenthums unter den Theodonen so, wie mit der Verkündigung der zehn Gebote unter Blitz und Donner am schrecklichen Sinai. So wurde der von Christus verkündigte Vater ein fürchterlicher Gott.

Zu dieser religiösen Entmuthigung kam noch der politische Frankendruck unter Hugibert und Odilo. Da war freilich die Vergangenheit das Motto zur Zukunft. Tassilo II. verlor durch die bitter gereifte Schlechtigkeit seiner eigenen Großen Freiheit, Thron und Vaterland. Es erschien der energische Karl. Aber ein Stern in düsterer Nacht gibt schlummernden Jahrhunderten kein Leben. Der große Karl starb, und mit ihm wurden die Früchte seiner Größe begraben. Der fromme Ludwig hatte Nichts vom Vater empfangen, als sein Leben. Dem Pabst und den Bischöfen glaubte er auch beinahe seinen einstigen Himmel danken zu müssen. Von seinen Söhnen auf's Gewissenloseste behandelt, starb er als ein unselbstständiges Produkt eigener Schwäche und als ächter Repräsentant seiner Zeit. Was hätte aus dem teutschen Volke werden können, wenn es kräftige Erzieher in dieser seiner Jugend gehabt hätte! Schon war die Aristokrazie durch die Unwissenheit und Rohheit der Sitten so hoch an Macht und Verderben fürs Ganze gestiegen, daß die Namen Ludwigs des Teutschen und seiner Söhne verhallten, wie das Echo in den urzeitlichen Bergen.

Da kamen die Normannen, es erhoben sich kühner die Slaven, herein brachen die Ungarn. Arnulfs Tapferkeit vermochte den gordischen Knoten der Aristokrazie und Hierarchie nicht zu zerhauen. Ihm fehlte das durch vereinigte Kraft nur starke Schwert eines geordneten Heerbanns. Er kam und ging. Ludwig, sein Sohn, war die bewegliche Puppe, womit die Mächtigen der Zeit ihr Spiel trieben, bis das Jahr 911 die neue Legitimität zerstört hat. Die Karolinger waren verschwunden; aber die Ungarn hatten gesegnete Länder verheert, die Normannen oft gesiegt. Der Heerbann ist zerrüttet, die Vater-

landsliebe erloschen, Priester und Adel herrschen jeder für sein Interesse; Teutschland hat keinen König, der erschütterte Körper kein Haupt. Wer vermag hier zu retten? Die Verzweiflung. Der letzte Ruf nach teutscher Kraft, wie 1813, neun hundert Jahre später, die Schlacht bei Leipzig, wenn auch nicht der Ruf nach teutscher Freiheit. Ein kindliches Volk, wie das unter Ludwig dem Kinde, war der Freiheit noch unwürdig. Sie, die hehre Tochter der Vernunft, stammt nur aus der heiligen Moral und Aufklärung; diese aber wohnen nicht dort, wo Aberglauben und Unwissenheit, Stolz und Erniedrigung von unreinen Händen gesät, gepflanzt, geärntet und benüzt werden.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

2 ow.

2465 m

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolf, Joseph Heinrich

Bajerische Geschichte für alle Stände des Vaterlandes ohne Unterschied ; von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832

Bd.: 1

München 1832

Bavar. 4626 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10386162-0